

## 6. Der Fall Ellen West.

### Eine anthropologisch-klinische Studie<sup>1)</sup>.

Von LUDWIG BINSWANGER (Kreuzlingen).

#### Inhalt:

- A. Bericht.
- B. Daseinsanalyse.
- C. Daseinsanalyse und Psychoanalyse.
- D. Psychopathologisch-klinische Analyse.

### A. Bericht.

#### I. Die Abstammung.

Die Ausländerin Ellen West ist die einzige Tochter eines von ihr über alles geliebten und verehrten jüdischen Vaters. Sie hat einen um vier Jahre älteren, dem Vater ähnlichen, dunkelhaarigen, und einen jüngeren, blonden Bruder. Während der ältere „keine Nerven kennt“, sehr ausgeglichen und vergnügt ist, ist der jüngere ein „Nervenbündel“, ein weicher und weiblicher Ästhet, der mit 17 Jahren einige Wochen wegen einer psychischen Erkrankung mit Selbstmordideen in einer Nervenklinik war und auch nach seiner Genesung leicht erregbar blieb. Er hat geheiratet.

Der 66 Jahre alte Vater wird als äußerlich sehr beherrschter, etwas steif formeller, sehr verschlossener Tat- und Willensmensch geschildert, innerlich aber als sehr weich und reizbar und an nächtlichen Depressionen und Angstzuständen mit Selbstvorwürfen leidend, „wie wenn eine Angstwelle über seinem Kopf zusammenschläge“. Er schläft schlecht und steht morgens oft noch unter dem Druck der Angst. Eine Schwester des Vaters ist am Hochzeitstag psychisch erkrankt (?). Von den 5 Brüdern des Vaters hat sich einer zwischen 20 und 30 Jahren erschossen (nähere Angaben fehlen), ein anderer während einer Melancholie ebenfalls suizidiert, ein dritter ist streng asketisch, steht sehr früh auf, ißt nicht zu Mittag, da das faul mache. Zwei Brüder sind an Dementia arteriosclerotica erkrankt und an Schlaganfall gestorben. Der Vater des Vaters soll ein sehr strenger Autokrat gewesen sein, die Mutter des Vaters hingegen eine sehr weiche, stets vermittelnde Natur, die „stille Wochen“ hatte, während derer sie kein Wort sprach und regungslos dasaß. Das alles habe im Alter zugenommen. Die Mutter dieser Frau, also eine Urgroßmutter der Patientin väterlicherseits, soll schwer manisch-depressiv gewesen sein. Sie stammt aus einer Familie, die viele hervorragend tüchtige Männer hervorgebracht, aber auch viele Psychosen aufweist, von denen ich selbst einen Fall (es handelte sich um einen bedeutenden Gelehrten) behandelt habe (5 Jahre dauernder manisch-depressiver Mischzustand mit Ausgang in völlige Heilung, der, von anderer Seite als präseniler Beeinträchtigungswahn gedeutet und mir selbst lange Zeit als schizophrenieverdächtig erscheinend, von Kraepelin mit Recht als manisch-depressiver Mischzustand erkannt wurde). —

Die Mutter von Ellen West, ebenfalls jüdischer Abstammung, soll eine sehr weiche, gütige, beeinflussbare, nervöse Frau sein, die während der Verlobungszeit 3 Jahre lang an einer Depression litt. Vater der Mutter jung gestorben. Mutter

<sup>1)</sup> In dieser und weiteren Studien wird die Betrachtungs- und Arbeitsweise meiner Studien über Ideenflucht auf die Untersuchung nicht manisch-depressiver Psychosen ausgedehnt.

der Mutter besonders lebenskräftig, gesund, heiter, mit 84 Jahren an Dementia senilis gestorben. 5 Geschwister der Mutter etwas nervös, klein, körperlich zart, aber alt geworden, eines davon an Kehlkopftbc. gestorben.

## II. Die Lebens- und Krankheitsgeschichte.

Geburt normal. Mit 9 Monaten verweigerte Ellen die Milch und wurde daher mit Fleischbrühe ernährt. Auch in späteren Jahren hat sie Milch nie vertragen können. Hingegen aß sie gerne Fleisch, weniger gern bestimmte Gemüse, sehr ungern gewisse süße Speisen; wurde sie zu letzteren gezwungen, so setzte ein ungeheurer Widerstand ein. (Da sie später gestand, daß sie Süßigkeiten schon als Kind leidenschaftlich geliebt habe, handelte es sich hier also nicht um eine „Aversion“, sondern wahrscheinlich schon um einen Akt der Versagung). Leider liegt trotz zweier psychoanalytischer Versuche in späterer Zeit über ihrer frühen Kindheit ein völliges Dunkel; sie weiß von den ersten zehn Jahren ihres Lebens nicht mehr viel. Nach eigenen Angaben und denen der Eltern ist Ellen ein sehr lebhaftes, aber eigensinniges und heftiges Kind gewesen. Sie habe oft stundenlang einem Befehl der Eltern getrotzt und ihn auch dann nicht ausgeführt. Einmal habe man ihr ein Vogelnest gezeigt; sie habe aber mit Bestimmtheit erklärt, das sei kein Vogelnest, und sich durch nichts davon abbringen lassen. Sie habe schon als Kind Tage gehabt, an denen ihr alles leer erschien und sie unter einem Druck litt, den sie selbst nicht verstand. Vom 8. bis 10. Jahr ging sie in ihrer ersten Heimat zur Schule, nachdem sie vorher einen Kindergarten besucht hatte. Mit 10 Jahren ist sie mit ihrer Familie nach Europa übersiedelt, wo sie mit Ausnahme einiger Reisen nach Übersee bis zu ihrem Tode verblieb. In ihrer zweiten Heimat ging sie in die Mädchenschule. Sie war eine gute Schülerin, ging gern zur Schule, war sehr ehrgeizig, konnte stundenlang weinen, wenn sie in ihren Lieblingsfächern nicht den ersten Platz bekam und wollte auch dann nicht fehlen, wenn der Arzt es anordnete, fürchtend, in der Klasse nicht mitzukommen oder irgend etwas zu versäumen. Ihre Lieblingsfächer waren Deutsch und Geschichte, das Rechnen lag ihr weniger. Sie war auch jetzt von lebhaftem Temperament, aber immer noch eigenwillig. Ihr Wahlspruch hat schon damals gelaute: aut Caesar, aut nihil! Ihre Spiele waren bis zum 16. Jahr knabenhaft. Am liebsten ging sie in Hosen. Von Kind an war Ellen West eine Daumenlutscherin; jetzt, mit 16 Jahren, gibt sie es zugleich mit ihren Jungensspielen im Beginn einer (zwei Jahre dauernden) Verliebtheit, plötzlich auf. In einem Gedicht aus dem 17. Lebensjahr wünscht sie aber immer noch sehnlichst, sie wäre ein Knabe, dann würde sie Soldat sein, keinen Feind fürchten und freudig, das Schwert in der Hand, sterben.

Andere Gedichte aus dieser Zeit zeigen bereits eine ausgesprochene Stimmungs-labilität: bald klopft das Herz vor jauchzender Freude, bald ist der Himmel verdüstert, unheimlich wehen die Winde, ungeleitet fährt ihr Lebensschiff dahin, nicht wissend, wohin es den Kiel wenden soll. In einem andern Gedicht aus dem nächsten Jahre saust ihr der Wind um die Ohren, er soll ihr die brennende Stirn kühlen; wenn sie blindlings gegen ihn rennt, weder Sitten noch Sittsamkeit kennt, ist es ihr, als stiege sie aus einer engen Gruft, als fliege sie in unbändigem Freiheitsdrang durch die Luft, als müsse sie etwas Großes, etwas Mächtiges schaffen; dann fällt ihr Blick wieder zurück in die Welt und es fällt ihr das Wort ein: „Mensch, im Kleinen schaff' dir die Welt“; sie ruft ihrer Seele zu: kämpfe fort. — Sie hält sich für berufen, etwas Besonderes zu leisten, liest viel, beschäftigt sich intensiv mit sozialen Fragen, empfindet tief den Gegensatz zwischen ihrer eigenen sozialen Lage und derjenigen „der Masse“ und entwirft Pläne zur Besserung der letzteren. Im selben Alter (17) wird sie im Anschluß an die Lektüre von Niels Lyhne aus einem (trotz der absichtlich areligiösen Erziehung durch den Vater) tief-gläubigen Menschen zu einer vollkommenen Atheistin. Um das Urteil der Welt kümmert sie sich nirgends.

Aus dem 17. Lebensjahr stehen uns noch andere Gedichte zur Verfügung; in dem einen, betitelt „Küß mich tot“, sinkt die Sonne wie eine Feuerkugel ins Meer, ein

feuchter Nebel senkt sich über Meer und Strand, ein Schmerz überkommt sie; „Gibt's keine Rettung mehr?“ Sie ruft den finsternen kalten Meerkönig an, er solle zu ihr kommen, sie in heißer Liebesgier in seine Arme drücken und totküssen. In einem andern Gedicht, betitelt „Ich hasse dich“, besingt sie einen Knaben, den allerschönsten, den sie ob seines Siegeslächelns jetzt ebenso glühend hasse, wie sie ihn früher geliebt. In einem dritten („Müde“) wachsen graue feuchte Abendnebel um sie her, strecken ihre Arme nach ihrem kalten, längst gestorbenen Herzen, die Bäume schütteln, ein altes wehes Lied singend, trostlos trüb die Häupter, kein Vogel läßt erklingen den späten Sang, kein Licht erscheint am Himmel, der Kopf ist leer, das Herz ist bang.

In Tagebuchnotizen aus dem 18. Lebensjahr preist sie den Segen der Arbeit: „Was wären wir ohne Arbeit, was würde aus uns werden? Ich glaube, man müßte bald die Kirchhöfe vergrößern für die, die freiwillig in den Tod gegangen sind. Die Arbeit ist das Opium für Leid und Gram.“ — „Wenn uns alle Fugen der Welt auseinander zu reißen drohen, wenn das Licht unseres Glücks erloschen ist und unsere Lebenslust im Verwelken liegt, so rettet uns nur noch eins vom Wahnsinn: die Arbeit. Dann stürzen wir uns in ein Meer von Pflichten, wie in den Lethe, und das Rauschen der Wellen soll die Todesglocken, die in unserem Herzen schlagen, übertönen.“ — „Wenn der Tag mit seiner Hast und Unruhe vorüber ist, und wir bei der steigenden Dämmerung am Fenster sitzen, entfällt das Buch wohl unserer Hand, wir starren in die Ferne, in die untergehende Sonne, und alte Bilder steigen vor uns auf. Die alten Pläne und Hoffnungen, von denen sich keine verwirklicht, die grenzenlose Oedigkeit der Welt und unsere unendliche Winzigkeit stehen vor der müden Seele. Dann drängt sich die alte Frage wieder auf die Lippen: „Wozu — warum das Ganze? Warum streben und leben wir, um nur nach einer kurzen Spanne Zeit vergessen, im kalten Erdboden zu modern?“ — „In solcher Stunde springe schnell auf, und wohl Dir, wenn man nach Dir ruft, und schaffe mit beiden Händen, bis die Nachtgestalten schwinden. O Arbeit, wohl bist Du der Segen unseres Lebens!“ Sie möchte Ruhm gewinnen, großen, unsterblichen Ruhm, und nach Jahrhunderten sollte ihr Name noch in dem Mund der Menschheit klingen. Dann hätte sie nicht umsonst gelebt! Sie ruft sich zu: „Oh, ersticke die murmelnnden Stimmen in der Arbeit! Fülle Dein Leben mit Pflichten aus. — Ich will nicht so viel denken — meine letzte Adresse soll nicht das Irrenhaus sein! Und wenn man geschafft und gewirkt hat, was hat man dann getan? Es herrscht um uns, unter uns noch immer so viel grenzenlose Not! Da tanzen sie in hellerleuchtetem Saale, und vor der Tür verhungert ein armes Weib. Verhungert! Von der Tafel des Überflusses kommt kein Stück Brot zu ihr. Hast Du bemerkt, wie der Herr Graf während des Sprechens sein Feinbrot langsam in der Hand zerdrückt hat? Und draußen in der Kälte hat ein Weib nach einer trockenen Rinde geschrien! Und was nützt das Grübeln? Ich mache es ja ebenso! . . .“

Im selben (18.) Jahre preist das Tagebuch in hellster Begeisterung all das Neue und Schöne, das sie auf einer Reise mit ihren Eltern in Paris erlebt. Es entwickeln sich neue kleine sentimentale Liebesgeschichten. Zugleich entsteht jetzt in ihr der Wunsch, zart und ätherisch zu sein, wie es die Freundinnen sind, die sie sich wählt. Auch jetzt zeigen ihre Gedichte die Gegensätzlichkeit ihrer Stimmung. Das eine singt von Sonnenschein und lachendem Frühling, von strahlend blauem Himmel über freiem, weitem Land, von Lust und Seligkeit; in einem anderen wünscht sie, das Grünen und Blühen der Welt des Frühlings, das Raunen und Rauschen der Wälder wäre ihr Grabeslied, in einem dritten haben die Augen nur noch Sehnsucht nach dem Dunkel, „wo nicht die grelle Lebenssonne scheint“: „Wenn du noch herrschest hinter Wolken, Vater, so flehe ich, nimm mich zu dir zurück!“

Aber durch Wolken und Dunkel dringt die Helle des Lebens immer wieder durch. Eine ins 19. Lebensjahr fallende Reise mit ihren Eltern nach Übersee lebt in ihrer Erinnerung „als die glücklichste und harmloseste Zeit“ ihres Lebens. In einem Gedicht aus diesem Jahr lagern Fluten von Licht und „goldene Hände“ auf Kornfeldern, Dörfern und Tälern, nur die Berge stehen im Dunkel. Jedoch kann Ellen auf dieser

Reise nie allein, d. h. fern von ihren Eltern sein: obwohl sie sich bei einem Besuch bei Freunden sehr gut amüsiert, bittet sie die Eltern, sie zu sich zurückzurufen. Nach Europa zurückgekehrt, beginnt sie zu reiten und bringt es darin bald zu großer Kunst, kein Pferd ist ihr zu gefährlich; auf Sprungkonkurrenzen wetteifert sie mit erfahrenen Reitern. Wie alles, was sie tut, betreibt sie das Reiten „übertrieben intensiv“, ja als ihre ausschließliche Lebensaufgabe.

Das 20. Lebensjahr ist voller Glück, Sehnsucht und Hoffnungen. Aus den Gedichten strömt helle Lebensfreude, ja überschäumender Lebensjubiläum, die Sonne steht hoch, Frühlingsstürme „brausen durch die Welt“, wie kann man da zögern, sich einschließen „in des Hauses Gruft“. Durch ihre Adern „rast und rauscht das Blut“, die Jugendlust zersprengt die Brust; sie reckt ihren jungen, starken Körper, das frische Lebensmark soll nicht verrostet, die heiße Sehnsucht nach einem wilden Glück soll nicht verdorren, „verkümmern Stück für Stück“. „Die Erde ist zu schal und still, ich sehne mich nach Sturmgebrüll.“ „Oh, wenn ‚Er‘ jetzt käme“, jetzt wo jede Faser an ihr bebt, so daß sie kaum stille sitzen kann zum Schreiben, jetzt, wo sie „so ganz genesen an Leib und Seele“, wo kein Opfer ihr zu groß wäre: „Groß müßte er sein, und stark, eine Seele haben, so rein und unbefleckt wie das Morgenlicht! Das Leben dürfte er nicht spielen noch träumen, sondern es leben, in all seinem Ernst und all seiner Lust. Er müßte sich freuen können: sich freuen an mir und meinen Kindern, und Freude haben an Sonnenschein und Arbeit. Dann würde ich ihm all meine Liebe geben und all meine Kraft.“

Im selben Lebensjahr macht sie ihre zweite Reise nach Übersee, um ihren schwer erkrankten, älteren Bruder zu pflegen. Sie ißt und trinkt mit Vergnügen. Dies ist die letzte Zeit, in der sie harmlos essen kann. Sie verlobt sich jetzt mit einem romantischen Überseer, läßt die Verlobung aber auf Wunsch des Vaters zurückgehen. Auf der Rückreise hält sie sich in Sizilien auf, schreibt hier an einer Schrift „Über den Beruf der Frau“, liebt das Leben (laut Tagebuch) leidenschaftlich, die Pulse hämmern bis in die Fingerspitzen, die Welt gehört ihr, denn sie hat Sonne, Wind und Schönheit ganz für sich allein. Ihr Gott ist der Gott des Lebens und der Freude, der Kraft und Hoffnung, sie ist erfüllt von brennendem Durst, zu lernen, sie hat bereits einen Blick getan in das „Geheimnis des Universums“.

Die ersten Wochen in Sizilien sind die letzten ihres Lebensglücks. Schon im Tagebuch melden sich wieder die Schatten des Zweifels und der Angst; Ellen fühlt sich klein und völlig verlassen in einer Welt, die sie nicht verstehen kann. Sie ist zwar froh, „fern zu sein von den einengenden Einflüssen von zu Hause“, die Schwingen ihrer Seele wachsen, aber dieses Wachstum geschieht nicht ohne Schmerzen und Krämpfe, ja inmitten ihrer schönsten, trunkensten Augenblicke melden sich wieder Furcht und Zittern. Sie sieht mitleidig herab auf all ihre schönen Ideen und Pläne und schließt ihr Tagebuch mit dem brennenden Wunsch, sie möchten sich eines Tages in Taten verwandeln, statt nur in unnütze Worte.

Daneben taucht jetzt aber etwas Neues auf, eine bestimmte Angst, und zwar die Angst vor dem Dickwerden. Zu Beginn des Aufenthaltes in Sizilien hatte Ellen noch einen Riesenappetit entwickelt. Dabei wurde sie so dick, daß ihre Freundinnen anfangen, sie deswegen zu necken. Sofort beginnt sie, sich durch Hungern und übertriebene Spaziergänge zu kasteien. Das geht so weit, daß sie ihre Begleiterinnen, wenn sie an einem schönen Punkt stehen bleiben, fortwährend umkreist. Sie ißt keine Süßigkeiten oder sonstige dickmachende Sachen mehr und läßt das Abendessen ganz fort. Als sie im Frühjahr nach Hause zurückkehrt, ist jedermann entsetzt, wie schlecht sie aussieht.

Ellen ist jetzt 21 Jahre alt. Im Sommer nach der Rückkehr nach Italien ist die Stimmung ausgesprochen „depressiv“. Ellen wird fortwährend von der Idee gepeinigt, daß sie zu dick werde und macht deswegen dauernd große Spaziergänge. Sie nimmt ihr Tagebuch wieder auf, klagt, daß sie nirgends ein Heim habe, auch zu Hause nicht, daß sie die Tätigkeit, die sie suche, nicht finde, keine Ruhe habe, eine wahre

Qual fühle, wenn sie stillesitze, daß jeder Nerv in ihr zittere und überhaupt, daß ihr Körper alle Regungen ihrer Seele mitmache: „Mein inneres Selbst ist so eng verbunden mit meinem Körper, daß beide eine Einheit bilden und zusammen mein Ich ausmachen, mein unlogisches, nervöses, individuelles Ich.“ Sie fühlt sich absolut wert- und nutzlos und hat Angst vor allem, vor dem Dunkel und der Sonne, vor der Stille und dem Lärm. Sie fühlt sich auf der untersten Stufe der Leiter, die zum Lichte führt, erniedrigt zu einer feigen, elenden Kreatur: „Ich verachte mich!“ In einem Gedicht sitzt die graue Not an ihrem Grabe, aschenbleich, sitzt und starrt, wankt nicht und weicht nicht; die Vögel schweigen und fliehen, die Blumen welken vor ihrem eiskalten Hauch. Der Tod erscheint ihr jetzt nicht mehr schrecklich, er ist kein Sensemann, sondern „eine herrliche Frau, weiße Aestern im dunklen Haar, große Augen traumtief und grau“. Das einzige, was sie noch lockt, ist das Sterben: „So ein wohliges Ausstrecken und Hindämmern. Dann ist's vorbei. Kein Aufstehen wieder und ödes Schaffen und Planen. Hinter jedem Wort verberg' ich eigentlich ein Gähnen“. (Dies und das folgende aus einem Brief an ihren damaligen Freund.) „Und jeden Tag werde ich ein bißchen dicker, älter und häßlicher“. — „Wenn er mich noch lange warten läßt, der große Freund, der Tod, dann mache ich mich auf und suche ihn.“ Sie sei nicht schwermütig, bloß apathisch: „Es ist mir alles so einerlei, so ganz gleichgültig, ich kenne kein Gefühl der Freude und keines der Angst.“ — „Der Tod ist das größte Glück des Lebens, wenn nicht das einzige. Ohne die Hoffnung auf das Ende wäre das Dasein unerträglich. Nur die Gewißheit, daß früher oder später das Ende kommen muß, tröstet mich ein wenig.“ Sie will nie Kinder haben: was sollten sie in der Welt?

Im Herbst desselben Jahres kommt Ellen aus der depressiven Stimmung allmählich heraus. Sie trifft Vorbereitungen für die Einrichtung von Kinderlesezimmern nach amerikanischem Muster. Aber neben dem wieder erwachenden Lebensübermut und dem Schaffensdrang besteht die lähmende Angst und Verzweiflung weiter. Aus dem Tagebuch: „Ich habe lange kein Tagebuch geschrieben, aber heute muß ich mein Heft wieder zur Hand nehmen; denn in mir wühlt es und gärt es so, daß ich ein Sicherheitsventil öffnen muß, wenn ich nicht in wilden Übermut ausbrechen will. Es ist eigentlich traurig, daß ich all die Kraft und Schaffenslust in ungehörte Worte statt in starke Taten übersetzen muß. Ein Jammer ist's um mein junges Leben, eine Sünde um meinen gesunden Sinn. Zu welchem Zweck hat die Natur mir Gesundheit und Ehrgeiz gegeben? Doch nicht um sie zu ersticken und niederzuhalten und in den Fesseln des Alltags verschmachten zu lassen, sondern um der armseligen Menschheit zu nützen. Die eisernen Fesseln des Alltags: Die Fesseln der Konvention, die Fesseln des Besitzes und der Bequemlichkeit, die Fesseln der Dankbarkeit und Rücksicht, und am stärksten von allen: die Fesseln der Liebe. Ja, die sind es, die mich niederhalten, zurückhalten von dem wilden Aufleben, dem gänzlichen Aufgehen in der Welt des Kampfes und der Opfer, nach dem sich meine ganze Seele sehnt. O Gott, die Angst macht mich rasend! Die Angst, die fast Gewißheit ist! Das Bewußtsein, daß ich alles schließlich verlieren werde: allen Mut, alle Empörung, allen Tatendrang; daß sie — meine kleine Welt — mich mürrisch machen werde, mürrisch und kleinmütig und armselig, wie sie selbst es sind.“ — „Leben? Nein, vegetieren! Konzessionen machen predigt ihr? Ich will keine Konzessionen machen! Ihr seht es ein, die bestehende Gesellschaftsordnung ist faul, bis auf die Wurzel angefault, schmutzig und gemein; aber ihr tut nichts, um sie umzustoßen. Wir haben aber kein Recht, unsere Ohren dem Schrei des Elends zu verschließen, und mit geschlossenen Augen an den Opfern unseres Systems vorüberzugehen! Ich bin 21 Jahre alt und soll schweigen und grinsen wie eine Puppe. Ich bin keine Puppe. Ich bin ein Mensch mit rotem Blut und bin eine Frau mit zuckendem Herzen. Und kann nicht atmen in dieser Atmosphäre der Heuchelei und Feigheit, und will etwas Großes schaffen, und muß meinem Ideal, meinem stolzen Ideal, ein wenig näher kommen! Wird's Tränen kosten? O was soll ich tun, wie kann ich's anfangen? Das kocht und klopft in mir, das will die Hülle zerreißen! Freiheit! Revo-

lution!“ — „Nein, nein, ich mache keine Phrasen. Ich denke nicht an die Befreiung der Seele: Ich meine die reale, greifbare Freiheit des Volkes von den Fesseln seiner Unterdrücker. Soll ich's noch klarer ausdrücken? Revolution will ich, einen großen Aufstand, der sich über die ganze Welt ausdehnt und die ganze Gesellschaftsordnung umstößt. Ich möchte wie eine russische Nihilistin Heimat und Eltern verlassen, unter den Ärmsten der Armen leben und Propaganda machen für die große Sache. Nicht aus Abenteuerlust! Nein, nein! Nenn't unbefriedigten Tatendrang, wenn ihr wollt, unbezähmbaren Ehrgeiz. Was tut der Name zur Sache? Mir ist's, als wäre es etwas Besseres, das Kochen in meinem Blut. Oh, ich ersticke in diesem kleinlichen Alltagsleben. Satte Selbstzufriedenheit oder egoistische Gier, freudlose Ergebenheit oder rohe Gleichgültigkeit: Das sind die Pflanzen, die in der Sonne des Alltags gedeihen. Sie wachsen und wuchern, und wie Unkraut ersticken sie die Blume der Sehnsucht, die zwischen ihnen geboren wird.“ — „Alles an mir bebt vor Angst, Angst vor den Natern meines Alltags, die mich umfängen wollen mit ihren kalten Leibern, und den Kampfesmut aus mir herausdrücken. Aber meine strotzende Kraft setzt sich zur Wehr. Ich schüttle sie ab, ich muß sie abschütteln. Der Morgen muß kommen nach dieser Nacht des Alldrückens.“

Den Winter über betreibt Ellen die Einrichtung der Kinderlesezimmer mit Hilfe einer gemeinnützigen Gesellschaft energisch und erfolgreich. Aber schon im kommenden Frühjahr befriedigt sie das nicht mehr. Sie sehnt sich nach Liebe und größeren Taten. In einem Gedicht, betitelt „Die bösen Gedanken“, sieht sie hinter jedem Baume die „bösen Geister“ stehen, die sie höhnend von allen Seiten „einschließen“, sie grimmig packen, ihr ans Herz greifen und schließlich selber das Wort ergreifen:

„Einst waren wir Dein Denken,  
Dein Hoffen stolz und rein!  
Wo sind jetzt Deine Pläne  
Und Deine Träumerei'n?

Verschüttet sind sie alle  
Verweht in Wind und Sturm,  
Du selbst ein Nichts geworden,  
Ein banger Erdenwurm

Da mußten wir entweichen  
Hinaus in dunkle Nacht,  
Der Fluch, der Dich getroffen,  
Hat uns so schwarz gemacht.

Doch suchst Du Ruh' und Frieden,  
Dann kriechen wir herbei,  
Dann wollen wir uns rächen  
Mit unserm Hohngeschrei!

Und suchst Du Glück und Freude,  
Dann stellen wir uns ein,  
Anklagend, höhnend werden  
Wir immer bei Dir sein!“

Im Tagebuch macht sie weiterhin ihrem Haß Luft gegen den Luxus und das Wohlleben, die sie umgeben, sie stöhnt über ihre Feigheit und Schwäche, sich nicht „über die Verhältnisse erheben“ zu können, sich so jung schon mürbe machen zu lassen „von den Häßlichkeiten und der Stickleuft des Alltags. Noch empfinde ich die Schmach meiner Gefangenschaft. Wie modrig riecht dieses Kellerloch. Der Duft der Blumen kann den Geruch der Fäulnis nicht übertönen. Kein Wunder, habt ihr solch häßliche gelbe Seelen bekommen; ihr, die ihr aufgewachsen seid in dieser Luft. Ihr merkt schon gar nicht mehr, wie schwer das Atmen hier ist. Zwerglungen haben eure Seelen bekommen. Alles an euch ist zwerghaft: Die Gedanken, die Gefühle und — die Träume. Ihr seht mich scheel an, weil mir ekelt vor den Zuständen, in denen ihr euch wohl

fühlt. Ihr wollt mich unterkriegen . . . Ich will fort, fort — fort von hier. Ich habe Angst vor euch! Ich schlage mit den Händen gegen die Mauern, bis ich kraftlos niedersinke. Dann kommt ihr wie die Ratten aus euren Ecken, und eure kleinen Augen verfolgen mich, wie ein Alldrücken.“ Einen Monat später dichtet Ellen ein leidenschaftliches Reiterlied: sie gibt dem Pferde die Sporen, aber die „bösen Gedanken, die Geister der Nacht“ folgen dicht hinter ihm „auf knöchernen Mähren, hohläugig und bleich“; schließlich bleiben „die bleichen Schatten“ aber doch hinter dem sausenden Galopp ihres Pferdes zurück und „das Leben hat wieder gesiegt“. Einen Monat später klagt sie aber schon wieder über ihre „Seeleneinsamkeit“: sie steht „einsam wie auf eisigen Höh'n“, nur die Winde verstehen ihr Sehnen und Bangen.

Im Herbst desselben Jahres beginnt Ellen mit den Vorbereitungen für die Matura, in der Absicht, Nationalökonomie zu studieren. Sie steht um 5 Uhr auf, reitet 3 Stunden, hat dann Privatunterricht und arbeitet den ganzen Nachmittag und Abend bis tief in die Nacht mit Hilfe von schwarzem Kaffee und kalten Waschungen.

Der kommende Frühling (Ellen ist jetzt 22 Jahre alt) stimmt sie wehmütig, sie kann sich nicht freuen an dem Erwachen der Natur, fühlt nur, „wie tief sie gesunken“, nicht nur von ihrem früheren Idealbild, sondern von dem, was sie früher wirklich war. Früher lag die Welt „offen vor ihr“ und sie wollte sie „erobern“, ihre Gefühle und Empfindungen waren „stark und kräftig“, sie liebte und haßte „mit ganzer Seele“. Jetzt macht sie Konzessionen; sie hätte jeden ausgelacht, der ihr das prophezeit hätte; mit jedem Jahre habe sie „ein wenig von der alten Kraft eingeblüht“.

Im Herbst desselben Jahres — Ellen ist Ende Juli 23 geworden — bricht sie zusammen. Zugleich hat sie eine unangenehme Liebesgeschichte mit einem Reitlehrer. Dabei achtet sie dauernd auf ihr Körpergewicht und schränkt die Nahrungsaufnahme ein, sobald sie zuzunehmen droht. Neben der Angst vor dem Dickwerden geht jetzt aber ein gesteigertes Verlangen nach dem Essen, besonders nach Süßigkeiten einher, und zwar am stärksten dann, wenn sie durch das Zusammensein mit anderen Menschen müde und nervös geworden ist. In der Gegenwart anderer Menschen gewährt ihr das Essen keine Befriedigung, sondern nur, wenn sie allein essen kann. Wie seit dem Beginn der Angst vor dem Dickwerden und dem Wunsch, harmlos essen zu können. Ihr altes Kindermädchen bemerkt schon jetzt, daß dieser Konflikt „der Schatten ihres Lebens“ sei. Besonders in den Ferien ist sie in einer „depressiven Unruhe“; dieselbe weicht erst, wenn die regelmäßige Arbeit und feste Tageseinteilung wieder beginnt. Der Plan, die Matura zu machen, wird wieder aufgegeben. Statt dessen macht sie in wenigen Wochen ein Lehrerinnenexamen, um sich als Hörerin an der Universität einschreiben lassen zu können. Während des Sommersemesters dieses 23. und des Wintersemesters des beginnenden 24. Lebensjahres studiert sie in X. Diese Zeit gehört zu den glücklichsten ihres Lebens! Im Sommer entwickelt sich ein Liebesverhältnis mit einem Studenten. Das Tagebuch atmet Lebenslust und Sinnlichkeit. Nach Abschluß dieses Wintersemesters heißt es in einem Gedicht, betitelt Frühlingsstim-mungen:

„Ich möchte sterben, wie der Vogel stirbt,  
Der sich die Kehle sprengt in höchstem Jubel;  
Nicht leben, wie der Wurm der Erde lebt,  
Alt, häßlich werden, stumpf und dumm!  
Nein, einmal fühlen, wie die Kräfte zünden  
Und sich im eigenen Feuer wild verzehren.“

Ellen ist begeistert vom Studium und Studentenleben. Sie macht große Bergtouren in Gesellschaft und kann auch jetzt nicht allein sein; ihr altes Kindermädchen ist dauernd bei ihr. Auch von ihrer „fixen Idee“ kann sie sich nicht frei machen. Sie vermeidet dick machende Nahrung und unterzieht sich, da sie sich trotzdem zu dick werden fühlt, im Herbst mit ärztlichem Einverständnis einer Entfettungskur.

Zur selben Zeit wird aus dem Verhältnis mit dem Studenten eine Verlobung. Die Eltern verlangen eine zeitweilige Trennung. Ellen geht im Frühjahr in ein Seebad und hier tritt wiederum eine besonders starke „Depression“ auf (24½ Jahre alt). Sie tut alles, um so dünn zu werden wie irgend möglich, macht große Märsche und nimmt täglich 36—48 Thyreoidintabletten! Von Heimweh verzehrt, bittet sie ihre Eltern, sie zurückkehren zu lassen. Sie kommt vollständig abgemagert, mit zitternden Gliedern an, quält sich körperlich durch den Sommer hindurch, fühlt sich seelisch aber befriedigt, weil sie dünn ist. Sie hat das Gefühl, den Schlüssel für ihr Wohlbe- finden gefunden zu haben. Die Verlobung bleibt bestehen.

Im Herbst, zu Beginn ihres 25. Lebensjahres, macht sie ihre dritte Reise nach Übersee. Der dortige Arzt konstatiert einen „Basedow“ und verordnet vollkommene Bettruhe. Sie bleibt 6 Wochen im Bett und nimmt dabei sehr rasch zu; weint daher dauernd. Im folgenden Frühjahr nach Hause zurückgekehrt, wiegt sie 150 Pfund. Kurz darauf geht die Verlobung zurück (vgl. S. 265 unten). Im Mai ist sie in einem (offenen) Sanatorium, im Sommer auf einer Gartenbauschule, in depressiver Stim- mung, macht aber körperlich einen vollständig gesunden Eindruck. Da der Gartenbau sie bald nicht mehr interessiert, bricht sie die Schule vorzeitig ab. Sie hat wieder ver- sucht, durch viel Körperbewegung und wenig Essen ihr Gewicht zu vermindern. Im Herbst nimmt sich ihr Vetter, mit dem sie seit vielen Jahren befreundet ist, ihrer be- sonders an. Sie machen bis zum nächsten Frühjahr große Wanderungen zusammen, oft 30—40 km im Tag. Daneben turnt sie eifrig, beschäftigt sich, wenn auch ohne viel Freude, in einem Kinderheim und sehnt sich nach einem eigentlichen Beruf. Obwohl die Auflösung der Verlobung mit dem Studenten eine „offene Wunde“ bleibt, ent- wickelt sich ein Liebesverhältnis mit dem Vetter. Die „fixe Idee“ ist nicht ver- schwunden, beherrscht sie aber nicht mehr so wie früher.

In diese Zeit fällt ein Gedicht, offenbar an den früheren Verlobten gerichtet, in dem sie sich fragt, ob er sie überhaupt geliebt, ob ihr Leib „nicht schön genug“, ihm Söhne zu gebären:

„Weh mir, weh mir!  
Die Erde trägt das Korn,  
Ich aber,  
Bin unfruchtbar,  
Bin weggeworfene Schale,  
Zersprungen, unbrauchbar,  
Wertlose Hülle.

Schöpfer, Schöpfer,  
Nimm mich zurück!  
Schaff mich ein zweitesmal  
Und schaff' mich besser!“

Im 26. Jahre erwacht in Ellen die Liebe zur Musik. Sie und der Vetter fassen den Plan, sich zu heiraten. Sie schwankt aber noch 2 Jahre zwischen dem Studen- ten, mit dem sie die Beziehungen wieder aufgenommen, und dem Vetter. Erst im 28. Lebensjahr, nach einer nochmaligen Zusammenkunft mit dem Studenten (vgl. S. 265 oben), bricht sie endgültig mit diesem und heiratet ihren Vetter. Vorher nahm sie noch mehrere Mensendieck-Kurse, reiste viel, konsultierte auf Wunsch der Eltern und des Vetters mehrere berühmte Nervenärzte und nahm zeitweise wieder Thyreoidin, machte Riesenspaziergänge und wurde traurig, wenn sie sich im Spiegel sah, haßte ihren Körper und schlug ihn oft mit Fäusten. Freundinnen, die wie sie den Wunsch haben, schlank zu sein, beeinflussen sie ungünstig. Sie wird stets deprimiert, wenn sie mit dünnen Menschen zusammen ist oder solchen, die wenig essen.

Nach der Hochzeit mit dem Vetter hofft sie, ihre „fixe Idee“ loszuwerden, was aber nicht der Fall ist. Sie wiegt bei der Hochzeit 145 Pfund, nimmt aber schon auf der Hochzeitsreise infolge ihrer „Diät“ dauernd ab.

Im Sommer nach der im Frühjahr erfolgten Heirat bleibt die Periode aus. Der Konflikt zwischen dem „Wunsch nach harmlosem Essen“ und der Angst vor dem Dick-

werden quält sie dauernd. Im Herbst, zur Zeit ihres 29. Geburtstages, tritt auf einer Wanderung mit dem Mann in einsamer Gegend eine starke Unterleibsblutung auf, mit der sie noch stundenlang gehen muß. Der Arzt macht eine Auskratzung und konstatiert eine Fehlgeburt; er bezeichnet gute Ernährung als die Voraussetzung für die Möglichkeit einer neuen Schwangerschaft!

Im Verlauf des ganzen folgenden (29.) Lebensjahres wird Ellen nun hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, ein Kind zu bekommen und der Angst vor dem Dickwerden (durch genügende Ernährung). „Die Angst behält die Oberhand.“ Die früher regelmäßige Periode bleibt aus. Ellen ist im ganzen wieder besserer Stimmung, jedoch jeweils bedrückt durch die immer wieder enttäuschte Hoffnung auf eine neue Gravidität. Sie arbeitet energisch und mit großem Pflichteifer in sozialen Hilfswerken, geht viel ins Theater und liest viel. Als sie aber einmal feststellt, daß sie in einer Woche 4 Pfund zugenommen, bricht sie in Tränen aus und kommt lange nicht mehr zur Ruhe. Als ein anderer Frauenarzt ihr sagt, daß gute Ernährung nicht Voraussetzung für eine Gravidität sei, beginnt sie sofort wieder mit dem Gebrauch starker Abführmittel.

In ihrem 30. Lebensjahr ist Ellen noch angestrenzter sozial tätig. Sie nimmt das wärmste menschliche Interesse an den ihr anvertrauten Schützlingen, mit denen die persönlichen Beziehungen noch jahrelang weiter bestehen bleiben. Dabei verschlechtert sie ihre Ernährung aber planmäßig und wird allmählich Vegetarianerin. Nach einer kurzen Grippe schont sie sich nicht. Eine Kur in Pymont, die ein dritter Frauenarzt verordnet, ist ohne Erfolg, zumal sie den Gebrauch der Abführmittel dort derart steigert, daß sie jede Nacht erbricht. Als sie konstatiert, daß ihr Gewicht dauernd abnimmt, ist sie sehr befriedigt.

Der Winter ihres 31. Lebensjahres bringt eine rapide Abnahme ihrer Kräfte. Sie arbeitet zwar im gleichen Maße weiter, kann sich sonst aber zu nichts mehr aufraffen. Auch die zwei täglichen Wanderungen mit ihrem Mann setzt sie zum erstenmal aus. Sie schläft gegen ihre frühere Gewohnheit bis zu 12 Stunden. Die Abführmittel werden weiter gesteigert, die Ernährung wird noch verschlechtert. Trotz eines gelegentlichen hohen Fiebers, das sie aber verheimlicht, geht sie auf die Straße, in der Hoffnung, eine Lungenentzündung zu bekommen. Der Gesichtsausdruck verändert sich. Ellen sieht alt und verfallen aus. Da sie in den Abführmitteln ein Mittel gegen das Dickwerden gefunden zu haben glaubt, ist sie aber nicht depressiv.

Im Frühling dieses Jahres bricht bei einer Wanderung mit ihrem Mann plötzlich mit elementarer Kraft das Geständnis hervor, daß sie ihr Leben nur noch unter dem Gesichtspunkt lebe, wie sie dünn bleiben könne, daß sie jede ihrer Handlungen diesem Gesichtspunkt unterordne, daß diese Idee eine furchtbare Gewalt über sie erlangt habe. Sie glaubt, sich durch Arbeit betäuben zu können, vertauscht bei der Fürsorgestelle ihre ehrenamtliche Tätigkeit mit einer bezahlten, die sie zu siebenstündiger Bureauarbeit täglich verpflichtet, und bricht nach einigen Wochen, im Juni, unter dieser Arbeit zusammen. Während dieser ganzen Zeit hat sie ihre Ernährung weiter verschlechtert, das Gewicht geht auf 94 Pfund herunter. Daneben kommt eine intensive Beschäftigung mit Kalorien-Tabellen, Kochrezepten usw. auf. In jeder freien Minute schreibt sie Rezepte von wohlschmeckenden Speisen, Puddings, Nachtischen usw. in ihr Kochbuch. Sie verlangt von ihrer Umgebung, daß sie gut und reichlich ißt, während sie selbst sich alles versagt. Sie entwickelt eine große Geschicklichkeit darin, ihre Umgebung darüber zu täuschen, daß sie fast nichts ißt, indem sie ihren Teller füllt, wie jeder andere, und dann den größten Teil der Speisen heimlich in ihrer Handtasche verschwinden läßt. Dinge, von denen sie glaubt, daß sie nicht dick machen, z. B. Schellfisch, Muscheln, ißt sie mit großer Gier und Hast. Oft ißt sie Dinge, die sie für den Haushalt eingekauft hat, unterwegs auf und macht sich dann heftige Vorwürfe darüber. Bei jeder Mahlzeit stellt sich Schweißausbruch ein. Ellen sucht nun in Begleitung ihres Mannes für einige Wochen ein Stoffwechselsanatorium auf, fügt sich zunächst den Anordnungen des Arztes, so daß sich das Gewicht von 90 auf

100 Pfund hebt, täuscht aber, nachdem der Mann abgereist, den Arzt durch Verschwindenlassen des Essens in ihrer Tasche und heimliches Einstecken von Gewichtchen beim Wiegen.

Im Beginn ihres 32. Lebensjahres verschlechtert sich der körperliche Zustand noch weiter. Der Gebrauch der Abführmittel steigert sich ins Ungemessene. Sie nimmt jeden Abend 60—70 Tabletten Laxativum-Vegetabile mit dem Erfolg, daß sich bei Nacht quälendes Erbrechen, bei Tag heftiger Durchfall einstellt, oft begleitet von Herzschwäche. Sie ißt jetzt auch keinen Fisch mehr, ist zum Skelett abgemagert und wiegt nur noch 84 Pfund. Ellen wird immer leistungsunfähiger, geht schon nachmittags wieder zu Bett, quält sich furchtbar darüber, daß „ihre Triebe mächtiger sind als ihre Vernunft“, daß „alle innere Entwicklung, alles wirkliche Leben aufgehört“, und daß sie von ihrer „längst als unsinnig erkannten übermächtigen Idee“ vollkommen beherrscht werde. Dabei ist die Stimmung eher heiter und es gewährt ihr Befriedigung, daß ihre Freunde sich um sie sorgen.

Mit 32½ Jahren unterzieht sie sich erstmals einer Psychoanalyse bei einem feinsinnigen, nicht auf Freud eingeschworenen, jungen Psychoanalytiker. Sie faßt wieder Hoffnung, besucht wieder Vorlesungen, Theater und Konzerte, macht Ausflüge, ist aber hochgradig rastlos und übertreibt wieder alles. In den Zeiten, da der Mann abwesend ist, muß das alte Kindermädchen bei ihr sein. Die Psychoanalyse hält sie bald für nutzlos.

In ihren Briefen an den Mann tritt hie und da wieder ihre „brennende Liebe zum Leben“ zutage; sie bleibt aber „reine Stimmung“, die Angst, dicker zu werden, steht unverändert im Mittelpunkt ihres Tuns und Denkens: „Meine Gedanken beschäftigen sich ausschließlich mit meinem Leib, meinem Essen, meinen Abführmitteln.“ — „Und daß ich das märchenhafte, süße Land des Lebens, die Oase in der Wüste, die ich mir selbst geschaffen habe, jetzt von Zeit zu Zeit am Horizont auftauchen sehe, macht den Weg nur schwerer. Denn was nützt es? Es bleibt eine Fata Morgana und verschwindet wieder. Leichter war es vorher, als alles grau in grau um mich lag. Als ich nichts anderes wollte, als krank sein, und im Bett liegen. Jetzt möchte ich gesund sein — und will den Preis dafür nicht bezahlen. Oft bin ich ganz kaputt von dem Konflikt, der nie ein Ende nimmt und gehe verzweifelt von . . . (dem Analytiker) nach Hause mit der Gewißheit: Er kann mir Erkenntnis geben, nicht aber Heilung.“

Ellen empfindet die Ansicht des Analytikers, daß ihr Hauptziel „die Unterjochung aller anderen Menschen“ sei, als „fabelhaft richtig und erschreckend wahr“. Sie habe aber einen Prüfstein, eine Art Stimmgabel; sie brauche sich nämlich nur zu fragen: „Ellen, kannst du einen ordentlichen Teller Hülsenfrüchte oder einen Pfannkuchen essen und nachher nichts einnehmen?“ — dann ergreife sie eine wahre Panik und bei dem bloßen Gedanken überlaufe es sie heiß und kalt vor Angst. „Alle guten Vorsätze, alle Lebenslust, bricht vor dieser Wand zusammen, über die ich nicht hinwegkommen kann.“ — „Ich will immer noch nicht dicker werden, in psychoanalytischer Sprache: ich will immer noch mein ‚Ideal‘ nicht aufgeben.“ Sie wolle aber nicht mehr sterben, liebe das Leben wieder, sehne sich nach Gesundheit, Arbeit und dem Mann, wolle aber tatsächlich „den Preis dafür nicht bezahlen“. Es sei trostlos, daß sie keinen Weg wisse, der ihr „heraushelfe aus diesem Sumpf“.

Das Essen wird während der Analyse von Ellen immer mehr eingeschränkt, die Angstgefühle werden häufiger und vor allem tritt jetzt der lästige Zwang auf, fortwährend ans Essen denken zu müssen. Sie bezeichnet die Angstgefühle als „die Gespenster, die mir dauernd an die Kehle springen“. Gute Stunden kommen ihr vor wie eine „Sturmflut“, dann tritt aber rasch wieder „Ebbe“ ein.

Ellen vergleicht jetzt in einem Brief an den Gatten das Ideal, das ihr der frühere Verlobte, der Student, gewesen sei, mit dem Ideal des Dünnsseins: „Damals warst Du (der Ehegatte) das Leben, das ich bereit war hinzunehmen, und dafür mein Ideal (den Studenten) aufzugeben. Aber es war ein künstlich herbeigeführter, gewaltsamer Entschluß, kein von innen heraus gereifter. Darum ging es nicht. Darum fing

ich wieder an, ihm Pakete zu schicken und gegen Dich voll Opposition zu sein. Und erst viel später, als ich innerlich so weit war, als ich mir mein Ideal von Angesicht zu Angesicht angesehen hatte und erkannte: Ich habe mich geirrt, dieses Ideal ist eine Fiktion, da erst konnte ich ruhig und sicher ja zu Dir sagen. So muß ich mir jetzt erst mein Ideal ansehen können, dieses Ideal von Dünnsein, Körperlossein, und erkennen: „Es ist eine Fiktion.“ Dann kann ich das Leben bejahen. Alles vorher ist ein Trugschluß, wie damals in X. (der Universitätsstadt). Es ist aber einfacher, sich in die Eisenbahn zu setzen und nach Y. (wo der Bruch mit dem Studenten stattfand) zu fahren, als das, was verborgen und vergraben in mir liegt, ans Tageslicht zu bringen.“

— „Was den Vergleich von Dir mit dem Leben und St. (dem Studenten) mit dem Ideal betrifft, so hinkt er natürlich; es ist nur etwas äußerlich Analoges da. Mein Ja-sagen (zum Gatten nach dem Besuch bei dem Studenten in Y.) war ja auch noch nicht das Richtige. Ich habe Dich gewählt — aber dann bin ich Dir doch nicht wirklich Frau geworden. Der Gedanke an mein heimliches Ideal, ich meine jetzt nicht St. (den Studenten), das war etwas Äußeres, ich meine mein Lebensideal, dünn zu sein — nahm weiter mehr Raum in mir ein, als alles andere. Wirklich Frau werde ich auch dann erst werden, wenn ich mein Lebensideal endgültig aufgegeben habe. Und das ist so schwer, daß ich heute wieder ebenso verzweifelt bin, wie vor Wochen. Armer . . . immer muß ich Dich wieder enttäuschen! Was das Äußere betrifft, so habe ich noch nicht wieder eingenommen. Dafür beklopfe ich aber meinen Bauch dauernd und esse mit Angst und Beklemmung.“

Ein andermal schreibt Ellen dem Mann: „Die einzig wirkliche Besserung, die von innen kommen muß, ist noch nicht da; das Nirwana im übertragenen Sinn, ‚das Erlöschen der Begier, des Hasses und der Verblendung‘ ist noch nicht erreicht. Weißt Du, wie ich es meine? Die Begier, mein Ideal zu verwirklichen; der Haß gegen die Umwelt, die mir das unmöglich machen will; die Verblendung, die darin liegt, in diesem Ideal etwas Erstrebenswertes zu sehen.“ Daran schließt sich der sehr bezeichnende Ausruf an: „Der Gedanke an Pfannkuchen ist mir noch der fürchterlichste, den es gibt.“ Außerdem widerstünden ihr Fleischnahrung und Fett so, daß die bloße Vorstellung ihr übel mache. Im übrigen habe sie jetzt (während der Analyse) zwar den Willen, dicker zu werden, aber nicht den Wunsch. Es sei ein Kampf zwischen Pflicht und Neigung im *Kant'schen* Sinne. Solange es das aber bleibe, sei sie nicht „erlöst“; denn dieser kategorische Imperativ, dieses Du sollst, komme gleichsam von außen und vermöge daher nichts gegen die Zähigkeit des krankhaften Triebes, der sie beherrsche. Dabei empfindet sie den gegenwärtigen Zustand, gerade weil sie sich jetzt Mühe gibt, keine Abfuhrmittel zu nehmen, als „qualvoller, als alles, was ich bisher durchgemacht habe. Ich fühle mich dicker werden, ich zittere vor Angst davor, ich lebe in einer Panik.“ — „Sowie ich einen Druck in der Taille fühle — ich meine einen Druck des Rockbundes — sinkt meine Stimmung und ich bekomme eine so schwere Depression, als handle es sich um wunder was für tragische Sachen.“ Hat sie hingegen eine „gute Verdauung“, so ist „eine Art Ruhe“ in ihr und sie fühlt sich behaglich. Trotzdem fühlt sie „die ganze Zeit, in jeder Minute“, wie furchtbar ihr Leben von ihrer „krankhaften Idee“ beherrscht wird.

Seitdem Ellen weiß, daß ihr Mann ihre Eltern genau davon unterrichtet hat, worum es sich bei ihr handelt, empfindet sie große Sehnsucht nach den Eltern, besonders nach der Mutter; sie möchte den Kopf an ihre Brust legen und sich bei ihr ausweinen. Das sei aber eine vorübergehende Stimmung. Im Grunde habe sie gar kein Verlangen, zu Hause zu sein, ja sie habe Angst vor der „schweren und ernsten Art“ ihres Vaters.

Im August, kurz nach Ellens 33. Geburtstag, findet die im Februar begonnene Analyse aus äußeren Gründen ihr Ende. Der Mann findet sie bei seiner Rückkehr in schweren Angst- und Erregungszuständen. Die Ernährung wird ganz unregelmäßig, Ellen läßt ganze Mahlzeiten aus, um sich dann mit um so größerer Gier wahllos auf irgendwelche Speisen, die gerade zur Hand sind, zu stürzen. Sie verzehrt täglich einige Pfund Tomaten und 20 Orangen. —

Ein dreiwöchiger Besuch bei den Eltern verläuft anfangs besser als erwartet. Ellen freut sich, aus der Hotelatmosphäre herauszusein, die Abende in der Familie verbringen und sich mit der Mutter aussprechen zu können. Von der zweiten Woche an ändert sich aber das Bild wieder. Ellen kommt tagelang aus dem Weinen, der Angst und Erregung nicht mehr heraus, läuft weinend durch die Straßen der Vaterstadt, leidet mehr denn je unter ihrem Hunger, zumal sie zu Hause wieder an einem Tisch sitzen muß, an dem die andern normal essen. Sie verzweifelt jetzt völlig an der Heilbarkeit ihrer Krankheit und ist kaum mehr zu beruhigen. Die von einem Arzt vorgenommene Blutuntersuchung ergibt „Unregelmäßigkeiten in der Blutzusammensetzung“. Der Arzt rät zu einer Konsultation bei dem Internisten der Universitätsklinik in X., wo sie die Vorlesungen besucht hat und wohin sie Anfang Oktober mit dem Mann und der alten Kinderfrau zurückkehrt. Der Internist rät eine klinische Behandlung an, Ellen kann sich aber nicht dazu entschließen. Statt dessen begibt sie sich zum zweitenmal in psychoanalytische Behandlung. Der zweite Analytiker steht der orthodoxen Analyse näher als der erste.

Ellen steht jetzt also im Beginn ihres 33. Lebensjahres. Am 6. Oktober verläßt der Mann sie auf Wunsch des Analytikers, aber gegen seinen eigenen Wunsch. Nachdem sie schon vorher Selbstmordideen geäußert, macht sie am 8. Oktober einen Selbstmordversuch mittels Einnahme von 56 Tabletten Somnacetin, die sie aber in der Nacht größtenteils wieder erbricht. Der Analytiker mißt diesem Versuch keine Bedeutung bei und setzt die Analyse fort. Im übrigen ist Ellen sich selbst überlassen und läuft planlos und weinend in den Straßen herum. Diese und die folgenden Wochen bis Mitte November sind nach ihrer eigenen Angabe „die schrecklichsten ihres Lebens“. Auch in den Träumen beschäftigt sie sich unausgesetzt mit dem Essen. Der Mann ist vom 16.—24. Oktober vorübergehend und vom 6. November an dauernd bei ihr.

Am 7. November erfolgt der zweite Selbstmordversuch mittels 20 Tabletten Somnacetin. Am folgenden Tag bietet sie einen Zustand, den der Analytiker als „hysterischen Dämmerzustand“ bezeichnet. Sie weint und wimmert den ganzen Tag, verweigert jede Nahrungsaufnahme und erklärt, daß sie sich in einem unbewachten Augenblick doch noch das Leben nehmen werde. Am 9. November nimmt sie wieder gierig Nahrung zu sich. Am 10. versucht sie mehrfach, sich auf der Straße unter ein Auto zu werfen, am 11. will sie sich bei dem Analytiker aus dem Fenster stürzen, am 12. siedelt sie mit dem Mann in die Klinik des erwähnten Internisten über.

Aus ihren, auf Rat des Analytikers wieder aufgenommenen, Aufzeichnungen aus dem Monat Oktober sind folgende von besonderem Interesse:

19. Oktober. „Ich glaube, nicht die Angst vor dem Dickwerden ist die eigentliche Zwangsneurose, sondern das fortwährende Verlangen nach Essen (von ihr selbst unterstrichen). Die Freßlust muß das Primäre gewesen sein. Die Angst vor dem Dickwerden kam als Bremse dazu. — Seitdem ich in der Freßlust die eigentliche Zwangsvorstellung sehe, ist sie wie ein Tier über mich hergefallen. Ich bin ihr wehrlos preisgegeben. Sie verfolgt mich fortwährend und treibt mich zur Verzweiflung.“

21. Oktober. „Der Tag fängt wie alle andern an. Ich sehe ihn vor mir liegen, erfüllt von dem ununterbrochenen Verlangen nach Essen und der Angst vor dem Essen. Ich stehe auf und gehe weg. Mein Herz ist voll Trostlosigkeit. Werde ich mich je im Leben wieder freuen können? Die Sonne scheint, aber in mir ist es leer. Die Träume der Nacht sind verwirrt. Ich habe freudlos geschlafen.“

Was bedeutet das furchtbare Gefühl der Leere? Das entsetzliche Gefühl des Unzufriedenseins, das sich nach jeder Mahlzeit einstellt? Das Herz sinkt mir, ich fühle es körperlich, es ist ein unbeschreiblich elendes Gefühl.

An den Tagen, an denen der Hunger mich nicht quält, steht die Angst vor dem Dickwerden wieder im Mittelpunkt. Zwei Dinge quälen mich also: Erstens der Hunger. Zweitens die Angst, dicker zu werden. Ich finde aus dieser Schlinge nicht heraus, . . . Grauenhaftes Gefühl der Leere. Grauenhafte Angst vor diesem Gefühl. Nichts habe ich, das dieses Gefühl betäuben kann.

Das Bild hat sich ja überhaupt verschoben. Noch vor einem Jahr freute ich mich auf den Hunger und aß dann mit Appetit. Die Abführmittel, die ich täglich nahm, sorgten dafür, daß ich kein Fett ansetzte. Ich wählte meine Speisen natürlich auch danach, vermied alles Dickmachende, aß aber doch mit Lust und Freude die erlaubten Sachen. Jetzt ist mir, trotz meines Hungers, jede Mahlzeit eine Qual; immer von Angstgefühlen begleitet. Die Angstgefühle verlassen mich überhaupt nicht mehr. Ich fühle sie wie etwas Körperliches: Ein Weh im Herzen.

Wenn ich des morgens aufwache, habe ich Angst vor dem Hunger, von dem ich weiß, daß er sich bald einstellen wird. Der Hunger treibt mich aus dem Bett. Ich frühstücke — und werde nach einer Stunde wieder hungrig. Den ganzen Morgen verfolgt mich der Hunger, oder die Angst vor dem Hunger. Die Angst vor dem Hunger ist etwas Schreckliches. Sie drängt alle andern Gedanken aus meinem Kopf. Selbst wenn ich satt bin, fürchte ich mich vor der kommenden Stunde, in der der Hunger sich wieder einstellen wird. Wenn ich hungrig bin, kann ich nichts mehr klar sehen, kann nicht analysieren.

Ich will kurz einen Morgen schildern. Ich sitze am Schreibtisch und arbeite. Ich habe viel zu tun; viel, auf das ich mich gefreut habe. Aber eine quälende Unruhe läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Ich springe auf, laufe hin und her, bleibe immer wieder vor dem Schrank stehen, in dem mein Brot liegt. Ich esse etwas davon; 10 Minuten später springe ich wieder auf und esse wieder etwas davon. Ich nehme mir fest vor, jetzt nichts mehr zu essen. Ich kann natürlich genug Willenskraft aufbringen, um tatsächlich nichts mehr zu essen. Aber das Verlangen darnach kann ich nicht unterdrücken. Ich kann den Gedanken an das Brot den ganzen Tag nicht aus meinem Kopf verdrängen! Er füllt mein Gehirn so aus, daß ich keinen Platz für andere Gedanken mehr habe: Ich kann mich weder zum Arbeiten, noch zum Lesen konzentrieren. Meistens endet es so, daß ich auf die Straße laufe. Ich laufe vor dem Brot in meinem Schrank weg (von ihr selbst unterstrichen), und irre planlos umher. Oder ich nehme ein Abführmittel. Wie läßt sich das analysieren? Woher kommt die unbezwingbare Unruhe? Warum meine ich, sie nur mit Essen betäuben zu können? Und warum macht mich dann das Essen so unglücklich? Man könnte sagen: „Iß das Brot doch auf, dann hast Du Ruhe.“ Aber nein, wenn ich es gegessen habe, bin ich erst recht unglücklich. Dann sitze ich da und sehe fortwährend das gegessene Brot vor mir, befühle meinen Magen und muß immer denken und denken: Jetzt wirst du soviel dicker werden! Wenn ich das alles zu analysieren versuche, so kommt nichts dabei heraus, als eine Theorie. Etwas Erdachtes. Fühlen kann ich nur die Unruhe und die Angst. — (Folgt ein Versuch, zu analysieren.) Aber das sind alles nur phantastische Bilder; ich muß mein Gehirn anstrengen, um sie zu denken. Es wäre leicht, einen anderen so zu analysieren. Ich selbst laufe aber inzwischen in meiner Todesangst weiter umher, und muß durch tausend schreckliche Stunden hindurch. Jeder Tag scheint mir tausend Stunden zu haben, und ich bin oft von all dem krampfhaften Denken so müde, daß ich mir nichts mehr wünsche als den Tod. Nach Tisch ist mir immer am allerschlimmsten zumute. Ich möchte am liebsten gar nicht essen, um das schreckliche Gefühl nach Tisch nicht zu haben. Ich fürchte mich schon den ganzen Tag vor diesem Gefühl. Wie soll ich es beschreiben? Es ist ein dumpfes, leeres Gefühl im Herzen, ein Gefühl der Angst und Hilflosigkeit. Manchmal klopft das Herz dann so stark, daß ich ganz schwindlig davon werde. Wir haben es in der Analyse so erklärt: ich versuche beim Essen zwei Dinge zu befriedigen: den Hunger und die Liebe. Der Hunger wird gestillt — die Liebe nicht! Es bleibt das große, unausgefüllte Loch.

Des morgens, wenn ich aufwache, fange ich schon an, mich vor der „Angst-nach-Tisch“ zu fürchten; und diese Angst begleitet mich den ganzen Tag. Ich habe sogar Angst, in ein Lebensmittelgeschäft zu gehen. Der Anblick der Lebensmittel erweckt Sehnsüchte in mir, die sie (die Lebensmittel) nie stillen können. Als suchte ein Mensch seinen Durst in Tinte zu löschen.

Vielleicht würde ich die Befreiung finden, wenn ich dieses Rätsel lösen könnte:

die Verknüpfung des Essens mit der Sehnsucht. Die analerotische Beziehung ist rein theoretisch. Sie ist mir ganz unverständlich. Ich verstehe mich selbst überhaupt nicht. Es ist furchtbar, sich selbst nicht zu verstehen. Ich stehe mir wie einem fremden Menschen gegenüber (von mir unterstrichen): ich fürchte mich vor mir selbst, ich fürchte mich vor den Gefühlen, denen ich jede Minute wehrlos ausgeliefert bin.

Das ist das Grauenhafte an meinem Leben: es ist von Angst erfüllt. Angst vor dem Essen, Angst vor dem Hunger, Angst vor der Angst. Nur der Tod kann mich von der Angst erlösen. Jeder Tag ist wie ein Schreiten auf schwindelndem Grat, ein ewiges Balancieren auf Klippen. Es ist nutzlos, mir vorzuanalysieren, daß ich ja gerade diese Angst, diese Spannung will. Es klingt geistreich, aber es hilft meinem wehen Herzen nicht: wer will diese Spannung, wer, was? Ich sehe nichts mehr, alles verschwimmt, alle Fäden laufen durcheinander.

Ich leiste immer nur Gedankenarbeit. Im Innersten ändert sich nichts, die Qual bleibt dieselbe. Es ist leicht zu sagen: alles ist durchsichtig. Ich sehne mich nach Vergewaltigung — und vergewaltige mich ja nun stündlich selbst (von mir unterstrichen). Also habe ich mein Ziel erreicht.

Wo aber, wo, liegt der Rechenfehler? Denn ich bin grenzenlos elend, und es klingt mir albern, zu sagen: „Gerade das will ich ja: elend sein.“ Das sind Worte, Worte, Worte . . . und inzwischen leide ich, wie man ein Tier nicht leiden lassen würde.“

In der Klinik, in die Ellen, wie erwähnt, am 12. November mit dem Mann eingetreten ist, beginnt eine seelische Entspannung und ein vollkommener Umschwung in der Ernährung. Sie isst vom ersten Tage an alles, was ihr vorgesetzt wird, darunter Dinge, die sie seit Jahren nicht mehr angerührt hat, wie Suppe, Kartoffeln, Fleisch, süße Speise, Schokolade. Das Gewicht, das beim Eintritt 93 Pfund betragen hatte, steigt immerhin in zwei Monaten nicht über 104 Pfund. Ellen besucht von der Klinik aus wieder die Vorlesungen an der Universität vor- und nachmittags, unterzieht sich dazwischen von 3—4 Uhr der Analyse und geht abends oft noch spazieren oder ins Theater. Im Kolleg schreibt sie mit großer Konzentration nach. Dem Manne scheint es, als beginne nun die wirkliche Besserung. Ihre Aufzeichnungen und Gedichte zeigen neue Hoffnung und neuen Mut. Sie wünscht sich, noch einmal „Mensch unter Menschen“ zu sein; „leise kommt auf Sonnenwogen eine neue Zeit gezogen“; „und so ward ich neu geboren und die Welt hat mich zurück“; „tiefer Dank mein Herz durchbebt, daß ich diese Nacht durchlebt“. Aber sie traut dem Frieden doch nicht ganz:

„Ich sehe, wie die gold'nen Sterne tanzen;  
Noch ist es Nacht, ein Chaos, wie noch nie.  
Wird mit des Morgens frühem, klarem Glanze  
Die Ruhe kommen und die Harmonie?“

Alle diese (hier nur in kleinen Auszügen wiedergegebenen) Gedichte entstanden in der Nacht vom 18. auf den 19. November. Sie schreibt darüber: „Sowie ich die Augen schließe, kommen Gedichte, Gedichte, Gedichte. Wollte ich sie alle aufschreiben, so müßte ich Seiten um Seiten füllen. — Krankenhausgedichte . . . schwach und voll innerer Verhaltenseinheit. Sie schlagen nur leise mit den Flügeln; aber es regt sich doch etwas. Gebe Gott, daß es wächst!“

Aus derselben Nacht existieren noch folgende Aufzeichnungen: „Ich wache seit zwei Stunden. Aber es ist schön, zu wachen. Es war schon einmal so, im Sommer. Aber dann zerfiel alles wieder. Dieses Mal wird es, glaube ich, nicht zerfallen. Ich fühle etwas Süßes in der Brust, etwas, das wachsen und werden will. Mein Herz klopft. Kommt die Liebe wieder in mein Leben? Ernster, stiller als früher; aber auch heiliger und geläuterter. Liebes Leben, ich will dir entgegenreifen. Ich breite die Arme aus und atme tief, bang und froh.“

Ich lese jetzt den Faust wieder. Jetzt fange ich zum erstenmal an, ihn zu verstehen. Ich fange an; es wird noch vieles kommen müssen, und noch viel Schweres in meinem Leben, ehe ich sagen darf: „Ich verstehe ihn. Ja jetzt verstehe ich ihn.“

Aber ich fürchte mich nicht vor dem Kommenden. Es ist süß, zu fürchten und zu leiden, zu wachsen und zu werden.“

Aber schon am folgenden Morgen (19. November) „ist die schöne Stimmung der Nacht wie weggeblasen. Ich bin müde und traurig — —.“ Sie fährt zwar fort, Vorlesungen zu hören, zu schreiben und zu lesen, der Gedanke ans Essen verläßt sie aber nie. Für die Anziehungskraft dieses Gedankens findet sie einen sehr charakteristischen Vergleich: „So ähnlich muß dem Mörder zumute sein, der fortwährend das Bild des Gemordeten vor seinem geistigen Auge sieht. Er kann von früh bis spät arbeiten, ja schuften, kann ausgehen, kann reden, kann versuchen, sich abzulenken: alles umsonst. Immer und immer wieder wird er das Bild des Gemordeten vor sich sehen. Es zieht ihn übermächtig zu der Mordstelle hin. Er weiß, daß er sich damit verdächtig macht; schlimmer noch: es graut ihm vor dieser Stelle, aber er muß doch hingehen. Etwas, das stärker ist als seine Vernunft und sein Wille, beherrscht ihn, und macht aus seinem Leben eine furchtbare Stätte der Verwüstung. Der Mörder kann Erlösung finden. Er geht zur Polizei und zeigt sich an. In der Strafe sühnt er sein Verbrechen. Ich kann keine Erlösung finden — als im Tod.“

Ellen fühlt schmerzlich, daß sie sich „durch die furchtbare Krankheit immer mehr von den Menschen entfernt“. „Ich fühle mich ausgeschlossen von allem wirklichen Leben. Ich bin ganz isoliert. Ich sitze in einer Glaskugel. Ich sehe die Menschen durch eine Glaswand, ihre Stimmen dringen gedämpft zu mir. Ich sehne mich unsagbar darnach, zu ihnen zu gelangen. Ich schreie, aber sie hören es nicht. Ich strecke die Arme nach ihnen aus; aber meine Hände stoßen nur gegen die Wände meiner Glaskugel.“

Um diese Zeit beginnt sie die „Geschichte einer Neurose“ zu schreiben. Wir zitieren daraus: „Da ich alles nur noch unter dem Gesichtspunkt tat, ob es mich dünn oder dick machte, verloren alle Dinge bald ihren Eigen-Sinn (= eigenen Sinn). Auch die Arbeit. Ich suchte sie zu dem Zwecke, mich abzulenken: abzulenken von meinem Hunger oder meiner Naschhaftigkeit. (Wenn ich von 9—1 und von 2—6 arbeitete, kam ich in der Zeit nicht in die Versuchung, etwas zu essen, das mich dick machen würde.) Eine Zeitlang erfüllte sie ihren Zweck. Sie machte mir auch Freude. Als alles in mir zusammenfiel, zerbrach auch das: Die Arbeit lenkte mich weder ab, noch freute sie mich. Doch das kam erst später.“

Im Herbst 19. . (zu Beginn des 32. Lebensjahres) fühlte ich zum erstenmal Angst. Eine ganz unbestimmte und leise Angst nur; eigentlich mehr eine Ahnung davon, daß ich in die Knechtschaft einer unheimlichen Macht geraten war, die mein Leben zu zerstören drohte. Ich fühlte, daß alle innere Entwicklung aufhörte, daß alles Werden und Wachsen ersticke, weil eine einzige Idee meine ganze Seele ausfüllte: und diese Idee etwas unsagbar Lächerliches. Meine Vernunft bäumte sich dagegen auf, und ich versuchte, mit dem Willen diese Idee aus mir heraus zu treiben. Umsonst. Zu spät. — Ich konnte mich selbst nicht mehr frei machen, und sehnte mich nun nach Befreiung, nach Erlösung, die mir durch irgendeine Heilmethode werden sollte. So kam ich zur Psychoanalyse.

Ich wollte die unbekanntenen Triebe kennenlernen, die stärker als meine Vernunft waren, und die mich zwangen, mein ganzes Leben nach einem leitenden Gesichtspunkt zu bilden. Und das Ziel dieses leitenden Gesichtspunktes war: dünn zu sein. Die Analyse war eine Enttäuschung. Ich analysierte mit dem Verstand, und alles blieb Theorie. Der Wunsch, dünn zu bleiben, blieb unverändert im Mittelpunkt meines Denkens stehn.“

„Die Monate, die folgten, waren die schrecklichsten, die ich je erlebt, und sie sind noch nicht überwunden. Jetzt war es nicht mehr die fixe Idee allein, die mir das Leben vergällte, sondern etwas weit Schlimmeres trat hinzu: der Zwang, immer ans Essen denken zu müssen. Dieser Zwang ist der Fluch meines Lebens geworden, er verfolgt mich wachend und schlafend, er steht neben allem, was ich tue, wie ein böser Geist, und ich kann ihm nie und nirgends entrinnen. Er verfolgt mich, wie die Erinnyen den Mörder verfolgen, er macht aus der Welt ein Zerrbild und aus meinem Leben eine

Hölle. Es scheint mir so, als ob ich jeden andern Schmerz leichter ertragen könnte: wäre mein Dasein von einem wirklichen schweren Kummer verdunkelt, so hätte ich die Kraft, ihn zu tragen. Aber die Qual, täglich von neuem mit der Windmühle kämpfen zu müssen, mit einem Wust von lächerlichen, niedrigen, verächtlichen Gedanken, diese Qual verleidet mir das Leben.

Wenn ich des morgens die Augen aufschlage, steht mein großer Jammer vor mir. Noch ehe ich ganz wach bin, denke ich — ans Essen. Jede Mahlzeit ist mit Angst und Aufregung verbunden, jede Stunde zwischen den Mahlzeiten mit der Vorstellung erfüllt: Wann werde ich wieder Hunger bekommen? Möchte ich vielleicht gar jetzt etwas essen? Und was? . . . Und so weiter und so weiter: tausend verschiedene Formen, aber immer derselbe Inhalt. Kein Wunder, daß ich mich nicht mehr freuen kann. Ich kenne nur noch Angst und Trauer, Unlust und Mutlosigkeit.“

Da die Kurve sich seit Ende November wieder wesentlich senkt, wird anfangs Dezember *Kraepelin* konsultiert, der eine Melancholie diagnostiziert. Der Analytiker hält diese Diagnose für unrichtig und setzt die Analyse fort. In der ersten Hälfte Dezember hebt sich das Befinden wieder: Ellen geht wieder in die Vorlesungen, liest den *Faust II*, wird aber durch die verschiedenen Auffassungen der Ärzte über ihre Krankheit und ihre Behandlung hin und her gerissen. Der Internist, der den Zustand am richtigsten beurteilt, hält weitere Krankenhausbehandlung für nötig, der Analytiker rät zum Verlassen der Klinik und zur „Rückkehr ins Leben“. Dieser Rat macht sie vollends am Analytiker irre. Im Tagebuch notiert sie am 19. Dezember u. a.: „Ich lebe nur noch aus Pflichtgefühl gegen meine Angehörigen. Das Leben hat nichts Verlockendes mehr für mich. Es gibt nichts, wohin ich auch sehe, das mich hält. Alles ist grau und ohne Freude. Seitdem ich mich in mich selbst vergraben habe und nicht mehr lieben kann, ist das Dasein nur noch eine Qual. Jede Stunde ist eine Qual. Was mir früher Freude machte, ist jetzt eine Aufgabe, ein an-sich-sinnloses Etwas, das mir über die Stunden hinweghelfen soll. Was mir früher Ziel des Lebens zu sein schien, alles Lernen, alles Streben, alles Vollbringen, ist jetzt ein dunkles, schweres Alldrücken, vor dem ich mich fürchte.“ Für ihren Zustand findet sie auch jetzt wieder treffende Gleichnisse:

Karl (ihr Mann) sage, sie habe doch noch an manchem Freude; aber er solle doch einmal „einen Kriegsgefangenen fragen, ob er lieber im Gefangenenlager bleiben will, oder in die Heimat zurückkehren. Im Gefangenenlager treibt er fremde Sprachen, beschäftigt sich mit diesem und jenem; natürlich nur, um sich über die langen, schweren Tage hinwegzuhelfen. Macht ihm die Arbeit wirklich Freude? Würde er ihretwegen auch nur eine Minute länger im Gefangenenlager bleiben, als nötig? Gewiß nicht, und es wird auch kein Mensch auf einen so grotesken Gedanken kommen. Aber von mir verlangt man es. Das Leben ist für mich zu einem Gefangenenlager geworden, und ich sehne mich so heiß nach dem Tod, wie der arme Soldat in Sibirien sich nach der Heimat sehnt.

Der Vergleich mit der Gefangenschaft ist kein Spiel mit Worten. Ich bin gefangen: gefangen in einem Netz, aus dem ich mich nicht befreien kann. Ich bin gefangen in mir selbst; ich verwickle mich immer mehr, und jeder Tag ist ein neuer, nutzloser Kampf: die Maschen ziehen sich immer fester zusammen. Ich bin in Sibirien; mein Herz ist eingefroren, rings um mich ist Einsamkeit und Kälte. Die besten Tage sind ein traurig-lächerlicher Versuch, mich über den wahren Zustand hinwegzutäuschen. Es ist unwürdig, so weiterzuleben. Karl, wenn Du mich lieb hast, gönne mir den Tod.“

Ein anderes Gleichnis: „Ich bin von Feinden umringt. Wohin ich mich auch wende, steht ein Mann mit gezogenem Schwert. Wie auf der Bühne: Der Unglückliche stürzt an den Ausgang; halt! ein Bewaffneter tritt ihm entgegen. Er stürzt an den zweiten, den dritten Ausgang. Alles vergebens. Er ist umzingelt, er kann nicht mehr hinauskommen. Verzweifelt sinkt er in sich zusammen.

So geht es mir: ich bin gefangen und kann nicht herauskommen. Es nützt nichts, daß der Analytiker mir sagt, ich stellte mir selbst die Bewaffneten hin, es wären Thea-

tergestalten, und keine wirklichen. Mir sind sie sehr wirklich (von ihr unterstrichen).“

Ellen klagt, daß sie seit Monaten „keine Stunde völliger Freiheit“ mehr habe. Dabei verschiebe sich das tägliche Bild immer: In der einen Woche seien die Morgenstunden am schlimmsten, in der andern die Abendstunden, in der dritten die Mittags- oder Spätnachmittagsstunden, aber in keiner sei sie „ganz frei“. Was ihr dauernd versagt sei, sei die Harmlosigkeit. Sie „wisse“ fortwährend um sich, tue alles „mit Bewußtsein“, könne nie einfach da sein und leben. Wenn sie sich dazwischen einmal „an den Glauben klammere“, daß ihr Leben doch noch einen Sinn habe, daß sie doch noch andern nützen und helfen könne, dann käme die Angst und „ersticke den schwachen Lebensfunken wieder“. Es werde ihr klarer und klarer, daß sie nicht weiterleben könne, wenn es ihr nicht gelinge, den „Bann zu brechen“ und aus dieser „Ich-Befangenheit herauszukommen“. Die „seelische Verwirrung“ bei und nach den Mahlzeiten sei schrecklich. Sie schlucke jeden Bissen mit Bewußtsein und einem unerklärlichen Gefühl von Traurigkeit. „Das ganze Weltbild ist in meinem Kopf verschoben (von mir unterstrichen). Als wäre ich verhext. — Ein böser Geist begleitet mich, und vergällt mir die Freude an allem. Er verdreht alles Schöne, alles Natürliche, alles Einfache, und macht eine Grimasse daraus. Er macht aus dem ganzen Leben ein Zerrbild.“ — „Irgend etwas in mir sträubt sich dagegen, dick zu werden. Sträubt sich dagegen, gesund zu werden; runde, rote Backen zu bekommen, eine einfache, robuste Frau zu werden, wie es meiner eigentlichen Natur entspricht . . . Es treibt mich zur Verzweiflung, daß ich mich mit allen großen Worten nicht weiterbringen kann. Ich kämpfe gegen unheimliche Mächte, die stärker sind, als ich. Ich kann sie nicht packen und greifen . . .“

Zu Beginn des neuen Jahres, am 3. Januar, greift der Internist energisch ein, verbietet die Fortsetzung der Analyse, womit Patientin einverstanden ist, und rät zur Übersiedelung in die Kuranstalt Bellevue in Kreuzlingen. Am 7. Januar schreibt sie ihrem jüngeren Bruder, er möge ihr verzeihen, daß sie ihm so offen schreibe, aber sie wolle nicht länger lügen und ihm sagen, daß sie voller Angst sei, wenn sie auch nicht wisse wovon: „Das Leben lastet wie eine Wolke auf mir.“ Bei den Reisevorbereitungen stellen sich verstärkte Depressionen und Erregungen ein. Die am 13./14. Januar erfolgte Reise verläuft unter Angstzuständen, Hungergefühlen und Depressionen.

### III. Der Aufenthalt in der Kuranstalt Bellevue

vom 14. Januar bis 30. März 19..

Das Überweisungsschreiben des Internisten führt aus; daß die Menses seit Jahren ausgeblieben und die Speicheldrüsen leicht verdickt seien. Es bestünden also sicherlich auch endokrine Störungen. Die Neuropathie äußere sich seit langen Jahren in Zwangsgedanken, vor allem in der Furcht, zu stark zu werden und dann wieder in einem triebhaften Zwange, wahllos reichlich zu essen. Zwischen diesen entgegengesetzten Empfindungen schwanke die ungewöhnlich intelligente, vielseitig interessierte Kranke hin und her. Dazu habe sich im Juli des vergangenen Jahres eine recht schwere cyclothyme Depression mit etwa monatlicher Verstärkung, starken Angstgefühlen und zeitweisen Suizidideen gesellt. In Zeiten stärkerer Depression seien die Zwangsgedanken mehr im Hintergrund. In der Klinik habe sich der Zustand bei ständiger Anwesenheit des auf die Kranke sehr günstig wirkenden Mannes entschieden gebessert. Das Körpergewicht habe sich bei anfangs 70 Kalorien pro Kilo beträchtlich gehoben und halte sich gegenwärtig bei 50 Kalorien pro Kilo auf etwa 52 Kilo. Die letzte depressive Schwankung habe den Anlaß gegeben, die von *Kraepelin* dringend empfohlene größere Ruhe nunmehr in unserer Anstalt durchführen zu lassen. Die Aufnahme auf die geschlossene Abteilung schein nicht erforderlich.

Der (zweite) Analytiker äußert sich in seinem ausführlichen Bericht dahin, daß es sich bei der Patientin um eine schwere Zwangsneurose, kombiniert mit manisch-

depressiven Schwankungen handle. Er ist überzeugt, daß die Patientin sich auf dem Wege der Heilung befindet! Dafür bürgе auch die weitgehende physiognomische Veränderung; denn während sie im Sommer abschreckend häßlich gewesen sei, sei sie seither immer weiblicher und fast hübsch geworden. Der Bericht bestätigt im allgemeinen die obige Anamnese, enthält aber noch einige wichtige Ergänzungen und Ansichten des Psychoanalytikers. Derselbe hält die Depression für „stark tendenziös verstärkt“. Die Patientin habe einmal geäußert, ihre Zwangsvorstellungen verstünde ihr Vater nicht, für die Depression aber habe er volles Verständnis. Sie habe gefürchtet, durch ihr Dickwerden ihrem früheren Verlobten (dem Studenten) zu mißfallen, und überhaupt habe für sie schlank = höherer geistiger Typus, dick = bürgerlich-jüdisch bedeutet. Nach der Auflösung der Verlobung sei es ihr erstes gewesen, sich mit einem Seufzer der Erleichterung über ihren Eßkorb herzumachen! „Als sie aber durch die Äußerung des Frauenarztes erfuhr, daß ihr auch auf der weiblich-mütterlichen Linie, trotz des Verzichts auf höhere Geistigkeit (sie beschäftigte sich in ihrer Ehe ostentativ mit dem Haushalt, mit Abschreiben von Kochrezepten, und zwar vor allem in Gegenwart der Frau ihres jüngeren Bruders, die ebenfalls zum schlanken blonden Typus gehört, künstlerisch orientiert ist, Kinder hat usw.), kein Erfolg beschieden sei, entschloß sie sich, nun ganz hemmungslos „ihrer Idee zu leben“, und begann täglich große Dosen von Abführmitteln zu nehmen.“ Da sie im Analytiker selber den blonden höheren Typus sehe, sei es ihm schon bei der ersten Konsultation gelungen, sie zu beruhigen (was auch der Mann bestätigt). Sie habe auch ausgesprochen hysterische, sichtlich auf den Mann berechnete Züge gezeigt. Die Analerotik sei lange Zeit im Mittelpunkt der Behandlung gestanden. Die Patientin habe die Beziehung der Schokolade zur Analerotik, sowie die Gleichung Essen = befruchtet = schwanger = dick werden anerkannt. Die Übertragung sei dann so deutlich geworden, daß sie sich dem Analytiker einmal ganz unvermittelt auf den Schoß gesetzt und ihm einen Kuß gegeben habe, was trotz der schon vorher bestehenden freundschaftlichen Beziehungen sehr ungewöhnlich gewesen sei. Ein andermal sei sie mit dem Wunsch zu ihm gekommen, sie wolle ihren Kopf an seine Schulter legen und er solle Ellen-Kind zu ihr sagen. Seit Anfang Dezember sei die Analyse immer mehr ins Stocken geraten, und zwar im Anschluß an die Besprechung des Vaterkomplexes, der aber nur peripherisch habe behandelt werden können. Sie habe sich klar gemacht, daß „ihre Zwangsidee“ die Abkehr von der väterlichen (jüdischen) Art bedeute. Für den Inzestwunsch sei auch aus den Träumen kein Anhaltspunkt zu gewinnen gewesen. — Die infantile Amnesie ist durch beide Analysen leider gar nicht aufgehellt worden. —

Bei der Aufnahme am 14. Januar bricht die Patientin schon nach wenigen Worten in laut jammerndes Weinen aus, ist lange nicht zu beruhigen, erzählt aber dazwischen in abgerissener Weise immer wieder einige Bruchstücke aus ihrer Krankengeschichte. Folgt ohne weiteres mit ihrem Mann auf ihr Zimmer, ist froh, daß sie sofort Gelegenheit bekommen soll, Näheres über ihre Krankheit zu berichten. Erzählt dann ausführlich die Hauptzüge der Entwicklung ihres Leidens von seinem Beginn vor 13 Jahren an bis zu den letzten Ereignissen in der Universitätsstadt. *Kraepelin* habe die vom Analytiker angenommene Zwangsneurose abgelehnt, eine richtige Melancholie angenommen und ihr erklärt, die Zwangsgedanken würden mit der Melancholie schon verschwinden; was nachher mit der fixen Idee geschehe, werde man dann schon sehen. Sie unterscheidet auch jetzt zwischen der Zwangsvorstellung, immer an das Essen denken zu müssen, und der „fixen Idee“, dem „einen Ziel“, nicht dick zu werden. In den letzten Wochen habe sie eine geringe Besserung verspürt, jedoch sei sie nie recht glücklich und froh gewesen. Hierher sei sie mit tausend guten Vorsätzen gekommen, jedoch sei sie schon unterwegs schrecklich hoffnungslos geworden. Jede Kleinigkeit komme ihr jetzt vor wie ein unübersteiglicher Berg. Sie habe das Gefühl, wenn eines ihrer Symptome besser sei, so sei das andere um so schlimmer. „Ich brauche die Harmlosigkeit beim Essen wieder, jede Mahlzeit ist ein inneres Theater. Immer habe ich das Gefühl, wenn mich jemand wirklich lieb hätte, würde er mich nicht weiterleben

lassen.“ In der Klinik habe sie sich schließlich vor allen Menschen gefürchtet, weil sie immer habe erwarten müssen, man sage ihr, sie sähe wohl aus. „Alles regt mich auf, jede Aufregung spüre ich als Hungergefühl, selbst wenn ich gerade gegessen habe.“ Jetzt habe sie das Gefühl, daß alles innere Leben aufgehört habe, alles sei unwirklich, alles sinnlos. Sie berichtet auch ohne weiteres von ihren Suizidversuchen. Auch jetzt wünsche sie sich nichts so innig, als einmal einschlafen und nicht wieder aufwachen zu dürfen; denn sie denke nicht daran, jemals wieder gesund werden zu können. Nach dem zweiten Versuch habe sie immer nur gedacht, wenn nur ihr Mann bald wieder käme, sonst werfe sie sich unter ein Auto, sie habe sich in seiner Abwesenheit immer nach ihm gesehnt. Besonders energisch wendet sie sich gegen die Psychoanalyse. Demgegenüber berichtet der Ehemann, daß sie sich ganz gerne habe analysieren lassen und von dem (zweiten) Analytiker durchaus noch nicht losgelöst sei.

Weitere Auszüge aus der Krankengeschichte:

16. Januar. Nach Besprechung der Tagesenteilung hinsichtlich Ruhe, Spaziergängen usw. und der Essensfrage verlief die erste Nacht mit leichtem Schlafmittel gut. Die Patientin darf auf dem Zimmer essen, kommt aber ohne weiteres mit dem Mann zum gemeinsamen Nachmittagskaffee, während sie sich vorher sehr dagegen gesträubt hätte und zwar mit der Begründung, daß sie nicht etwa esse, sondern wie ein wildes Tier schlinge, was sie auch äußerst plastisch vormachte.

Bei der körperlichen Untersuchung war sie unauffällig. Es handelt sich um eine mittelgroße Frau von genügendem Ernährungszustand und eher pyknischem Habitus, deren Körperbau in der Krg. als jünglingshaft bezeichnet wird; jedoch fehlen Zeichen einer ausgesprochen maskulinen Stigmatisation. Der Schädel wird in der Krg. als relativ groß und massig bezeichnet, doch sind sonst keine Zeichen einer akromegaloiden Stigmatisation vorhanden. Gesichtsform oval und gleichmäßig modelliert. Ohrspeicheldrüse bds. deutlich vergrößert. Schilddrüse nicht tastbar. Eine frühere gynäkologische Untersuchung soll „infantile Genitalien“ ergeben haben. Am Schlüsselbein Callusbildung von alter Fraktur beim Reiten. Innere Organe o. B. Puls gut gefüllt, weich, aber labil hinsichtlich des Tempos. Periode seit einigen Jahren ausgeblieben. Der Nervenstatus ergibt außer sehr schwachem, nur mit Jendrassik auszulösendem PSR (bei mittelstarkem ASR) absolut nichts Besonderes, auch keinen Tremor man.

21. Januar. Die Mimik ist sehr wechselnd, gemäß dem häufigen Schwanken von einer Affektlage in die andere, im ganzen aber etwas steif und leer, der Blick bald leer, bald stark „gefühlsdurchtränkt“. Auch die Körperhaltung ist etwas steif. Der Gang ist aufrecht und sehr rasch. Das Benehmen ist sehr liebenswürdig, kontaktsuchend, aber ohne auffällige Erotik. Grundstimmung hoffnungslos verzweifelt. Ich notierte aber schon damals: „Man hat weniger den Eindruck, daß sie unter echtem depressivem Affekt steht, als daß sie sich seelisch leer und tot fühlt, völlig hohl, und gerade darunter leidet, daß sie keinen Affekt aufbringen kann. Starkes Krankheitsgefühl im Sinne des Nachlassens ihrer geistigen Energie. Sehnt Tod ernstlich herbei. Im Vordergrund Ärger und Qual wegen des Zwanges, immer ans Essen denken zu müssen. Fühlt sich dadurch erniedrigt. Auffallend ist die Objektivität, mit der sie über Dinge berichtet, von denen eigentlich die Auslösung eines starken Affekts erwartet werden müßte. Gedankengang weder ideenflüchtig, noch zerfahren; sie kann sich aber nur schwer konzentrieren, da ihre Gedanken immer wieder um ihren „Komplex“ kreisen. Will sich daher noch nicht von ihrem Mann vorlesen lassen. Auffassung, Merkfähigkeit, Gedächtnis jedoch intakt. Den Rorschach-Versuch, dessen Ergebnis hinsichtlich der experimentellen Feststellung des gesamten damaligen Weltbildes der Kranken von größtem Interesse wäre, gab es zu jener Zeit leider noch nicht.

22. Januar. Nächte mit leichten Schlafmitteln leidlich. Nur in der zweiten Nacht so erregt, daß der Mann die Oberschwester rufen mußte. Stimmung schwankt von Tag zu Tag und oft am selben Tag mehrmals. Im ganzen ruhiger, leichte Angstanfälle, damit beginnend, daß es in der Herzgegend „flattert“, „wie wenn da Fledermäuse

wären“. Ißt nahezu alles, was ihr vorgesetzt wird, macht nur bei der süßen Speise hie und da Schwierigkeiten. Hat in der letzten Woche 1 Pfund abgenommen, ißt seither besser. Läßt sich auf Spaziergängen relativ leicht von ihrer Verzweiflung ablenken. Während sie als Kind ganz unabhängig von der Meinung der anderen war, ist sie jetzt völlig abhängig davon, was die anderen hinsichtlich ihres Aussehens und Dickseins finden.

Da jetzt alles darauf ankam, zu einer definitiven Diagnose zu gelangen, hatte ich die Patientin und ihren Mann ersucht, eine genaue Anamnese auszuarbeiten, welche Arbeit die Patientin sichtlich beruhigt.

8. Februar. Sie leidet sehr unter den Zwangsimpulsen, sich aufs Essen stürzen zu müssen, es wie ein Tier herunterschlingen zu müssen (was auch die Beobachtung bestätigt). Hat einmal nachts 7 Orangen hintereinander verschlungen. Als Gegensatz dazu treten beim Essen asketische Impulse auf, sich das und jenes, besonders die süße Speise, versagen zu müssen. Am freiesten auf den Spaziergängen, benimmt sich aber auch unter den Mitpatienten völlig geordnet, kommt dabei aber nie von sich los und hat immer das Gefühl, „wie eine Leiche unter Menschen zu sein“.

15. Februar. Was schon im Bericht des Internisten vermerkt, zeigt sich auch hier deutlich: Hungergefühle, Freßgier und „Zwangsgedanken“ an das Essen werden von einer schweren depressiven Verstimmung, ja Verzweiflung abgelöst. Suizidanwendungen, Selbstvorwürfe, daß sie wieder anfangs zu lügen, so weit sei sie heute gekommen. Hatte in der letzten Zeit täglich 6 Laxativumtabletten genommen, den Arzt aber auf seine direkte Frage hin angelogen, sie nähme nichts.

26. Februar. Erregung rasch wieder abgeklungen. Hat sich an eine elegante, sehr dünne Mitpatientin angeschlossen. „Homöerotische Komponente springt stark in die Augen.“ Träumt sehr lebhaft und immer vom Essen oder Tod: sieht die schönsten Sachen vor sich, verspürt furchtbaren Hunger, aber zugleich den Zwang, nicht essen zu dürfen. Die Todesträume lauten:

Traum 1: „Ich habe etwas Herrliches geträumt: es war Krieg ausgebrochen, ich sollte ins Feld ziehen. Ich nehme von allen Abschied in der freudigen Erwartung, daß ich bald sterben werde. Ich freue mich, daß ich zum Schluß noch alles essen kann, habe ein großes Stück Moccacorte gegessen.“

Traum 2: In einer Art Schlafdämmerzustand träumt sie, sie sei „die Frau eines Malers, der seine Bilder nicht verkaufen kann. Sie selbst müsse mitarbeiten, nähen oder dgl., kann es nicht, weil sie sich krank fühlt, beide müssen hungern. Sie bittet ihn, einen Revolver zu holen, um sie beide zu erschießen. „Du bist nur zu feige, uns zu erschießen, die beiden andern Maler haben sich auch erschossen.“

Traum 3: Träumt, daß sie auf der Reise nach Übersee durch eine Schiffsluke ins Wasser gesprungen ist. Der erste Geliebte (der Student) und der jetzige Mann haben Wiederbelebungsversuche gemacht. Sie hat viele Pralinées gegessen und die Koffer gepackt.

Traum 4: Sie bestellt sich Goulasch, sagt, daß sie sehr hungrig ist, will aber nur eine kleine Portion haben. Klagt ihrem alten Kindermädchen, daß man sie sehr quält. Will sich im Wald anzünden. — Eine Analyse der Träume hat aus psychotherapeutischen Gründen nicht stattgefunden.

In einem aufgeregten morgendlichen Schlaf-„Dämmerzustand“ spricht sie von den Verstorbenen, die die ewige Ruhe hätten, während sie noch gequält werde; spricht von ihrer Beerdigung. Will keine Apfelsinen essen, weil der Mann es sonst dem Arzt sage. Bietet einem Bauern 50 000 Franken, wenn er sie schnell erschieße. Spricht von ihrem jüngeren Bruder, der von Übersee abgereist sei, weil er Tag und Nacht durch das Summen einer Fliege gequält worden sei; sie selbst, die in dem gleichen qualvollen Zustand sei, dürfe nicht „von Übersee abreisen“, sondern müsse am Leben bleiben. Wenn sie keine andere Todesart wisse, werde sie sich anzünden oder mit dem Kopf

durch eine Glasscheibe rennen. Wir seien alle Sadisten und hätten unsere Freude daran, sie zu quälen, auch der Arzt.

Es ist für den Mann sehr leicht, auch im vollen Schlaf mit ihr in Rapport zu treten, nicht nur im Halbschlaf.

9. März. Nach 14 relativ guten Tagen 5tägige Erregung, die gestern ihren Höhepunkt erreichte. Im Vordergrund eine „kolossale Freßgier“, der sie aber nicht nachgab. Sie könne nicht warten, bis ihre „Melancholie“ geheilt sei. Es sei schrecklich, daß ihr Mann einen so „schlechten“ Einfluß auf sie habe, da er es ihr durch seine Anwesenheit unmöglich mache, sich das Leben zu nehmen. Will die geschlossene Abteilung ansehen, um eventuell dorthin überzusiedeln.

„Ich fühle mich ganz passiv als der Schauplatz, auf dem sich zwei feindliche Mächte zerfleischen.“ Sie habe das Gefühl, daß sie gar nichts dabei tun könne und ganz wehrlos zuschauen müsse.

11. März. Der Besuch der geschlossenen Abteilung hat eher ungünstig gewirkt. „Ich würde die festen Scheiben sofort einschlagen wollen.“ Spürt die Freßgier wieder, „wie wenn sich ein wildes Tier auf das Essen wirft“. Voller Selbstvorwürfe, zuviel gegessen zu haben. Will vom Arzt hören, daß sie sich das Leben nehmen dürfe. Sucht Arzt und Mann eigensinnig von der Richtigkeit dieses Gedankenganges zu überzeugen, lehnt jedes Gegenargument ab.

Schon als junges Mädchen konnte sie nicht ruhig zu Hause sitzen, sondern mußte immer auf den Beinen sein, was der Umgebung schon damals auffiel. Mit 18 Jahren schrieb sie einer Freundin: „Die Schwermut liegt über meinem Leben wie ein schwarzer Vogel, der irgendwo im Hintergrund lauert, bis die Zeit gekommen ist, um sich auf mich zu stürzen und mich umzubringen.“ Auch jetzt hat sie das Gefühl, daß bei allem, was sie tue, ein Gespenst auf sie lauere, um sie umzubringen, oder sie wartet nur darauf, „bis der Wahnsinn kommt und, seine schwarzen Locken schüttelnd, mich packt und in den gähnenden Abgrund wirft“. — Periode hat seit 4½ Jahren ausgesetzt, sexueller Verkehr seit 3 Jahren unterblieben, anfangs normal.

21. März. Suiziddrohungen werden ernster. Will nur noch die bevorstehende Konsultation (vgl. unter dem 24. März) abwarten. „Wenn es ein Mittel gäbe, das in konzentriertester Form Nahrungsmittel enthielte und bei dem ich zugleich dünn bleiben könnte, dann würde ich noch so gern leben.“ — „Ich will immer dünner und dünner werden, aber ich will nicht immer aufpassen müssen, und ich will nichts entbehren; es ist diese ewige Reibung zwischen Dünnsinwollen und doch nichts im Essen entbehren wollen, die mich aufreibt.“ — „In allen Punkten bin ich klar und vernünftig, in diesem einen Punkt aber verrückt; ich gehe zugrunde im Kampf gegen meine Natur. Das Schicksal wollte mich dick und kräftig haben, ich aber will dünn und zart sein.“ Die Fähigkeit, den Frühling zu genießen, nimmt immer mehr zu, desgleichen aber auch die Qual beim Essen.

2. Nachtrag zur Anamnese: Sie habe schon vor dem Auftreten der Hauptidee im 21. Jahre depressive Verstimmungen gehabt. In ihrem Tagebuch gibt sie schon einige Monate vor dem Auftreten jener Idee ihrer Verwunderung Ausdruck darüber, daß plötzlich sich ein Dämpfer auf ihre vergnügte Stimmung lege, so daß sie weinen möchte. Ob sie zu sensitiv wäre für den großen Kampf des Lebens? „Wie oft beginne ich einen Morgen vergnügt, mein Herz voll Sonnenschein und Hoffnung, und bevor ich instande bin zu wissen, warum ich so glücklich bin, kommt irgend etwas und schlägt meine Stimmung nieder. Irgend etwas ganz Unbedeutendes, ein kalter Ton in der Stimme eines Menschen, den ich liebe oder irgendwelche sonstigen kleinen Zeichen, mit denen ein Mensch mich enttäuscht. Ich sehe, wie die Welt dunkel wird vor meinem verschwimmenden Auge.“

Auf meinen Wunsch stellt der Mann der Patientin folgendes über das Thema Suizid zusammen: Der Wunsch, zu sterben, zieht sich durch ihr ganzes Leben. Schon als Kind findet sie es „interessant“, tödlich zu verunglücken, z. B. beim

Schlittschuhlaufen einzubrechen. — In ihrer Reizeit (mit 19, 20, 21 Jahren) macht sie tollkühne Kunststücke, bricht bei einem Sturz das Schlüsselbein, findet es schade, daß sie nicht ganz verunglückt; sitzt am nächsten Tag wieder aufs Pferd und treibt es in derselben Weise weiter. — Wenn sie als junges Mädchen krank war, ist sie jedesmal enttäuscht, wenn das Fieber heruntergeht und die Krankheit weicht. — Als sie zum Abitur lernt (mit 22 Jahren), will sie von ihrem Lehrer immer wieder den Satz hören: Wen die Götter lieben, der stirbt jung. Der Lehrer ärgert sich darüber, weigert sich schließlich, immer wieder darauf einzugehen. — Hört sie von dem Tod von Freundinnen, so beneidet sie sie und hat bei der Todesnachricht leuchtende Augen. — Als sie im Kinderheim tätig ist, besucht sie trotz Warnung der Vorsteherin scharlachkranke Kinder und küßt sie ab in der Hoffnung, daß sie auch Scharlach bekommen werde. — Versuchte auch, sich dadurch eine Krankheit zuzuziehen, daß sie sich nach einem warmen Bade nackt auf den Balkon stellte, daß sie ihre Füße in eiskaltes Wasser stellte, daß sie sich mit 39 Grad Fieber bei Ostwind vorn auf die Straßenbahn stellte. — Der erste Analytiker nennt bei der ersten Konsultation Ende Dezember 19. ihr Verhalten einen „langsamen Suizidversuch“.

22. März. War gestern morgen beim Spaziergang sehr vergnügt; setzte sich mittags ganz ruhig zum Essen, war dann aber, wie immer, plötzlich wie innerlich umgeschaltet. Denkt dann sofort, ob sie sich überwinden könne, etwas stehen zu lassen. Wird um so aufgeregter, je weiter die Mahlzeit vorrückt. „Alles in mir zittert, die Lust, alles aufzuessen, kämpft in mir einen wütenden Kampf mit dem Vorsatz, nicht alles aufzuessen, bis ich schließlich aufspringe und das, was ich übriggelassen habe, heraustragen lasse, um nicht in die Gefahr zu kommen, es doch noch aufzuessen.“ Fühlt sich dann wie zerschlagen, gänzlich erschöpft, am ganzen Körper mit Schweiß bedeckt; alle Glieder tun ihr weh, wie wenn sie geprügelt worden wäre; möchte sich dann sofort erschießen. Erst nach längerer Zeit (1—2 Stunden) klingt dieser Zustand ab.

24. März. Konsilium mit Prof. *E. Bleuler* und einem ausländischen Psychiater.

Die Vorgeschichte dieses Konsiliums ist folgende: Angesichts der zunehmenden Suizidgefahr konnte der Aufenthalt der Kranken auf der offenen Abteilung auf die Dauer nicht verantwortet werden. Ich mußte den Ehemann vor die Alternative stellen, die Einwilligung zur Verbringung seiner Frau auf die geschlossene Abteilung zu geben oder die Anstalt mit ihr zu verlassen. Der sehr verständige Mann sah dies vollkommen ein, erklärte aber, seine Einwilligung nur geben zu können, wenn ihm eine Heilung oder wenigstens weitgehende Besserung seiner Frau versprochen werden könne. Da ich auf Grund der Anamnese und der eigenen Beobachtungen die Diagnose einer fortschreitenden schizophrenen Psychose (Schizophrenia simplex) stellen mußte, konnte ich dem Mann nur sehr wenig Aussichten machen. (Hätte die Schocktherapie damals schon existiert, so hätte sie einen momentanen Ausweg aus dem Dilemma und einen gewissen Aufschub geboten, am Endresultat hätte aber auch sie gewiß nichts geändert.) Da klar war, daß die Entlassung aus der Anstalt den sicheren Suizid bedeutete, mußte ich dem Manne im Hinblick auf seine Verantwortung raten, sich nicht auf mein Urteil allein zu stützen — so sicher ich meiner Sache war — sondern ein Dreierkonsilium zu veranstalten, unter Zuziehung von Prof. *Bleuler* einerseits, einem der *Kraepelin-Bleuler*'schen Lehre von der Schizophrenie fernerstehenden, ausländischen Psychiater andererseits. Den beiden Herren wurde die ausführliche Anamnese, die in Abschnitt II im Auszug wiedergegeben, sowie unsere Krg. vor dem Konsilium zur Einsicht übergeben.

Ergebnis des Konsiliums: Beide Herren schließen sich meiner Prognose völlig an und lehnen einen therapeutischen Nutzen der Internierung noch radikaler ab als ich selbst. Für *Bleuler* ist das Vorliegen einer Schizophrenie unzweifelhaft. Der zweite Psychiater erklärt, eine Schizophrenie nur dann zu diagnostizieren, wenn ein intellektueller Defekt vorliege. In unserem Falle spräche er von einer psychopathischen Konstitution, die sich fortschreitend weiter entwickle. Die „Idee“,

dünn werden zu wollen, bezeichnet er mit Recht nicht als Wahndee (da die logische Motivierung fehle), mit weniger Recht als überwertige Idee (wir kommen darauf zurück). Alle drei stimmen darin überein, daß es sich um keine Zwangsneurose und kein manisch-depressives Irresein handelt und daß keine sicher wirksame Behandlung möglich. Wir kamen daher zu dem Schluß, dem Drang der Patientin nach Entlassung zu entsprechen.

30. März. Patientin war durch das Ergebnis der Konsultation sichtlich erleichtert, erklärte, ihr Leben nun selber in die Hand nehmen zu wollen, war aber sehr erschüttert, als sie sah, daß sie trotz bester Vorsätze nicht Herr werden konnte über ihr Dilemma in bezug auf das Essen. Sie beherrscht sich äußerlich stark und ist ruhig und geordnet, innerlich aber ist sie hochgespannt und erregt. Sie überlegt hin und her, was sie nun tun soll, entschloß sich schließlich, heute mit dem Mann nach Hause abzureisen. Sie setzt ihre gesamte Lebensweise bis zuletzt genau fort, da jede Änderung sie „verwirre und ganz aus dem Geleise werfe“. Von ihrer „Idee“ ist sie bis zum letzten Moment aufs schwerste gequält. Abgangsgewicht ungefähr dasselbe wie Eintrittsgewicht, nämlich 95 Pfund.

#### IV. Der Tod.

Auf der Reise ist Ellen sehr tapfer. Der Grund, warum sie sie unternimmt, gibt ihr Kraft. Der Blick ins Leben, den ihr die Reise verschafft, tut ihr weh. Sie fühlt sich, mehr noch als in der Anstalt, lebensunfähig. Die folgenden Tage sind qualvoller als alle die vorangehenden Wochen. Sie fühlt keine Entspannung, im Gegenteil, alle Symptome treten verstärkt auf. Die Unregelmäßigkeit der Lebensweise wirft sie ganz um, das Wiedersehen mit ihren Verwandten führt ihr ihre Krankheit nur noch deutlicher vor Augen. Am dritten Tag des Zuhauseesens ist sie wie umgewandelt. Sie nimmt zum ersten Frühstück Butter und Zucker, ißt zum Mittagessen soviel, daß sie — zum erstenmal seit 13 Jahren! — von der Nahrungsaufnahme befriedigt ist und wirklich satt wird. Zum Kaffee ißt sie Pralinés und Ostereier. Sie macht einen Spaziergang mit dem Mann, liest Gedichte von Rilke, Storm, Goethe, Tennyson, amüsiert sich über die ersten Kapitel von Mark Twain's „Christian Science“, ist geradezu in festlicher Stimmung und alle Schwere scheint von ihr abgefallen. Sie schreibt Briefe, als letzten einen an die hiesige Mitpatientin, an die sie sich so angeschlossen. Abends nimmt sie eine tödliche Dosis Gift und ist am andern Morgen entschlafen. „Sie sah aus, wie nie im Leben — ruhig und glücklich und friedlich.“

(Fortsetzung folgt.)

## 4. Der Fall Ellen West.

### Eine anthropologisch-klinische Studie.

Von LUDWIG BINSWANGER (Kreuzlingen).

(Fortsetzung aus Band LIII, Heft 2.)

## B. Daseinsanalyse.

### Einleitung.

In dem hier vorgelegten Bericht ist zusammengefaßt, was wir von der menschlichen Individualität, der wir den Namen Ellen West gegeben haben, auf Grund glaubwürdiger autobiographischer und biographischer Dokumente und Zeugnisse wissen. Dieses Wissen ist rein historischer Art, weswegen wir das Gesamt der ihm zugrunde liegenden Tatsachen oder Daten als die (innere und äußere) Lebensgeschichte dieser Individualität bezeichnen. Auf Grund der Lebensgeschichte tritt der Eigenname aus der Rolle der bloßen sprachlichen Benennung einer menschlichen Individualität — als dieses raum-zeitlich bestimmten einmaligen Individuums — heraus und gewinnt die Bedeutung des Namenrufes (*fama*). Der Name Ellen West — es ist in diesem Zusammenhang natürlich ganz gleichgültig, ob es sich um den wirklichen oder um einen fingierten Namen handelt — wird so zum Inbegriff einer historischen oder Rufgestalt. So gesichert und bestimmt nun auch die Daten einer Lebensgeschichte sein mögen, so unsicher, schwankend und unabgeschlossen bleibt doch das Urteil über diese Gestalt. Wohl sagen wir im gewöhnlichen Leben, daß wir uns auf Grund eines Berichtes oder einer Erzählung einen ungefähren „Begriff“ oder ein mehr oder weniger anschauliches „Bild“ von einer menschlichen Individualität machen; dieser Begriff oder dieses Bild ist aber bekanntlich abhängig von dem jeweiligen Stand- und Gesichtspunkt desjenigen oder derjenigen Gruppe, die es „sich macht“. Einzig die Liebe und die aus ihr entspringende Imagination vermag sich über diesen perspektivischen Standpunkt zu erheben, das Urteil, selbst das wissenschaftliche, bleibt, als Form des Bei-etwas-Nehmens, notgedrungen perspektivisch. Es ist Aufgabe der Geschichtswissenschaft, die „persönlichen“ Urteile zu prüfen, zu vergleichen, auf ihre Grundperspektiven zurückzuführen und auf die Stufe einer wissenschaftlich gesicherten Perspektive überzuführen. Da aber auch die wissenschaftliche Perspektive ihre Direktiven aus der jeweiligen Gegenwart empfängt, wird, wie schon *Ranke* sich ausdrückte, „die Historie immer umgeschrieben“.

Auch die Analyse des Daseins einer menschlichen Individualität hält sich an historische Daten. Kommt es ihr nur darauf an, das Dasein auf seine momentane Gestimmtheit hin zu analysieren, so kann sie sich unter Umständen an ein einziges oder einige wenige solcher Daten halten. So war es uns möglich, die manische „Verstimmung“ einer Kranken an zwei noch relativ geordneten schriftlichen Einzelkundgaben, einer vorwurfsvollen Beschwerde und einer fürsorglichen Anfrage, daseinsanalytisch zu interpretieren (Über Ideenflucht. Erste und zweite Studie). Ging die „Verstimmung“ aber tiefer und war der sprachliche Zusammenhang derart gelockert, daß wir von ungeordneter oder inkohärenter Ideenflucht sprechen mußten (Dritte Studie), so sahen wir uns schon auf ein Wissen angewiesen, das einen großen Teil

der Lebensgeschichte des betreffenden Kranken betraf. Sehen wir uns gar, wie im Falle Ellen West, genötigt, eine menschliche Individualität nicht nur auf ihre Gestimmtheit, sondern auf ihr gesamtes Dasein hin zu analysieren, so muß die gesamte Lebensgeschichte so ausführlich wie nur immer möglich vor uns ausgebreitet liegen. Im Gegensatz aber zur Herausarbeitung der Rufgestalt einer Individualität in historisch-wissenschaftlicher Perspektive, lassen wir jetzt alle Urteile über die betr. Individualität, mögen sie nun vom moralischen, ästhetischen, sozialen, medizinischen oder sonst einem Stand- oder Gesichtspunkt aus erfolgen, vor allem auch unsere eigenen, soweit wie immer möglich aus dem Spiel, um unbeirrt von ihnen den Blick auf die Daseinsformen zu richten, in denen die betr. Individualität in der Welt ist. (Ist doch die Individualität, was ihre Welt als die ihre ist!) An Stelle der eindrucks- und urteilsmäßig aufgebauten historischen Gestalt tritt hier die phänomenologisch ausgelegte und analysierte Daseinsgestalt. Da diese Gestalt aber nicht das ganze Leben hindurch dieselbe bleibt, sondern Wandlungen durchmacht, kann die Daseinsanalyse nicht rein systematisch verfahren, sondern muß sie sich, wie wir im folgenden sehen werden, streng an die lebensgeschichtlichen Daten halten.

Wo wir von Daseinsformen sprechen, sprechen wir also von Formen des In-der-Welt-Seins und Über-die-Welt-hinaus-Seins, wie wir sie schon in den Studien über Ideenflucht im Auge gehabt und in der Schrift über Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins systematisch herausgearbeitet haben. Diese Formen betreffen in gestalthafter, nur phänomenologisch zu gliedernder Einheit die Formen der Welt, „in“ der ein faktisches Dasein als dieses „lebt“, die Formen des In-Seins in der jeweiligen Welt, des diesem In-Sein entsprechenden Selbst und der über die endliche Welt hinaus seienden, in Heimat und Ewigkeit geborgenen, liebenden Wirheit. Aus didaktischen Gründen rollen wir das Problem der Daseinsformen im Falle Ellen West auf von den Formen der Welt aus, in der sie „lebt“. Da Welt immer nicht nur das Was bedeutet, in dem ein Dasein existiert, sondern zugleich das Wie und Wer seines Existierens, ergeben sich die Formen des Wie und Wer, des Inseins und Selbstseins, aus der Charakterisierung der jeweiligen Welten „ganz von selbst“. Dazu sei noch im voraus bemerkt, daß der Ausdruck Welt sich gleicherweise auf Um-, Mit- und Eigenwelt bezieht, zwar keineswegs als Zusammenfassung dieser drei Welten in eine einzige, sondern als Ausdruck für die durchgängige Art und Weise, wie sich in jenen Weltregionen Welt überhaupt gestaltet.

Daseinsanalyse darf nicht verwechselt werden mit der Daseinsanalytik im Sinne *Heidegger's*; die erstere ist eine ontisch-anthropologische, an faktischem menschlichem Dasein durchgeführte phänomenologische Hermeneutik, die letztere eine ontologische, auf das als Dasein verstandene Sein gerichtete phänomenologische Hermeneutik. Die Ähnlichkeit des Ausdrucks rechtfertigt sich dadurch, daß die anthropologische oder Daseinsanalyse sich durchwegs auf die von der Daseinsanalytik erstmals herausgearbeitete Struktur des Daseins als In-der-Welt-Sein stützt, sich also hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Struktur und ihrer Methode allen Ernstes die „neuen Anstöße“ zunutze macht, die aus der ontologischen Problematik entspringen<sup>1</sup>).

## Daseinsanalyse.

### 1. Welt.

Das erste Datum, das uns der Bericht über Ellen West vermittelt, ist die Tatsache, daß sie mit 9 Monaten die Milch verweigert hat, so daß sie mit Fleischbrühe ernährt werden mußte. Die sich durch ihre ganze Lebensgeschichte hindurch ziehende Eigenart und Eigenwilligkeit in bezug

<sup>1</sup>) Vgl. *Heidegger*, Sein und Zeit, 45.

auf die Nahrungsaufnahme läßt sich also bis ins Säuglingsalter zurückverfolgen. Es handelt sich hier um eine Eigenart der „sinnlichen Kommunikation“, und zwar nicht etwa im Sinne eines „Reflexes“, sondern eines „Verhaltens zur Welt“. Auch in der sinnlichen Kommunikation leben wir als uns mit der Umwelt Einigende oder von ihr Trennende<sup>1)</sup>. Schon in der Verweigerung der Milch zeigt sich ein „Trennungsstrich“ zwischen leiblicher Eigenwelt und Umwelt, ein „Bruch“ in der Einigung mit der Umwelt im Sinne einer gegensätzlichen Abhebung der ersteren von der letzteren. Mit dieser umweltlichen Opposition mag bereits ein mitweltlicher Widerstand, ein Widerstand gegen diejenigen Personen, die sich Ellens Eigenart zu widersetzen versuchten, einhergegangen sein. Jedenfalls steht Ellen mit der ersten uns überlieferten sprachlichen Kundgabe bereits in krassem Gegensatz zur Mitwelt: „Dieses Vogelnest ist kein Vogelnest“ (S. 256). Dieses negative Urteil, mit dem sie einen von der Mitwelt anerkannten Sachverhalt verwirft, zeigt, daß auch die Einigung mit der Mitwelt einen schweren Stoß erlitten hat, anthropologisch ausgedrückt, daß der Aufbau der Eigenwelt sich hier früh in schroffer Opposition zur Mitwelt vollzieht. Darauf weisen aber auch die Urteile, die die Mitwelt über sie fällt: trotzig, eigensinnig, ehrgeizig, heftig.

Wo von Widerstand gegen Um- und Mitwelt die Rede ist, haben Um- und Mitwelt die Bedeutung der Grenze, und zwar der widerständigen oder drückenden Grenze, erlangt. Die Eigenwelt geht hier nicht vertrauend in die Um- und Mitwelt über, um sich von ihr tragen, nähren und erfüllen zu lassen, sondern setzt sich schroff von ihr ab. Es ist daher nicht erstaunlich zu hören, daß Ellen schon als Kind unter einem Druck litt, „den sie selbst nicht verstand“. Mit diesem Druck geht aber schon das Gefühl einher, daß „alles leer“ ist. Das Erleben der Um- und Mitwelt als einer rein widerständigen Welt und die starre Behauptung der Eigenwelt ihr gegenüber, anscheinend Ausdruck der Daseinsfülle, engt den Kreis der Daseinsmöglichkeiten im Gegenteil ein und entleert ihn auf einen bestimmten Ausschnitt möglichen Verhaltens. Was wir Trotz und Eigensinn nennen, ist immer schon Ausdruck davon, daß das Dasein die jeweilige Situation nicht „weltoffen“, d. h. in ihrem jeweiligen Sinn<sup>2)</sup>, sondern in einem ein für allemal fixierten („eigenwilligen“), um- und mitweltverschlossenen oder oppositionellen Sinne erschließt. Anstatt die Situation zu „beherrschen“, d. h. in all ihren Sinnbezügen zu überblicken und sich daraufhin zu entschließen, wird die Situation hier übermächtig und das Dasein gerade seiner Eigenmächtigkeit beraubt; denn in dem

<sup>1)</sup> Vgl. *Erwin Straus*, Ein Beitrag zur Pathologie der Zwangerscheinungen. *Monatsschr. f. Psych. u. Neur.* 98, S. 76, 1938.

<sup>2)</sup> Vgl. *Erwin Straus*, Geschehnis und Erlebnis, 1930, dazu aber auch meinen gleichnamigen Aufsatz, *Monatsschr.* 80 (1931).

„Anders-als-die-andern“ und „So-wie-ich-will“ des Trotzes macht sich die („negative“) Übermacht der Mitwelt hinsichtlich der eigenen EntschlieÙung geltend. (Ihre „positive“ Übermacht zeigt die Mitwelt im Man-Sein.) Das Selbst des In-der-Welt-Seins als Trotz und Eigensinn ist daher kein selbständiges, eigentliches oder freies Selbst, sondern ein, wenn auch negativ, von der Mitwelt her bestimmtes, unselbständiges, uneigentliches und unfreies, mit einem Wort trotzig-heftiges Selbst.

Aber nicht nur von der Mitwelt her wird hier das Dasein beenzt, bedrückt und „entleert“, sondern auch von ihm selbst her, nämlich von seiner faktischen Geworfenheit in die Rolle des Weibes. An Stelle offenen Trotzes und offener Auflehnung tritt hier aber der eigenwillige Versuch der Vertauschung dieser schicksalsmäßigen Rolle mit einer angenommenen Rolle: Ellen West spielt bis zum 16. Jahre nur Knabenspiele, geht am liebsten in Hosen (und zwar zu einer Zeit, wo es für junge Mädchen längst noch nicht so üblich war wie heute), wünscht sich noch mit 17 Jahren, ein Knabe zu sein, um als Soldat, das Schwert in der Hand, sterben zu können. Von einer ausgesprochenen Auflehnung gegen ihr weibliches Schicksal erfahren wir nur aus dem HaÙ gegen einen früheren Freund wegen seines Siegeslächelns (S. 257). Hier handelt es sich nicht mehr um einen Bruch zwischen Mit- und Eigenwelt, sondern um einen, wenn auch künstlich überbrückten, RiÙ zwischen Eigenwelt und der „Welt des Schicksals“. Das Dasein erfährt hier eine weitere, noch viel „einschneidendere“ Beschränkung in der Entfaltung seiner eigentlichen Möglichkeiten; denn statt die Rolle, in die sie geworfen, zu übernehmen, sucht Ellen West sich selbst und die Mitwelt darüber zu täuschen. An Stelle von Sein tritt Schein. Das Dasein überhebt sich hier an seiner eigenen Schwere: „es macht es sich“, wie wir uns populär ausdrücken, „leicht“. Mit der eigenwilligen „Trennung“ zwischen Eigenwelt einerseits, Um-, Mit- und Schicksalswelt andererseits gehen einher eine gewisse eigenweltliche Selbstgenügsamkeit, Expansivität und Aggressivität. Von der ersteren zeugt das auffallend lange, nämlich bis zum 16. Jahre fortgesetzte Daumenlutschen, von den letzteren das „ehrgeizige“ Alles-oder-nichts-Prinzip: aut Caesar aut nihil!

Und doch war dieses Dasein nicht nur leidenschaftlich auf sich allein gestellt. Der tiefe religiöse Glaube, von dem wir hören und mit dem sie in striktem Gegensatz zu dem betont areligiösen Vater stand, mag Ellen bis zu ihrem 17. Lebensjahr eine gewisse Geborgenheit im Dasein verliehen haben. Wie weit ihr dieser Glaube von der, wie ich annehmen muß, christlichen Kinderfrau übermittelt wurde, wissen wir nicht. Aus der lebenslangen, rührenden Anhänglichkeit an dieselbe und der dauernden Geborgenheit in ihrer Gegenwart, dürfen wir annehmen, daß die Kinderfrau von jeher einen großen Einfluß auf Ellen gehabt hat.

In der in Ellens Dasein so tief einschneidenden Lebensperiode des 16. und 17. Lebensjahres, in der sie, anschließend an die erste Verliebtheit, die Knabenspiele und das Daumenlutschen aufgibt, stürzt ihr religiöser Glaube unter dem Eindruck der Lektüre von *Niels Lyhne* wie ein Kartenhaus für immer zusammen. Niels Lyhne spricht selbst von seiner „drückenden, bildlosen Weltanschauung“. „Er hatte keinen Stern. Er wußte nicht, was er mit sich und seinen Gaben anfangen sollte.“ Er erhofft für das Menschengeschlecht Kraft und Selbständigkeit, „wenn es im Glauben an sich selbst versuchte, sein Leben in Einklang mit dem zu leben, was der Einzelne in seinen besten Augenblicken am höchsten stellte nach dem, was in ihm wohnte, anstatt es in eine kontrollierende Gottheit außerhalb von sich selbst zu verlegen“. Niels Lyhne kann aber schließlich „des Daseins Gleichgültigkeit, das von allen Seiten Losgelassen- und stets auf sich selbst Zurückgeworfenwerden, nicht mehr aushalten. Kein Heim auf Erden, kein Gott im Himmel, kein Ziel in der Zukunft.“ Er möchte auch einmal ein Heim für sich haben, findet ein solches Heim, die geliebte junge Gattin stirbt aber früh, und zwar im Glauben an Gott, und er muß „das große Traurige“ erfahren, „daß eine Seele stets allein ist“. „Es war eine Lüge, jeder Glaube an Verschmelzung zwischen Seele und Seele. Nicht die Mutter, die uns auf den Schoß nahm, nicht ein Freund, nicht die Gattin, die an unserm Herzen ruhte . . .“ Er zieht in den Krieg und wird tödlich verwundet.

Der für das ausgehende 19. und beginnende 20. Jahrhundert so charakteristische rigorose ästhetische Individualismus und religiöse Nihilismus, der durch dieses so viele junge Seelen bezaubernde Buch weht, müßte einen wahrhaft gläubigen Menschen eher in seinem Glauben bestärken. In Ellen West aber läßt er verwandte Saiten erklingen; sie wirft ihren im Gegensatz zum Vater gehegten Glauben plötzlich weg und fühlt sich in ihrem Individualismus bestätigt, ja bestärkt. Keiner Gottheit mehr vertrauend und verpflichtet, um das Urteil der Mitwelt sich auch weiterhin „nirgends kümmernd“, ist sie jetzt ganz auf sich selbst gestellt, Richtschnur und Ziel ihres Handelns allein danach bestimmend, was sie, um mit Niels Lyhne zu sprechen, „als Einzelne“, „in ihren besten Augenblicken am höchsten stellt nach dem, was in ihr wohnt“. Mit dem besten Augenblick und dem Höchsten werden Existenz und Idee in den Superlativ erhoben. Dieser Superlativ fordert aber als Korrelat ein superlativisches Maß an „Kraft und Selbständigkeit“. Dieses Maß traut Ellen West sich nach der Lektüre von Niels Lyhne zu.

Daseinsmäßig, das heißt also immer vom In-der-Welt-über-die-Welt-hinaus-Sein her gesehen, bedeutet dies, daß die Welt, in der das Dasein hier vorwiegend ist, weiterhin die Eigenwelt, der idios Kosmos des Heraklit,

ist. Das aber bedeutet zugleich, daß das Selbst beschränkt bleibt auf das leidenschaftlich wünschende, träumende Selbstsein, auf das Selbst der leidenschaftlichen Affekte, Wünsche, Träume<sup>1</sup>). Die Tatsache, daß Ellen jetzt Gedichte verfaßt und ein Tagebuch führt, worin sich vorwiegend ihr eigener Zustand spiegelt und ihre eigenen Ziele näher bestimmt werden, zeigt, daß der Horizont der Eigenwelt, wie es für die Pubertätsphase charakteristisch ist, sich geweitet hat, und daß diese Erweiterung mit dem ernsthaften Versuch einer vertieften Selbstausslegung einhergeht. Die Leitfäden dieser Selbstausslegung werden mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit den erwähnten Superlativen entnommen. Der beste Augenblick ist der, wo sich der Blick auf das Höchste richtet; dieses Höchste aber ist, wiederum mit den Worten Niels Lyhnes, „die Kraft und Selbstständigkeit des Menschengeschlechts im Glauben an sich selbst“. Das in Trotz und Eigensinn rein negativ bestimmte Verhältnis zur Mitwelt wird jetzt durch einen positiven („verbindenden“) Zug überbrückt, in welchem Trotz und Eigensinn aber keineswegs verschwinden, in welchen sie vielmehr ihrerseits eingehen: Trotz und Eigensinn wandeln sich in Ehrgeiz, und zwar in den Ehrgeiz sozialer Verbesserung, ja sozialen Umsturzes.

Wenn es nur die Liebe, der duale Modus des Daseins ist, der den von der jeweiligen Situation beherrschten Trotz und Eigensinn wirklich verwandelt, der dem Dasein Heimat und Ewigkeit zu schenken vermag, so bedeutet der aus Trotz und Eigensinn geborene Ehrgeiz, das ehrgeizige Besserswissen und Bessernwollen, gerade die Aufenthaltslosigkeit und unendliche Unruhe des Daseins. Statt des eigentlichen Ich-Du-Verhältnisses, des Miteinanderseins, der Geborgenheit im ewigen Augenblick der Liebe, finden wir das bloß mitweltliche Mitsein von einem mit den andern und zwar in der Form des unruhigen Nehmens bei der schwachen Stelle, des rastlosen Beherrschen- und Leitenwollens der andern. Die schwache Stelle „der andern“, der Mitwelt, wird gefunden am Leitfaden des Trotzes gegen diejenige Mitwelt, in der sich das Dasein bisher vorwiegend bewegt hat, gegen die eigene Familie: deren schwache Stelle ist ihr Wohlstand inmitten der Entbehrungen und Leiden der „Masse“. Sicherlich tritt uns hier auch ein Zug „allgemeiner Menschenliebe“ entgegen. Die Formen, die dieser Zug aber annimmt, verraten, daß diese Menschenliebe hier, wie so häufig, nicht aus reiner Liebe geboren ist und in reinem Liebesdienst gipfelt, sondern vom Ehrgeiz getrieben und in den ehrgeizigen Dienst der „Unsterblichkeit des Namens“ gestellt wird. Vergessen wir jedoch auch nicht die lebenslängliche Anhänglichkeit so vieler „Anderer“, die der Fürsorge Ellen West's teilhaftig wurden, und ihr wirkliches Leiden unter der „sozialen Ungerechtigkeit“. Beides wäre nicht

<sup>1</sup>) Vgl. Heraklits Auffassung des Menschen. Die Antike XI, 1935.

möglich ohne den Keim wahrer Liebe. Daß dieser Keim so dunkel überschattet, ja unterdrückt wird, ist eine der Hauptquellen des Leides und der Qual dieses Daseins. Ohne die (unerfüllbare) Sehnsucht nach Heimat und Ewigkeit im Sinne der Liebe, ohne ein geheimes Wissen von der Möglichkeit des Über-die-Welt-hinaus-Seins hätte dieses Dasein seine Leere und Armut nicht derart erlitten, wie es sie tatsächlich erlitten hat: das Dasein wäre hier nicht zur Hölle geworden. Dem völlig liebeleeren Menschen kann das Dasein zur Last, aber nicht zur Hölle werden.

Soviel über Ellen West's fast bis zum Ende ihres Lebens anhaltenden „Drang“ zu sozialer Betätigung. In ihm erschließt sich ihr in erster Linie die Welt des Handelns oder der Praxis, die praktische Welt. Wenn wir von einem Menschen sagen, daß er mit beiden Füßen fest auf der Erde steht, so meinen wir sein Stehen in dieser Welt. Die Praxis ist es, die das Dasein auf die Erde stellt, es auf ihr stehen und gehen lehrt; richtiger ausgedrückt: In der Praxis, im alltäglichen, vor- und außerberuflichen (familiären, kameradschaftlichen, spielenden, sportlichen) und beruflichen Handeln richtet sich das Dasein auf der Erde ein, schafft es sich seinen „Lebensraum“, seine Ausrichtungsmöglichkeiten und ineins damit sein „praktisches Selbst“. „Werden wir durchs Praktische doch unseres eigenen Daseins erst recht gewiß“, lesen wir schon in den „Bekennnissen einer schönen Seele“. Wer mit beiden Füßen fest auf der Erde steht, weiß, wo er steht, wohin er geht, wie er geht und wer er selbst („im praktischen Leben“) ist. Ein solches Stehen, Gehen und Wissen nennen wir ein Schreiten, nämlich ein um sich selbst, seinen Standpunkt und sein Ziel wissendes „Wandern von einem Ort zum andern“. Wir haben dieses Schreiten mit einem alten philosophischen Fachausdruck als die diskursive Grundform des Daseins bezeichnet und analysiert<sup>1)</sup>.

Im Dasein Ellen West's erfährt diese Grundform bedeutsame Abwandlungen. Das Dasein steht hier nicht „mit beiden Füßen fest auf der Erde“, d. h. weder sein Selbststand noch seine Ausrichtungsmöglichkeiten vermögen Wurzel zu fassen in der Praxis. Das Dasein bewegt sich hier nur mühsam, ja krampfhaft auf der Erde; das Auf-der-Erde-Stehen wird ihm dauernd streitig gemacht durch ein Schweben und Fliegen in der Luft und ein Eingeschlossensein in und unter der Erde. Diese beiden Ausrichtungsmöglichkeiten oder Richtungen des Daseins und die in ihnen erschlossenen Welten liegen klar zutage in Ellens Gedichten, Tagebuchnotizen, Briefen und mündlichen Äußerungen.

Die Welten, in denen dieses Dasein sein Da hat, sind also die Welt auf der Erde, die Welt der Luft und die Welt in und unter der Erde. Die Daseinsbewegung auf der Erde ist das Schreiten, diejenige

<sup>1)</sup> Vgl. Grundformen 341—350.

in der Luft das Fliegen, diejenige in und unter der Erde das Kriechen. Jeder dieser Bewegungen entspricht eine besondere Form der Zeitigung und Räumlichung, jeder eine besondere materiale Konsistenz, besondere Belichtung und Färbung, und jede stellt eine besondere Bewandnisganzheit dar. Bedeutete die erste Welt die Bewandnisganzheit im Sinne der Praxis, so bedeutet die zweite die Welt der „beflügelten“ Wünsche und „höchsten Ideale“, die dritte aber diejenige der „zur Erde ziehenden“ (Wallenstein), „niederdrückenden“, lastenden, beschwerenden „Begierde“, kurz, die von den Ansprüchen des „natürlichen Daseins“ gebildete Welt. Stellen wir jetzt schon fest, daß die Welt, von der das Dasein hier auf immer weniger und weniger Möglichkeiten eingeengt, eingefangen, ja eingekerkert wird, um schließlich von ihr überwältigt und genichtet zu werden, die Welt der Begierde ist, also wiederum ein bestimmter Ausschnitt aus der Eigenwelt.

Doch gehen wir wieder historisch vor. Schon in den frühesten, vielfach an Niels Lyhne erinnernden Gedichten tritt uns der Gegensatz zwischen der „luftigen“ Welt, durch die Ellen in unbändigem Freiheitsdrang zu fliegen vermeint, und der engen Welt, der Gruft, aus der sie emporsteigt, entgegen. Die erstere Welt ist uns aus den Studien Über Ideenflucht wohl bekannt. Es ist die Welt des „luftigen“ Gedankens, des *ἀνεμώεν φρόνημα*, wie schon *Sophokles*<sup>1)</sup> sich ausdrückt, die volatile, gelichtete Welt des Erkenntnis-Optimismus<sup>2)</sup>, und der „gehobenen“ Stimmung überhaupt. Aber diese Welt bleibt von Anbeginn an nicht unwidersprochen. Es ist von größtem Interesse und für unsere Untersuchung sehr wichtig, genau zu verfolgen, in welchem materialen Gewand dieser Widerspruch erfolgt und in welcher Richtung sich dieses Gewand selbst allmählich wandelt. Fürs erste ist es die Verdüsterung des Himmels, das Sinken der Feuerkugel der Sonne ins Meer, die Unheimlichkeit des Wehens der Winde, die Ungeleitetheit des Lebensschiffes auf dem Wasser, das Wachsen grauer, feuchter Abendnebel, das trostlos-trübe Schütteln der Baumwipfel, das Verstummen des Vogelgesangs. (Dazu kommt später noch die Eiseskälte.)

Diesem vorerst noch in rein landschaftlichem und atmosphärischem Gewand auftretenden Widerspruch tritt aber auch eine planmäßige Begrenzung und Beschränkung der „luftigen“, optimistisch-ehregeizigen Pläne an die Seite, womit Ellen West zugleich aber auch der Verdüsterung selbst zu entgehen sucht: Ellen West sieht ein, daß der Mensch sich im Kleinen eine Welt schaffen muß. Dazu ruft sie vor allem

<sup>1)</sup> Vgl. das berühmte erste Chorlied der Antigone (*πολλὰ τὰ δεινὰ . . .*), das ein großartiges Bild des griechischen Menschen darstellt.

<sup>2)</sup> Vgl. Über Ideenflucht 57 f., 64 f., 180.

die Arbeit, „die Praxis“ zu Hilfe, aber wieder nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zur Gewinnung unsterblichen Ruhms, als Opium für Leid und Gram, als Vergessen, als Rettung aus einer aus den Fugen gegangenen Welt, in der das Licht erloschen ist und die Lebenslust verwelkt, als Rettung vom Wahnsinn und Irrenhaus (S. 257). Wir sehen, wie krampfhaft Ellen West sich bemüht, den Stimmungsextremen, in die ihr Dasein geworfen wird, einen existenziellen Widerspruch entgegenzusetzen, das Bestreben nämlich, mit beiden Füßen wieder fest auf der Erde zu stehen, was immer nur heißen kann: zu arbeiten. Aber diesem Bemühen ist kein dauernder Erfolg beschieden. Dem mühsamen Aufbau einer Welt im Kleinen tritt immer wieder entgegen die Verlockung des mühelosen Fliegens durch die Weite und Helle, die Farbenpracht und den lauten Jubel der „luftigen“ Welt. Die mangelnde Verwirklichung „der alten Pläne und Hoffnungen“ bildet dann aber nicht etwa einen neuen Ansporn zum weiteren Auf- und Ausbau der Welt der Praxis, sondern verwandelt die Welt in grenzenlose Ödigkeit, lautlose Stille und eisige Kälte, in der die Eigenwelt zusammenschumpft zu einem Punkt von unendlicher Winzigkeit (ebd.). Die Seele ist müde, die Todesglocken im Herzen lassen sich nicht zum Schweigen bringen<sup>1</sup>). Wozu, warum das Ganze, um nach einer kurzen Spanne Zeit vergessen im kalten Erdboden zu modern? Das Dasein wird hier nicht existenziell als Dauer gelebt, m. a. W. nicht im Hinblick auf den Tod ständig erstreckt, sondern es wird als etwas in einer bestimmten Zeitspanne Vorhandenes vergegenständlicht, als etwas, das eines Tages nicht mehr vorhanden sein, sondern modern und der Vergessenheit anheimfallen wird<sup>2</sup>). Der Ehrgeiz nach einem unsterblichen Namen, der noch nach Jahrhunderten im Munde der Menschheit klingen soll, ist nur die daseinsmäßige Folge dieser Vergegenständlichung des Daseins, nämlich die Betäubung der existenziellen Leere und Schwäche durch den Gedanken an eine möglichst lange Fortsetzung ihres Rufes in der (Welt-) Zeit.

Im 18. Lebensjahr tritt in dieser Lebensgeschichte nun aber etwas in Erscheinung, das zwar durchaus der volatilen, luftigen Welt angehört, aber keineswegs aus ihr allein zu verstehen ist. Ellen West möchte selber zart und ätherisch sein, wie es die von ihr gewählten Freundinnen sind. Mit diesem Wunsch zieht die ätherische Welt, wie wir im Anschluß an Ellens eigenen Ausdruck von nun an sagen wollen, nicht nur die umweltliche und mitweltliche Sphäre, sondern auch diejenige eigen-

<sup>1</sup>) Schon hier liegt klar zutage, daß in der „Verdüsterung“ der „Schatten“ des Todes sich auf die Welt des Lebens senkt.

<sup>2</sup>) Den äußersten Gegensatz zum Tode im Sinne dieses Endens, Verendens und Vergessenwerdens eines vorhandenen Lebewesens bildet der Tod im Sinne der Liebe und Freundschaft. Vgl. Grundformen: Liebe und Tod 167 ff., 249 f.

weltliche Sphäre in ihren Bann, die sich gerade durch Erdschwere, Solidität, kompakte Raumerfüllung, also durch Massigkeit und Widerständigkeit, der Ätherisierung am allerstärksten widersetzen muß, auf die Leibsphäre. (Dabei figuriert der Leib, um es schon hier festzustellen, in seiner Identitätseinheit von weltlicher Bewandnis = mein Körper, und von innerem Leibbewußtsein oder „Existieren im Leib“<sup>1)</sup>). Mit diesem Wunsch verhebt sich das Dasein wiederum an seiner Erdschwere. Die Umgangssprache nennt einen solchen Wunsch, mit dem das Dasein sich verhebt, mit Recht einen verstiegenen Wunsch; denn das Dasein versteigt sich hier in eine Situation, von der tatsächlich kein Zurück mehr möglich erscheint<sup>2)</sup>.

Zugleich mit dem Auftreten dieses unheilvollen, weil eine Zuspitzung und Fixierung des Konfliktes zweier Welten auf eine „verstiegene“ Konfliktsituation bedeutenden Wunsches, nimmt die ätherische Welt als solche immer deutlichere Formen an, „befestigt“ sich zugleich aber auch der Widerstand der unheimlichen, düsteren, dumpfen, feuchten Welt: immer krasser heben sich voneinander ab eine Welt voll Sonnenschein, grünendem und blühendem Frühling, rauschenden Wäldern und strahlend blauem Himmel über freiem, weitem Land (S. 257), also die ins Unendliche geweitete, bewegliche, strahlend belichtete, warme und farbige, mit einem Wort die ätherische Welt, und die enge, unbewegte, dumpfe und dunkle, kalte, farblose Welt unter der Erde, die Grabeswelt, „wo nicht die grelle Lebenssonne scheint“. Dazu tritt aber noch ein weiteres: Wie Ellen früher angesichts des Untertauchens der Feuerkugel ins Meer und des Sinkens feuchter Nebel auf Meer und Strand den finsternen, kalten Meerkönig um Rettung angerufen, er solle kommen und sie in heißer Liebesgier totküssen, so fleht sie jetzt den hinter Wolken herrschenden (Gott-) Vater an, er solle sie zu sich zurücknehmen. Erotik und noch nicht ganz erstorbene, wenn auch ästhetisch gefärbte Religiosität gehen hier einen Bund ein zur Rettung des Daseins aus der feuchten, dunklen Gruft- und Grabeswelt. In der ätherischen Welt als solcher vermag das Dasein nicht festen Fuß zu fassen, vor der modrigen Welt unter der Erde, der Welt des Grabes, schreckt es angstvoll zurück, es bedarf, ähnlich wie im Falle des ideenflüchtig verwirrten Kranken unserer dritten Ideenfluchtstudie, eines haltenden Rettungsankers, und dieser Anker ist — wie in jenem Fall — die Bindung an den Vater und die erotisch-mystische Seh-

<sup>1)</sup> Vgl. Grundformen 448 ff. und 468 ff. — Anscheinend tritt die erstere Bedeutung bei Ellen West in den Vordergrund: ihr Leib als äußerlich von ihr wahrgenommener, beurteilter, betasteter, geschlagener Körper; im Grunde ist es aber gerade das Existieren im Leib, das ihr verhaßt ist.

<sup>2)</sup> Der Ausdruck „verstiegt sich“ darf demnach nicht im moralischen Sinne, sondern muß existenziell verstanden werden.

sucht nach Rückkehr zu ihm und Vereinigung mit ihm. Diese Vereinigung aber, das ist schon hier mit klaren Worten ausgesprochen, ist nur möglich im Tod. Ellens Todessehnsucht ist demnach Sehnsucht nach einem andern Tod als dem des Verendens und Moderns, ja noch Sehnsucht nach etwas anderem als dem unsterblichen Namen. Auch hier wird die Vergegenständlichung des Daseins durchbrochen von dem dualen Daseinsmodus, von einem geheimen Ahnen von liebender Begegnung und Heimat, von der Möglichkeit also des Über-die-Welt-hinaus-Seins. Dieses Über-hinaus gründet und mündet hier aber nicht im In-der-Welt-Sein, wie es dem vollen Daseinsphänomen der Liebe entspricht, sondern — wie wir zeigen werden — im Zurück ins Nichts.

Gegenüber diesen im Wasser und im Himmel ersehnten Rettungsmöglichkeiten tritt die Rettung auf der Erde, das „mit beiden Füßen fest auf der Erde Stehen“, die Praxis, immer mehr zurück. Um so strahlender und bewegter wird die ätherische Welt, um so mehr konsolidiert sich aber auch wieder die Welt in und unter der Erde.

Fürs erste wird die ätherische Welt noch leuchtender, farbiger und malerischer. Lichtfluten, goldenen Bändern gleich, lagern auf Kornfeldern, Dörfern und Tälern, Frühlingsstürme brausen durch die Welt (S. 258). Der Leib, das ist wieder von größter Bedeutung, hat zunächst immer größeren Anteil an dieser Welt: Das Blut rauscht und rast durch die Adern, jede Fiber bebt, die Brust ist zu eng für die sprudelnde Jugendlust, der junge starke Körper reckt sich, das Stillsitzen, das schon in in Sizilien zur Qual wurde, wird unmöglich; an Stelle des Gehens tritt das Reiten und Hindernisrennen, wobei kein Pferd zu gefährlich. Es ist klar, daß auch hierzu kein fetter, sondern ein elastisch-kräftiger Körper gehört.

Auch in diesem, die ätherische Welt wenigstens mit der sportlichen Praxis versöhnenden Weltentwurf kommt die Liebe zu Wort. Jetzt gilt sie nicht mehr dem finsternen, kalten Meerkönig auf dem Meeresgrund und dem hinter Wolken herrschenden Vater, sondern dem auf der Erde wandelnden ebenbürtigen männlichen Partner: Groß, stark, rein und unbefleckt müßte er sein, er müßte das Leben leben, sich freuen an Sonnenschein und Arbeit, an ihr und ihren Kindern. Wir stehen hier vor dem Versuch, in der Phantasie wenigstens die ätherische Welt und die irdische, praktische Welt in Einklang zu bringen, und zwar auf dem heimatischen Boden der (weiblich-männlichen) Liebe.

Gegenüber dieser die Brust sprengenden Jugendlust und Liebessehnsucht melden sich wie immer sofort die Schranken. Zuerst wieder von der Mitwelt aus: „Das Haus“ wird zur Gruft, die Einflüsse von zu Hause werden als einengend empfunden und abgelehnt (ebd.). Sodann von

der Umwelt aus: Waren die Schranken früher rein atmosphärischer Art, nämlich feuchte Nebel und dunkle Wolken, so nehmen sie jetzt einen „vitalen“ Charakter an. Der „kosmologische“ Gegensatz, der sich anfangs „in der Atmosphäre“ abgespielt hat, spielt sich jetzt ab in der Welt der Vegetation, und zwar als Gegensatz von aufsteigendem Leben (Wachsen, Glänzen, Blühen, Gedeihen) und abfallendem Leben (Welken). Damit tritt die Hinfälligkeit und Gefährdetheit ihres Lebens (seine Todgeweihtheit) immer deutlicher hervor. Noch wehrt sich Ellen zwar siegreich gegen das Verrosten, Verkümmern, Verdorren und gegen die Schalheit der Erde (ebd.), aber die (unbewegliche) Welt der Gruft, des abfallenden Lebens, die Welt des Verdorrens und Moderns steht doch drohend rings um die mit überschäumender Lebenslust und Sturmgebrüll geladene, unruhig-bewegte Welt.

In diese Lebens Epoche fällt die Verlobung mit dem „romantischen Überseer“, die wir als einen mißglückten praktischen Versuch der Harmonisierung der ätherischen mit der irdischen Welt zu betrachten haben, die Ellen aber auf Wunsch des Vaters auffallend leicht wieder auflöst. Daß sie dem Verlobten nicht nachtrauert, geht daraus hervor, daß sie auch jetzt (in Sizilien) das Leben leidenschaftlich liebt, Sonne, Wind und Schönheit ganz allein für sich hat, ja daß die Welt ihr gehört. Ihr Gott ist jetzt der Gott des Lebens, ihre Welt ist das ganze Universum, in dessen Geheimnis sie bereits einen Blick getan hat. Sie ist erfüllt vom Durst zu lernen und schreibt eine Arbeit über den Beruf der Frau (S. 258). Dieser letzte ernsthafte Versuch einer Durchdringung und Harmonisierung der ätherischen Welt mit der Welt der Arbeit bezeichnet Ellen als die letzten Wochen ihres Lebensglücks. Sie beschließt dieselben mit dem brennenden Wunsch, ihre schönen Pläne und Ideen, auf die sie schon wieder mitleidig herabsieht, möchten sich eines Tages in Taten verwandeln, statt nur in unnütze Worte. Hin- und hergeworfen von einer Welt in die andere, in keiner ganz zu Hause seiend, in den Versuchen zur Harmonisierung der ätherischen und der irdischen Welt immer wieder scheiternd, von der unterirdischen oder Grabeswelt immer mehr „herabgezogen“ und weder von der irdisch-praktischen noch von der überirdischen Liebe mehr eine Rettung erhoffend, ist sie auch in den trunkensten Augenblicken bedrängt von „Schmerzen und Krämpfen“. Das Dasein ist nirgends liebend geborgen, vermag sich auch seines Grundes nirgends existenziell zu bemächtigen, das aber heißt: es ist von seiner Nichtigkeit bedroht. Dieses Bedrohtsein nennen wir mit *Heidegger* die Angst oder, wie es in der Lebensgeschichte heißt (ebd.): Furcht und Zittern. Das, wovor das Dasein Angst hat, ist das In-der-Welt-Sein als solches. Die Welt überhaupt hat jetzt den Charakter des Bedrohlichen und Unheimlichen. Wo sich diese

Bedrohlichkeit und Unheimlichkeit konkretisiert in einer Angst vor etwas (Bestimmtem), sprechen wir von Furcht. Ellens Angst vor dem Dickwerden wäre daher richtiger als Furcht vor dem Dickwerden zu bezeichnen; doch behalten wir ihren eigenen, auch dem allgemeinen Sprachgebrauch entsprechenden Ausdruck bei, zumal diese Furcht vor etwas ja tatsächlich Ausdruck der Daseinsangst ist.

Mit der Angst vor dem Dickwerden und dem Wunsch, dünn zu sein, erfährt der kosmologische Gegensatz eine weitere und zwar endgültige Veränderung: er greift vom Makrokosmos über auf den Mikrokosmos, auf die leiblich-seelische Gestalt. Der Gegensatz von Helle und Verdüsterung und von aufsteigendem und abfallendem Leben spielt sich jetzt ab in der Eigenwelt, ohne indessen die makrokosmologischen Züge im mindesten zu verlieren. Das materiale Gewand, in das sich dieser Gegensatz jetzt hüllt, ist aber nicht mehr luftig-atmosphärischer und nicht mehr vegetationsmäßiger, sondern leiblich-seelischer Art. Helle und aufsteigendes Leben treten jetzt auf im Gewand von ätherisch-vergeistigter, junger Seele und ätherisch-jungem Leib, die Schranken, Düsternis und abfallendes Leben, im Gewand von geistlos-schwerfälliger Seele und verfallendem, alterndem Leib. Von entscheidender Bedeutung ist auch hier das Auseinanderfallen „der Welt“ in zwei unversöhnliche Welten, in eine helle, leichte, weite, nicht widerständige Welt, die Welt des Äthers, und eine dunkle, massive, schwere, enge und widerständige Welt, die Welt der Erde oder der Gruft. „Der Leib“ im Gegensatz zur „Seele“ ist von jeher der letzteren Welt zugeordnet worden, man denke an die Rede vom Leib als Fessel und Kerker der Seele in *Platon's Phaidon* und im Christentum. In unserer Lebensgeschichte ist diese „Zuordnung“ aber nicht gedanklich-systematischer und nicht religiös-dogmatischer, sondern existenzieller Art: Die Leiblichkeit, als Inbegriff des „materiellen“ Modus des In-der-Welt-Seins, nämlich des materienhaften und begierdehaften Modus ineins, wird hier als Schwere und Kerker (als Widerstand) erlebt, wie sich weiterhin noch deutlicher zeigen wird. Leiblichkeit bedeutet, abgesehen etwa von dem gescheiterten Versuch der Versportlichung der Existenz, wie bereits erwähnt, den schärfsten Gegensatz zu Leichtigkeit oder ätherischem Dasein. Insofern bedeutet sie geradezu eine Herausforderung an die Tendenz zur „Ätherisierung“.

Dazu kommt noch das mitweltliche Moment, das Moment der Identifizierung mit den ätherischen Freundinnen und der Ärger über deren Neckereien wegen ihres Dickwerdens. In den Freundinnen findet die ätherische Welt ihre „personale“ Erfüllung, wie umgekehrt dieses personale Moment wieder seinerseits zum Aufbau der ätherischen Welt beiträgt. In jener Identifizierung haben wir zwar keineswegs einen Zug des eigent-

lichen dualen Modus, der Liebe, zu erblicken, jedoch einen solchen der Verliebtheit. Dicksein nämlich bedeutet, von der ätherischen Welt gesehen (!), immer Weibsein im Sinne des alten oder alternden, häßlichen Weibes, Dünnsein Weibsein im Sinne des jungen, anziehenden, begehrenswerten Weibes. Dieses Weib aber ist es, mit dem Ellen West sich identifiziert und demgegenüber sie der suchende, werbende, männliche Partner ist. — Doch greifen wir der Analyse nicht weiter vor!

Die Angst vor dem Dickwerden, die im 20. Lebensjahr in Sizilien auftritt und mit der sich der eigentliche Krankheitsprozeß im psychiatrischen Sinne manifestiert, bedeutet anthropologisch also keinen Anfang, sondern ein Ende, das „Ende“ nämlich des Einkreisungsprozesses der gesamten Existenz, des Offenseins des Daseins für seine existenziellen Möglichkeiten und deren definitive Festlegung auf den starren existenziellen Gegensatz von hell und dunkel, Blühen und Welken, dünn = geistig<sup>1)</sup> und dick = ungeistig. Wie Ellen West's eigene Äußerungen und Schilderungen so deutlich zeigen, wird das Dasein jetzt immer mehr eingeengt, auf einen immer kleiner werdenden Kreis ganz bestimmter Möglichkeiten eingefangen, für die der Wunsch, dünn zu sein und die Angst vor dem Dickwerden nur das definitive (seelisch-leibliche) Gewand darstellen. Der „Weg“ dieser Lebensgeschichte ist jetzt eindeutig vorgezeichnet: er läuft nicht mehr in die Weite der Zukunft, sondern bewegt sich im Kreis. An Stelle der Vorherrschaft der Zukunft tritt die Übermacht der Vergangenheit. Was bleibt, sind nur noch fruchtlose Versuche des Entrinnens aus diesem Kreis, aus der immer deutlicher erlebten und geschilderten existenziellen Einkerkierung oder Gefangenschaft, für die das Dickwerden nur das endgültige Gewand bildet. Das, wovor das Dasein hier flüchtet und sich fürchtet, das hat schon längst das Dasein in sein Netz gezogen: Daß die Richtung der Lebensgeschichte Ellen West's nicht mehr der Weg in die Zukunft, sondern der Kreis in einer von der Zukunft abgeschlossenen, von der Vergangenheit beherrschten und daher leeren Gegenwart ist, kommt drastisch zum Ausdruck in dem geradezu symbolhaften fortwährenden Umkreisen der an einem schönen Punkt Halt machenden Begleiterinnen. Ellen West geht nicht etwa ein Stück Weges weiter in die Gegend hinein und wieder zurück, wenn sie schon die Gegenwart nicht genießen kann; sie tanzt auch nicht etwa im Kreise um die Begleitung herum, was eine sinnvolle präsentische Bewegung (*E. Straus*) darstellen würde, sondern sie geht, bewegt sich also in der „Gangart“ des Fortschreitens, und dreht sich dabei doch im Kreise herum. (Und all dies im psychologischen Gewand der Angst vor dem Dickwerden!) Sie

<sup>1)</sup> Das „Ideal des Dünnseins“ ist ja im Grunde, wie Ellen West es einmal selber ausspricht (S. 265 oben), das Ideal des „Körperlosseins“.

bietet das Bild der im Käfig gefangenen, an den Gitterstäben entlang kreisenden, vergebens einen Ausweg suchenden Löwin. Wollen wir an Stelle des Bildes seinen existenziellen Ausdruck setzen, so muß er lauten: Hölle.

Wie sehr für Ellen West Leib und Seele eine ungeschiedene Einheit bilden, haben wir bereits an ihren eigenen Ausdrücken gesehen. Das Blühen, Gedeihen, Wachsen und Welken, Verdorren, Modern, die Leichte und Schwere, die Weite und Enge (Gruft), die Freiheit und Gefangenschaft, das Fliegen, Gehen und Kriechen, all diese Ausdrücke meinen sowohl ihre seelisch-geistige, als ihre leibliche Existenz.

Ellen betont jetzt aber auch selbst die innige Verbundenheit, ja Einheit ihres Selbst mit ihrem Körper: „Mein inneres Selbst ist so eng verbunden mit meinem Körper, daß beide eine Einheit bilden und zusammen mein Ich ausmachen, mein unlogisches, nervöses, individuelles Ich“ (S. 259). Da sie keine innere Ruhe hat, wird es ihr zur Qual, stille zu sitzen (stille sitzen wäre ja Gefangenschaft, Gruft, Tod); jeder Nerv in ihr zittert, der Körper macht alle Regungen ihrer Seele mit (ebd.). Das Erleben dieser innigen Verbundenheit, ja Einheit von Selbst und Leib ist stets im Auge zu behalten; denn erst aus der Ungeschiedenheit von Selbst und Leib, die Ellen West so deutlich erlebt, wird verständlich, warum der Leib an der ätherischen Welt so sehr „beteiligt“, das Selbst von der leiblichen Sphäre so sehr „in Mitleidenschaft gezogen“ wird. Der Anthropologe, für den diese Ungeschiedenheit eine Selbstverständlichkeit ist, steht hier vor keinem Rätsel und keinem Problem. Rätsel und Problem wird jenes Beteiligtsein nur für denjenigen, der an eine Trennung von Leib und Seele im religiösen Sinne glaubt oder sie in spezialwissenschaftlichem oder theoretischem Interesse konstruiert. Daß im übrigen die Leiblichkeit (im Sinne sowohl des Leibes als der leiblichen Begierde) ein solches Übergewicht in diesem Dasein erlangt, ist für den Anthropologen kein psychophysisches Problem — in welchem er lediglich eine anthropologiefremde Theorie erblickt —, sondern, wie sich immer deutlicher zeigen wird, ein existenzielles Problem. Es hängt aufs engste zusammen mit der „Übermacht der Vergangenheit“.

Daß Ellen Wests Angst überhaupt Angst vor dem In-der-Welt-sein als solchem ist, zeigt sich daran, daß sie jetzt Angst hat vor allem, vor dem Dunkel und der Sonne, vor Stille und Lärm. Sie ist auf der untersten Stufe der Leiter angelangt (ebd.). Die „ganze“ Welt hat jetzt den Charakter der Bedrohlichkeit, das Selbst wird feige. Daher die Selbstverachtung (ebd.). Ellen sieht sich schon im Grabe, die graue, aschenbleiche Not sitzt daneben, die Vögel schweigen und fliehen, die Blumen welken vor ihrem eiskalten Hauch. Die Welt selbst wird zum Grabe. Die Praxis lockt nicht mehr, an die Stelle der Arbeit „tritt das Gähnen, die Apathie“

(ebd.). Der einzige Retter aus diesem Dasein ist auch jetzt wieder der Tod, der nun aber nicht mehr als finsterner Meerkönig oder Gott-Vater, sondern erdennäher erscheint, nämlich bald als „der große Freund“, bald als eine herrliche Frau, „weiße Astern im dunklen Haar, große Augen, traumtief und grau“. Gleichgültig, ob Mann oder Frau, wenn er nur „das Ende“ bedeutet. Auch auf dieses kann Ellen nicht warten! Das langsame Absterben (Verrosten, Verdorren, Verkümmern, schal und erdig werden) ist ihr verhaßt. Täglich fühlt sie sich dicker, das heißt nach ihrer eigenen Angabe zugleich älter und häßlicher werden (ebd.). Auch hier finden wir das Alles-oder-Nichts-Prinzip am Werk: Wenn ich nicht jung, schön und dünn bleiben kann, so klingt es aus ihren Worten, dann lieber das Nichts.

Doch nicht nur von der Leiblichkeit her wird das Dasein jetzt eingeengt und beschwert, ja gefesselt, sondern immer wieder auch von der Mitwelt und dem alltäglichen Umgang mit ihr. Der Widerstand der Mitwelt tritt jetzt als feindseliger Zwang, ja Verfolgung (S. 260f) in Erscheinung, der Trotz gegen die Mitwelt als Haß und Verachtung. Vor nichts scheut Ellen West mehr zurück als vor Konzessionen. Das aber verlangen Mitwelt und Alltag von ihr; deswegen werden beide nicht mehr nur als Begrenzung, sondern als Fesseln empfunden, gegen die sie sich auflehnt und von denen sie sich in wildem Aufbäumen zu befreien sucht. Fesseln sind Konvention, Besitz, Bequemlichkeit, Dankbarkeit, Liebe. Aber auch hinter dieser hamletartigen, revolutionären Auflehnung gegen die „faule“ Gesellschaft (ebd.) lauert die Angst, ja die Gewißheit, daß ihre „kleine Welt“ sie mürbe, zur Puppe machen, sie zum bloßen Vegetieren verdammen wird. Hier ist der Gegensatz weder kosmologisch, noch leib-seelisch ausgedrückt, sondern rein existenziell<sup>1</sup>). Haben schon die Ausdrücke Verrosten, Verkümmern auch eine existenzielle Bedeutung, so gilt dies erst recht vom Mürbe-, Zur-Puppe-Machen und bloßen Vegetieren; denn hier handelt es sich durchwegs um ein Existieren im Modus der Widerstandslosigkeit oder reinen Passivität, des Spielzeugs und des dumpfen Dahinlebens.

Und doch möchte Ellen West wieder etwas Großes schaffen, ihrem stolzen Ideal näherkommen. Wieder einmal kocht und klopft alles in ihr und will die Hülle zerreißen. Weltaufstand, das Leben der Nihilistin unter den Ärmsten der Armen ist jetzt das Ziel. Wiederum sehen wir einen Versuch der Harmonisierung der ätherischen Idealwelt mit der Welt der Praxis vor uns, aber einen, im Hinblick auf die ihr zur Verfügung stehenden Kräfte, „verstiegenen“, vor dem uns schwindelt. Die die ätherische Welt beengenden Schranken nehmen jetzt einen ausgesprochen lebens-

<sup>1</sup>) Wie sehr diese Erlebnis- und Ausdrucksweisen sich auch sonst durchwegs ablösen und durchdringen, dazu vgl. Über Psychotherapie. Der Nervenarzt 8 (1935), S. 188.

bedrohlichen Charakter an. Wieder ist es zunächst die Mitwelt, das kleinliche Alltagsleben mit seiner Stickluft, die erstickend<sup>1)</sup>, wie Unkraut, auf die Blume der Sehnsucht wirkt; satte<sup>1)</sup> (also „vollgefressene“!) Selbstzufriedenheit, egoistische Gier<sup>1)</sup>, freudlose Ergebenheit, rohe Gleichgültigkeit (als „die Pflanzen, die in der Sonne des Alltags gedeihen“), all diese Nattern<sup>2)</sup> des Alltags umfassen sie mit ihren kalten Leibern, um den Kampfesmut aus ihr herauszudrücken, das kochende Blut zu ersticken (S. 260), ja sie sieht die Andern selbst als Ratten, die sie aus ihren Ecken mit ihren kleinen Augen verfolgen (S. 261). Aber noch ist es nicht genug des grausamen Spiels! Neben die physische Lebensbedrohung aus der Luft und dem Tierreich tritt nun, um den Kreis von allen Seiten zu schließen, die moralische Gewissensbedrohung aus dem Reich der Geister: Die hochfliegenden Pläne und Gedanken nehmen die Gestalt böser, höhrender, anklagender Geister oder Gespenster an, die sie von allen Seiten einschließen, sie grimmig packen und ihr ans Herz greifen (S. 260), oder von bleichen Schatten, die ihr auf knöchernen Mähren hohläugig und bleich auf den Fersen sind (S. 261). Mit dieser Personifizierung ihrer eigenen Gedanken und Gefühle geht eine weitere Entmächtigung ihres Selbst einher: Sie selbst ist jetzt ein Nichts geworden, ein banger, vom Fluch getroffener Erdenwurm, umgeben von schwarzer Nacht. Anklagend, höhrend, vernichtend (S. 260) wenden sich die eigenen Gedanken gegen ihr (feige gewordenes, armseliges) Selbst. Das sind nun ganz andere Gestaltungen der Schranken ihrer Existenz, als wir sie bisher gefunden hatten! Alles wird jetzt nicht nur noch unheimlicher, noch giftig-bedrohlicher, noch nächtlicher und übermächtiger, sondern böse. Das Selbst aber vegetiert nur noch als vom Fluch getroffenes Kriechtier, als blinder Erdenwurm. Die Luft ist unterdessen noch stickiger geworden, die Gruft noch enger. Wie modrig riecht dieses Kellerloch, heißt es in einer Notiz aus derselben Zeit. „Der Duft der Blumen kann den Geruch der Fäulnis nicht übertönen.“ Zugleich hören wir von häßlich gelb gewordenen Seelen, von Zwerglungen und Zwerggedanken, die Ellen um so leidenschaftlicher bekämpft, als sie sich selbst mit ihnen behaftet weiß. Die Gestalten des abfallenden Lebens, das wurmhafte vegetierende Existieren unter der Erde, das Vergilben und die modrige Fäulnis, die Welt des Ekels (S. 260), stehen jetzt in deutlichem Wesenszusammenhang mit den Gestalten des bedrohten Gewissens, dem Hohn, der vernichtenden Anklage, dem Fluch, mit der Welt des Bösen oder der Schuld.

<sup>1)</sup> Man beachte wieder die gleicherweise aus der Sphäre der Vegetation und der Leiblichkeit stammenden Ausdrücke.

<sup>2)</sup> Hier tritt zum erstenmal die Tierwelt in Erscheinung.

Es ist nicht verwunderlich, sondern liegt im Wesen des existenziellen Einkreisungsprozesses dieser Existenz, daß auch die materialen Schranken noch massiver werden; sie sind jetzt Mauern, gegen die Ellen West (wie später gegen den eigenen dicken Leib) mit den Händen schlägt, bis sie kraftlos niedersinken. Daß die existenzielle Angst das Dasein vereinzelt und es als *solus ipse* erschließt, wie *Heidegger* sagt, sehen wir auch hier: Ellen ist auch in gehobener Stimmung allein, aber nicht mehr fliegend in luftigen, sondern stehend auf eisigen Höhen (S. 261), mit eingefrorenem Herz (S. 270).

Aber noch immer macht Ellen (wenn auch ohnmächtige) Versuche, wieder mit beiden Füßen fest auf der Erde zu stehen, d. h. zu arbeiten. Es kommt zu den Vorbereitungen auf die Matura. Aber während die Welt früher als offene, zu erobernde Welt vor ihr lag, macht Ellen West jetzt schwächliche Konzessionen; und doch hätte sie jeden ausgelacht, der ihr dies früher prophezeit hätte. Sie hat jetzt nicht nur, wie sie selber sagt, von ihrer früheren Kraft eingebüßt, sondern bricht zum erstenmal (mit 23 Jahren) völlig zusammen. Zugleich kommt es wiederum zu einem erotischen Abenteuer, der unangenehmen Liebesgeschichte mit dem Reitlehrer.

Mit dem Verlangen, dünn zu sein, und der Angst vor dem Dickwerden übernimmt die Leiblichkeit nun aber immer mehr die führende Rolle in dem dramatischen „Spiel des Daseins mit sich selbst“, dem wir hier beiwohnen. Dabei ist immer wieder zu betonen, daß Leiblichkeit nicht zu verwechseln ist mit dem Leib oder dem Körper im anatomischen und anatomisch-physiologischen Sinn, sondern daß dieser Ausdruck immer existenziell zu verstehen ist, also als leibliches Existieren oder Existieren im Leib, wie wir es schon wiederholt beschrieben haben<sup>1)</sup>. So sehr das Selbst im Falle Ellen West auch von der Umwelt, der Mitwelt und der Eigenwelt der Gedanken bedroht (erstickt, vergiftet, verflucht), eingekreist und entmächtigt wird, so kommt es hier doch weder zu einem „allopsychischen“, hypochondrischen Wahn, noch zu Beziehungsideen und einem Verfolgungswahn, noch zu einem Versündigungswahn. Auch in der Sphäre der Leiblichkeit führt die Einkerkung und Entmächtigung des Selbst nicht bis zum („somatopsychischen“) Wahnsinn — ob sie bei längerer Lebensdauer dahin geführt hätte, lassen wir hier noch ganz dahingestellt —, hingegen nimmt sie doch ein solches Ausmaß an, daß die Schranken von den anderen Welten her, so sehr sie auch ihrerseits sich befestigen, vertiefen und „verselbständigen“, daneben zurücktreten.

Wir hören aus dem 25. Lebensjahr, daß neben der Angst vor dem

<sup>1)</sup> Vgl. Über Psychotherapie. A. a. O. 180 ff., und Grundformen 448 ff., 468 ff., 366 ff.

Dickwerden ein gesteigerter Drang nach Süßigkeiten einhergeht, wie er schon in früher Kindheit bestanden zu haben scheint, schon damals wahrscheinlich widersprochen von einer asketischen Versagungstendenz. Statt existenzieller Reifung im Sinne eigentlicher, von der Zukunft her bestimmter Selbstigung, tritt auch hier die Übermacht der Vergangenheit, die Kreisbewegung, der existenzielle Stillstand. Als „regressiver“ Zug kann auch der Umstand gedeutet werden, daß das Essen in Gegenwart anderer Menschen Ellen West keine Befriedigung gewährt, sondern nur dann, wenn sie allein essen kann. Abgesehen davon kann sie überhaupt nicht mehr allein sein und muß sie immer die alte Kinderfrau um sich haben. Im übrigen ist der Drang nach Süßigkeiten gerade dann am stärksten, wenn sie das Zusammensein mit andern müde und nervös gemacht hat (S. 261). Daß dieses Zusammensein sie müde und nervös macht ist aus dem, was wir über ihre Auflehnung gegen die Beengung und Belastung durch den alltäglichen Umgang mit andern, durch ihre „kleine Welt“, wissen, leicht verständlich. Wichtig ist aber wiederum, daß sie sich von dieser Belastung und Bedrückung jetzt nicht oder weniger erholen kann durch Selbstbesinnung, Arbeit, Sport, als eben durch — Essen!

Neben dem schweren Konflikt zwischen dem gesteigerten Drang nach Essen und der Angst vor dem Dickwerden geht der Gegensatz zwischen dem Leben in der ätherischen Welt und in der Welt der Erde, die ja auch die Welt des Dickseins ist, weiter. Ellen möchte nicht leben wie der Wurm der Erde lebt, alt, häßlich, stumpf und dumm (S. 261), mit einem Wort: dick. Sie möchte lieber sterben, wie der Vogel stirbt, der sich die Kehle sprengt in höchstem Jubel, oder möchte sich im eigenen Feuer wild verzehren (ebd.). Neu ist, daß die Todessehnsucht hier auch aus der ätherischen Welt selbst aufleuchtet. Auch der Daseinsjubiläum, die festliche Daseinsfreude, das „Daseinsfeuer“, werden in den Dienst des Todes gestellt, ja sind Ausdruck der Todessehnsucht. Der Tod wird schon hier ersehnt als Gipfel der Vollendung des festlichen Daseins. Das Gedicht, in dem sie dies ausspricht, fällt in eine Zeit, die Ellen wieder einmal als eine der glücklichsten ihres Lebens bezeichnet. Sie hat zwar die Arbeiten für die Matura aufgegeben, dafür ein Lehrerinnenexamen gemacht und sich mit dem blonden Studenten verlobt, welche Verlobung den letzten, ernstesten und längsten Versuch der Harmonisierung der ätherischen Welt mit der Welt auf der Erde auf dem Wege der weiblich-männlichen Erotik darstellt.

Während und nach dieser Verlobung tritt der Vetter ihr nahe, es kommt zu einem langen Schwanken zwischen beiden Partnern, dem der ätherischen Welt zugehörenden blonden Geliebten und dem mit beiden Füßen fest

auf der Erde stehenden, einen verantwortungsvollen Beruf ausübenden künftigen Gatten und erhofften Vater ihrer Kinder.

Das Leben auf der Erde trägt noch einmal den Sieg davon. Ellen sehnt sich nach Fruchtbarkeit nach Art der fruchtbaren, korntragenden Erde<sup>1)</sup> (S. 262) und beklagt bitter ihre Unfruchtbarkeit. In dieser Klage degradiert sie sich nicht mehr nur zum Wurm, der immerhin noch ein Lebewesen ist, sondern zum leblosen, wertlosen Material: sie ist nur noch weggeworfene Schale, zersprungen, unbrauchbar, wertlose Hülle (ebd.). Wie sie die kleine Welt des Alltags, den alltäglichen mitmenschlichen Umgang haßt, so haßt sie jetzt auch ihren Leib und schlägt ihn mit Fäusten.

Wir sehen: Was Ellen West haßt, sind alle Schranken ihres leidenschaftlich-unbändigen, verzweifelten, trotzigsten Selbst, alles, was es einengt, bedroht, seiner Herrschaft Widerstand leistet; das ist aber zugleich alles, wovor sie Angst hat! Die leibliche Schranke, d. h. die aus der leiblichen Sphäre der Eigenwelt aufgetürmte, scheint nur deswegen zu einer so überragenden Bedeutung innerhalb der gesamten existenziellen Umwandlung des Daseins in Angst, Haß und Verzweiflung gelangt zu sein, weil es aus seinem Grunde her bedroht war von seiner „Erdenschwere“, von der leiblich-sinnlichen, erdhaften Begierde. Wohl baut das Dasein sich hier ein Luftschloß in der ätherischen Welt, aber wir können genau verfolgen, wie dieser luftige Bau immer mehr von der Begierde herabgezogen wird auf, ja in die Erde, d. h. umgewandelt wird in eine Gruft oder ein Grab; die weiten Räume des Luftschlosses werden zum engen Kerker, die dünnen, beweglichen Wände zu undurchdringlichen dicken Mauern. Die undurchdringlichste Mauer aber ist der dicke, von der Begierde gierig vollgefressene Leib, ja in letzter Konsequenz die Leiblichkeit überhaupt. (Vgl. ihre eigene Gleichsetzung von Dünnssein und Körperlosigkeit.) Dem Leib gilt daher der leidenschaftlichste Haß, ihm allein gegenüber wird die Angst zur Panik. Der (dicke) Leib ist das erste und letzte Bollwerk der Begierden, an welchem Bollwerk nicht nur die ätherische Welt, sondern die Existenz überhaupt verzweifeln scheidet; denn je mächtiger die existenzielle Schranke, um so ohnmächtiger die Versuche, sich ihrer zu entwinden. Die so frühzeitige schroffe Abhebung der Eigenwelt von Umwelt und Mitwelt „rächt sich“ durch das ganze Dasein. Dabei kann natürlich von Schuld im moralischen Sinne keine Rede sein. Das Dasein als solches ist — im metaphysischen Sinne — schuldig, und zwar in diesem Menschen in höherem Maße als in vielen anderen: es ist sich selbst „mehr schuldig geblieben“ als in anderen.

<sup>1)</sup> Wie wir sehen, hat Erde für Ellen West zwei entgegengesetzte Bedeutungen, hier die (selteneren) der „Mutter Erde“, für gewöhnlich aber die der schalen, toten Erdigkeit.

Es ist nicht nötig, hier nochmals all der Kniffe und Praktiken zu gedenken, die Ellen West in ihrem Kampfe gegen das Dickwerden angewandt hat. Nur darauf sei hingewiesen, daß diese Praktiken immer mehr die Praxis im Sinne der Arbeit verdrängen und zur eigentlichen Sphäre der Praxis, einer ebenso aufreibenden wie unfruchtbaren Praxis, werden. Was die Angst vor dem Dickwerden selbst betrifft, so geht, wie wir sahen, alles in sie ein, ist alles an ihr beteiligt, was Ellen West unter bloß begierdehaftem oder rein vegetierendem Leben versteht, das Alt-häßlich-dumpf-dumm-Werden wie das Anderswerden als die ätherischen Freundinnen. (In letzterer Hinsicht können wir die Angst bezeichnen als Angst vor dem Abfall von ihrem jungfräulichen oder Artemis-Ideal).

Wir haben bereits gezeigt, warum es hier überall zur Angst kommt und nicht zu einer bloßen Enttäuschung oder Befürchtung. Zur Angst kommt es ja immer nur da, wo das Dasein dem, vor dem es sich ängstigt, „im Grunde“ bereits verfallen oder verhaftet ist. Dieses Verhaftetsein und dasjenige, dem es in seinem Grunde verhaftet ist, zeigt sich keineswegs erst jetzt, sondern von Anfang an. Anfangs zeigte es sich in atmosphärischer Verdüsterung, dann in Form des pflanzlich-vegetativen Absterbens oder Moderns, dann in Form giftiger Tiere und böser Gespenster und „daneben“ jeweils in Form rein materialer Schranken wie Netz, Fesseln und Mauern. In all dem hat das Dasein nur deutlicher und massiver „expliziert“, woran es von seinem Grunde her verfallen war: die bloße Begierde, das aber heißt die existenzielle Leere und den existenziellen Druck, das existenzielle Hohlsein oder Lochsein, Begrenzt- oder Beengtsein, mit einem Wort das Gruftsein. Es ist das Sein des Wurms in sumpfiger Erde. Gegen diese Bedrohung des Daseins von seinem Grunde her, sich steigernd von der atmosphärischen Verdüsterung bis zur Versumpfung, von der Nebelhülle bis zur Mauer, von der Einengung des Horizontes bis zur Gruft oder dem Loch, vom jubelnden, in den Äther aufsteigenden Vogel bis zu dem in feuchter Erde kriechenden Wurm, von der jungfräulich blühenden Artemis zum hohläugigen, bleichen Gespenst, gegen diese Bedrohung wehrt sich das Dasein durch die Flucht in immer schwindelndere ätherische Regionen. Die Schwere und der Druck des abfallenden Lebens, der alles Leben aufzehrenden Begierde, sind aber stärker als der „Auftrieb“ des aufsteigenden Lebens, des Blühens, Wachsens, Reifens. Die Angst vor dem Dickwerden ist tatsächlich nur ein besonders hervorstechender Zug in dieser Abwandlung des gesamten Daseins, aber durchaus nichts Vereinzelttes oder Selbständiges, der Drang nach dem Essen nur ein besonderer Zug jener sich längst ankündigenden Verfallenheit oder Kreisbewegung des gesamten Daseins, aber durchaus nichts Vereinzelttes und Selbständiges. Gemäß der Angst vor jener Verwandlung

des gesamten Daseins und des Kampfes gegen diese Verwandlung kommt es auch zur Angst vor der Verwandlung und zum Kampf gegen die Verwandlung des blühenden, elastischen, schlanken, jungen Körpers in einen faulenden Sumpf und schließlich zum bloßen Loch, und gegen die Verwandlung der Leibeshülle aus einer zarten Umwandlung in eine dicke Fettschicht, ja in eine Mauer, gegen die man mit Händen schlagen kann.

Je unmittelbarer das Verfallensein an die dumpfe Sumpfwelt zutage tritt, je imperativischer diese Welt sich meldet, um so größer ist die Angst davor. Die wachsende Unmittelbarkeit und Selbständigkeit dieser Welt zeigt sich jetzt darin, daß das ihr zugehörnde Verlangen nach Essen zum lastenden Druck wird, zur hastigen Gier (S. 263), ja zur Gier gerade nach dickmachenden Speisen wie Süßigkeiten: Das bloße Vegetieren wird zur Vertierung, zur „tierischen“ Gier. Die ätherische Welt verliert immer mehr die führende Rolle in diesem Dasein, sie wird aus der Offensive in die Defensive gedrängt. Die dumpfe Welt reißt das Dasein immer mehr in ihren Bann; zur Gier gesellt sich das fortwährende Denkenmüssen an das Essen, der „Denkzwang“. So sehr es sich hier in psychiatrischer Hinsicht wieder um etwas Neues handelt, um das Auftreten eines neuen Symptoms, so wenig Anlaß haben wir in anthropologischer Hinsicht, von etwas Neuem zu sprechen. Das „märchenhafte, süße Land des Lebens“, die ätherische Welt, die Oase in der Wüste, von der Ellen selbst sagt, daß sie sie sich selber geschaffen habe, taucht nur noch hie und da am Horizont auf, als rasch wieder verschwindende Fata Morgana (S. 264); die dumpfe Welt schrumpft immer mehr ein auf die leibliche Dumpfheit, die Angst steigert sich zur Panik. Der Gedanke an Pfannkuchen ist ihr der fürchterlichste, den es gibt (S. 265). Ellen sehnt sich nach dem Nirwana als dem Erlöschen der „Begier“, ihr Ideal zu verwirklichen, nach dem Erlöschen des Hasses gegen die Umwelt, die ihr dieses Ideal unmöglich machen will, nach dem Erlöschen der Verblendung, die darin liegt, in diesem Ideal etwas Erstrebenswertes zu finden: Die ätherische Welt steht vor der Kapitulation. Zugleich taucht die (rasch wieder verschwindende) Sehnsucht auf, den Kopf an die Brust der Mutter zu legen, und die Angst vor der schweren und ernsten Art des Vaters. Sowohl die Rückkehr zur Mutter, als dem Lebensgrund, als die zum Vater, als dem „hinter Wolken herrschenden“ Geistesgrund, ist abgeschnitten. Es kommt zu schweren Angst- und Erregungszuständen und zu Selbstmordversuchen.

In der internen Klinik kommt Ellen selbst zu der wohl durch die Psychoanalyse geförderten Einsicht, daß nicht die Angst vor dem Dickwerden, sondern das fortwährende Verlangen nach Essen, die Freßlust, das Primäre in ihrer „Zwangsneurose“ gewesen sei: Die Freßlust „ist wie ein Tier über mich hergefallen“; Ellen ist ihr wehrlos preisgegeben und wird

von ihr zur Verzweiflung getrieben. (Anthropologisch kann nie eine Rede von primär und sekundär sein; denn diese Redeweise ist nur im Bereich der Vergegenständlichung möglich. Was hier mit Recht als primär oder als primäres Symptom bezeichnet wird, ist für uns Ausdruck der Verwandlung des gesamten Daseins, des Überhandnehmens einer ganzen Welt und einer ganzen Existenzweise.)

Das grauenhafte Gefühl der Leere, das wir schon aus Ellens Mädchenzeit kennen, wird jetzt näher beschrieben als Gefühl des Unzufriedenseins, also des Nichtübereinstimmens von Ideal und Wirklichkeit. Wir wundern uns nicht mehr, wenn wir hören, daß dieses Gefühl sich gerade nach den Mahlzeiten einstellt, bedeutet doch Essen für Ellen längst keine harmlose Angelegenheit mehr, sondern den „Zwang“, das Loch, den Bauch, zu füllen und dick zu werden, den aufgedrungenen Verzicht also auf das ätherische Ideal und die feigste Konzession an die Übermacht der dumpfen, drückenden und engen Welt des Sumpfes. Auch dieses „unbeschreiblich elende“ Gefühl (des Unzufriedenseins und der Angst) empfindet Ellen stark körperlich: Das Herz sinkt ihr, es ist ein Weh im Herzen, das Herz klopft so stark, daß ihr schwindlig wird; es wird ihr heiß und kalt vor Angst, sie ist am ganzen Körper mit Schweiß bedeckt, alle ihre Glieder tun ihr weh, wie wenn sie geprügelt worden wäre; sie fühlt sich wie zerschlagen und gänzlich erschöpft (S. 263 ff, 267, 276). Dabei ist es nur scheinbar paradox, daß gerade der volle Magen das Gefühl der Leere verstärkt: Das leibliche Vollsein und Rundsein, Teilerscheinung, ja Repräsentation der dumpfen Welt, des Sumpfes und der Gruft, des Verdorrens, satten Vegetierens und Faulens, des Bösen und der Schuld, ist ja, von der ätherischen Welt her gesehen, (erlebter) Inbegriff der (geistigen) Leere. Die hungrige Gier nach dem Essen, der tierische Hunger, während dessen sie nichts mehr klar sehen kann einerseits, die Angst vor dem Dickwerden andererseits werden zur Schlinge, aus der das Dasein sich nicht mehr herauszuwinden vermag. Die Mahlzeit wird zur Qual (S. 267). Ellen läuft vor dem Brot im Schrank weg und irrt planlos umher. Und doch kann sie, gemäß dem Verfallensein des Daseins an die dumpfe Welt, die quälende Unruhe nur durch Essen betäuben, um nach dem Essen dann wieder doppelt unglücklich zu sein; der Kreis ist geschlossen.

Für dieses Einkreistsein findet Ellen West überaus „sprechende“ Gleichnisse, das Gleichnis vom Gefangenenlager in Sibirien (S. 270), das Bühnengleichnis (ebd.), „das Versperrtsein aller Bühnenausgänge durch Bewaffnete, vor denen sie auf die Bühne zurückweichen muß“, und das tiefste von allen, das Gleichnis von dem Mörder (S. 269), der fortwährend das Bild des Gemordeten vor seinem geistigen Auge sieht

und den es übermächtig zu der Mordstelle hinzieht, vor der es ihm graut. Das Bild des Gemordeten ist das Bild ihres gemordeten Daseins, die Mordstelle, vor der es ihr graut, ist die Mahlzeit. Das Hingezogenwerden zum Essen, das stärker ist als Vernunft und Wille, und das ihr Leben beherrscht und zu einer furchtbaren Stätte der Verwüstung macht (ebd.), ist die Freßgier. Nirgends hat sie ihre Daseinsweise besser und tiefer ausgesprochen als in diesem Gleichnis. Wie der Mörder fühlt sie sich aber auch ausgeschlossen von allem wirklichen Leben, entfernt von den Menschen, völlig isoliert.

An Stelle der früheren Ausdrücke für das Eingelochtsein treten jetzt aber auch die Glaskugel und die Glaswand, durch die sie die Menschen, nach denen sie sich „unsagbar sehnt“, sieht, die Glaswand, gegen die ihre Hände stoßen, wenn sie sie nach den Menschen ausstreckt, und durch die deren Stimmen nur gedämpft zu ihr dringen. Sie beschreibt die Einkreisung ihres Daseins aber auch wieder mit rein anthropologischen Ausdrücken: „Da ich alles nur noch unter dem Gesichtspunkt tat, ob es mich dünn oder dick mache, verloren alle Dinge bald ihren Eigen-Sinn (= eigenen Sinn). Auch die Arbeit.“ (Vgl. Geschichte einer Neurose ebd.) Ellen spricht hier auch von der anfänglich nur als leise Ahnung auftretenden Angst, daß sie in die Knechtschaft einer unheimlichen Macht geraten wäre, die ihr Leben zu zerstören drohte, von der Angst, daß alle innere Entwicklung aufhörte, alles Werden und Wachsen erstickte, weil eine einzige Idee ihre ganze Seele ausfüllte. Der „Zwang“, immer an das Essen denken zu müssen, verfolgt sie wie ein böser Geist, dem sie nirgends entrinnen kann, verfolgt sie — nochmals ein Gleichnis vom Mörder — wie die Erynnien den Mörder verfolgen (ebd.). Er macht aus ihrer Welt ein Zerrbild, aus ihrem Leben einen vergeblichen, qualvollen Kampf gegen Windmühlen, eine Hölle. Seit sie sich in sich selbst vergraben hat und nicht mehr lieben kann, ist alles grau (sinnlos); alles Streben und Vollbringen ist ein dunkles, schweres Alpdrücken, vor dem sie sich fürchtet. Sie ist gefangen in einem Netz, in das sie sich immer mehr verwickelt und dessen Maschen sich immer fester um sie zusammenziehen. Ihr Herz ist eingefroren, rings um sie ist Einsamkeit und Kälte: „Wenn du mich lieb hast, gönne mir den Tod!“

Und doch hatte Ellen kurz vorher noch einmal geglaubt, vom Zerfallen gerettet werden zu können. Sie fühlte etwas Süßes in der Brust, das wachsen und werden will (S. 268). Zugleich zeigt es sich, daß Ellen nicht nur ahnt, sondern weiß, was Liebe ist. Sie charakterisiert sie als ernster und stiller, heiliger und gehärteter als früher. Zum erstenmal will sie dem Leben entgegenreifen, wieder einmal breitet sie die Arme aus nach dem

Leben (ebd.) und nicht nach dem Tod. Die Möglichkeiten des wahrhaft singularen oder eigentlichen existenziellen, und des wahrhaft dualen oder eigentlichen liebenden Daseinsmodus sind auch diesem Dasein, wenn auch nur in rasch vorübergehenden Augenblicken, noch offen.

Aber noch eine weitere Überraschung steht uns bevor. Wenn auch das ganze Weltbild (Ellens eigener Ausdruck) in ihrem Kopf verschoben ist, der böse Geist aus allem Einfachen und Natürlichen eine Grimasse, ein Zerrbild macht (S. 271), so sieht Ellen jetzt doch ein, daß auch das Dickwerden zum Natürlichen gehört; sie setzt es gleich dem Gesundwerden, dem Rote-runde-Backen-Bekommen, dem Werden einer einfachen, robusten Frau, wie es ihrer eigentlichen Natur entspräche (ebd.). Wir sehen, die Einsicht in ihr Dasein nimmt gegen das Ende nicht ab, sondern zu. Ellen vermag sich mit wachsender Gefangenschaft zugleich immer mehr über sich selbst zu erheben zur wahren Einsicht sowohl in ihre liebenden und existenziellen, als in ihre „natürlichen“ Daseinsbedingungen. Aber auch gegen diese Einsicht „sträubt sich etwas in ihr“ (ebd.), das ätherische oder Artemis-Ideal natürlich, das von roten und runden Backen und fraulicher Robustheit ebenso wenig wissen will wie von Dickwerden. Um so größer wird die Qual, die Höllenmäßigkeit ihres Daseins; denn um so stärker wirkt der Kontrast ihrer Gefangenschaft, ihres Hin- und Hergerissenwerdens zwischen („unnatürlichem“) Ideal und („übernatürlicher“) Gier.

Der zweite Analytiker bediente sich der Ausdrucksweise, daß schlank für Ellen den höheren, geistigen Typus, dick den bürgerlich-jüdischen „bedeute“. Mit diesem „bedeuten“ kann es sich für uns aber keineswegs um eine „symbolische Bedeutung“, eine Vertretung durch ein Symbol, handeln, sondern, wie wir gesehen haben, nur darum, daß die Angst vor dem Dickwerden, wie auch die Angst vor dem elterlichen Milieu und der kleinen Welt des Alltags überhaupt, gleicherweise Ausdruck sind der Angst vor der Einengung und Versumpfung ihrer Existenz. Also nicht so verhält es sich, daß die eine Angst die andere bedeutet, sondern daß beide „auf derselben Ebene“, d. h. in derselben Daseinsverwandlung „nebeneinander“ stehen. Wir kommen darauf im nächsten Abschnitt zurück. Im Gegensatz zum dicken, bürgerlich-jüdischen Typus ist die Frau des blonden, ästhetischen Bruders, mit der die Identifikation ja besonders leicht gelingen muß, wie erwähnt, schlank, blond und künstlerisch orientiert.

In der Anstalt hat Ellen bereits das Gefühl, wie eine Leiche unter Menschen zu sein. Ihre Gefangenschaft äußert sich auch darin, daß sie, die sich früher so unabhängig von der Meinung der andern glaubte, jetzt völlig abhängig davon ist, was die andern hinsichtlich ihres Aussehens

und Dickseins finden. Eigensinn und Trotz entschleiern sich hier gerade nicht als Unabhängigkeit von den andern, sondern, wie oben (S. 71f und S. 74) schon ausgeführt, nur als besondere Art der Abhängigkeit von ihnen, der Einbeziehung ihrer in die Eigenwelt. Im übrigen fühlt Ellen sich jetzt ganz passiv als den Schauplatz, auf dem feindliche Mächte sich zerfleischen. Sie kann diesem Schauspiel nur wehrlos zuschauen. Ihr Dasein ist also wirklich zur Bühne geworden. Während aber das Dasein im „gesunden Menschen“ sich in Bühne, Bühnenpersonen („Rollen“), Regisseur und Zuschauer mehr oder weniger gleichmäßig entfaltet, entzweit es sich hier in Bühne und Geschehen auf der Bühne einerseits und „passives“ Zuschauen anderseits. Demgemäß werden die sprachlichen Ausdrücke für ihre Daseinsweise um so stärker vergegenständlicht und zugleich „personifiziert“. „Die Schwermut“ liegt auf ihrem Leben wie ein schwarzer Vogel, der auf sie lauert, um sich auf sie zu stürzen und sie umzubringen. „Der Wahnsinn“ schüttelt seine schwarzen Locken, packt sie und wirft sie in den gähnenden Abgrund. Der Tod erlangt eine solche Macht über sie, daß bei der Nachricht vom Tode einer Freundin ihre Augen leuchten, während die Welt dunkel wird vor ihren verschwimmenden Augen (S. 275f).

Beobachtet man Ellen heimlich beim Essen, so konstatiert man, daß sie sich tatsächlich „wie ein Tier“ auf das Essen stürzt und es „wie ein Tier“ herunterschlingt.

Was die wenigen uns zur Verfügung stehenden Träume (S. 274) betrifft, so handeln sie alle von Essen oder Tod oder von Tod und Essen. Der erste Todestraum wiederholt, wenn auch in weniger heroischer Form, das Motiv des Todes auf dem Schlachtfeld, das wir aus einem ihrer frühesten Gedichte (S. 256) kennen; zugleich scheint er ein wirkliches Ereignis vorweg zunehmen, nämlich das ruhige Essenkönnen einer dickmachenden Speise angesichts des nahenden Todes und die Freude darüber. Man braucht bei dieser „Vorwegnahme“ aber weder an eine „prospektive Tendenz“ im Sinne *Mäder's*, noch gar an eine „hellseherische“ Fähigkeit des Traumes zu denken, vielmehr sind Traum und späterer realer Vollzug nur Ausdruck ein und derselben anthropologischen Tatsache, nämlich der vielverschlungenen inneren Zusammengehörigkeit des Motivs der Eßgier und des Todes. Eßgier bedeutet ja in diesem Dasein schon abfallendes Leben, Sterben. Die Angst vor dem Dickwerden ließ sich ja immer deutlicher verstehen als Angst vor der Verlochung. Ist das Dasein aber einmal zum Tode entschlossen, so hat es die Angst und Last des Irdischen überwunden; der Drang nach Süßigkeiten hat seine Fürchterlichkeit verloren und kann wieder zum Genuß werden.

Der zweite (Maler-) Traum schafft wie der erste, nur erfindungsreicher, eine soziale Situation, die den Doppelselbstmord der Ehegatten zu moti-

vieren vermag. (Tatsächlich ist natürlich das Umgekehrte der Fall: Der Todeswunsch bringt die Traumsituation hervor.) Der Gedanke an ein gemeinsames Scheiden aus dem Leben lag Ellen ja auch im Wachen nahe. Zugleich wiederholt der Traum nur den auch im Wachen dem Manne gemachten Vorwurf der Feigheit.

Der vierte Traum spiegelt die Wirklichkeit ihrer Qual und ihren Todeswunsch unverfälscht wider. Sie will sich anzünden, in welchem Wunsch die Psychoanalyse bekanntlich ein Libidosymbol erblickt, wie ja auch Ellen selbst einmal wünscht, im Feuer der Liebesglut sich wild zu verzehren (S. 261).

Während diese Träume, wie es gerade bei Schizophrenen so häufig ist, die Leitmotive des wachen Daseins ziemlich unverhüllt auch im Traum erleben erkennen lassen, verlangt der dritte Traum (Sprung durch eine Schiffsluke ins Wasser, Wiederbelebungsversuche, Essen von Pralinés und Kofferpacken) eine besondere Besprechung. Um den Gang der Untersuchung aber nicht zu sehr aufzuhalten, versparen wir die Besprechung dieses Traumes auf den Abschnitt: „Daseinsanalyse und Psychoanalyse.“

### Der Tod.

Angesichts der Tatsache, daß die Daseinsgestalt, der wir den Namen Ellen West gegeben, ihrem Dasein „ein Ende macht“, hat die Daseinsanalyse erst recht jedes stand- und Gesichtspunktliche Urteil, sei es ethischer oder religiöser Art, von der Art psychiatrisch-medizinischen oder psychoanalytischen Erklärens oder psychologischen Verstehens aus Motiven zu suspendieren. Aber auch der „lebensaristokratische“ Standpunkt des „gesunden Menschenverstandes“, der auf jeden, „dem das Sterben passiert“ und erst recht auf den, der seinen Tod selbst herbeiführt, mitleidig oder schauernd herabsieht, ist hier nicht maßgebend. Wir haben den Selbstmord Ellen West's weder zu billigen, noch zu mißbilligen, weder in medizinischer oder psychoanalytischer Erklärung zu bagatellisieren, noch in ethischer oder religiöser Beurteilung zu dramatisieren. Wohl trifft gerade auf eine Daseinsgestalt wie Ellen West der Ausspruch Jeremias Gotthelf's zu: „Bedenke, wie dunkel das Leben wird, wenn ein armseliger Mensch seine eigene Sonne sein will“, oder die Feststellung Kierkegaard's: „Wie tief ein Mensch auch gesunken sei, er kann noch tiefer sinken, und dieses ‚kann‘ ist das Objekt der Angst“, aber dieses Dunkelwerden und dieses Sinken darf von der Daseinsanalyse nicht religiös oder ethisch verstanden, sondern muß anthropologisch, d. h. vom In-der-Welt-über-Welt-hinaus-Sein aus gesehen und beschrieben werden, wie es bisher gesehen und beschrieben worden ist. Das aber ist nicht möglich von irgend einer Perspektive aus, liege sie unserem Herzen auch noch so nahe und sei sie unserem Verstand auch noch so vertraut, der Vernunft noch so gemäß; denn, um mit Paul Valéry zu reden: „Toutes les fois que nous accusons et que nous jugeons, — le fond n'est pas atteint.“ Der Grund — denn er bleibt für jedes menschliche Auge Geheimnis — ist zwar nicht erreicht, wohl aber ein-gebildet oder imaginiert, wo „der Mensch“ aus der Perspektive des Urteils und der Verurteilung (aber auch der Freisprechung), aus dem pluralen Daseinsmodus also, heraustritt und sich diesseits aller Subjekt-Objektspaltung mit ihm eint. Das aber ist nur möglich in der Voraussetzunglosigkeit des dualen Modus in der Einung des Ich und Du im (dualen) Wir, das aber heißt: in der Einung des menschlichen Daseins mit seinem Grund als unserem und der aus ihr entspringenden anthropologischen Bildung.

In dieser Einung stehen wir auch diesseits desjenigen Gegensatzes, der den Umgang mit uns selbst, den Umgang der Gesellschaft mit dem Einzelnen und des Einzelnen mit ihr und nicht zuletzt auch „das Urteil der Geschichte“ beherrscht, des Gegensatzes nämlich von Freiheit und Notwendigkeit, von Schuld und Verhängnis (Schicksal) oder, in psychologischer Reduktion, von Aktivität und Passivität, von Tun und Erleiden; denn das Dasein umfaßt in seinem Grunde als unserem beides. Wie in den Augen der Liebe „alles möglich“ ist, so ist in den Augen der Liebe auch „alles notwendig“. Mit andern Worten, die Liebe weiß keine Antwort zu geben auf die Frage, ob der Selbstmord Ellen West's „mit schicksalsmäßiger Notwendigkeit“ erfolgen mußte oder ob sie die Möglichkeit hatte, ihm auszuweichen. Anstatt angesichts des Selbstmordes nach Schicksal oder Schuld zu fragen und diese Frage zu entscheiden, versucht sie, dem „Dasein auf den Grund zu gehen“ und ihn aus seinem Grund anthropologisch zu verstehen.

Wenn für Ellen West jede Speise unter dem Gesichtspunkt beurteilt wurde, ob sie dick mache oder nicht dick mache, so hat sie selbst damit das Essen betrachtet unter dem Gesichtspunkt der Schuld. „L'homme qui mange“, sagt Sokrates bei *Valéry*<sup>1)</sup>, „il nourrit ses biens et ses maux. Chaque bouchée qu'il sent se fondre et se disperser en lui-même, va porter des forces nouvelles à ses vertus, comme elle fait indistinctement à ses vices. Elle sustente ses tourments comme elle engraisse ses espérances; et se divise quelque part entre les passions et les raisons. L'amour en a besoin comme la haine; et ma joie et mon amertume, ma mémoire avec mes projets, se partagent en frères la même substance d'une becquée.“ Ellen West nährt mit dem Essen im Grunde nur ses maux et ses vices, ses tourments et sa haine, ses passions et ses amertumes. Nur ein einziges Mal sehen wir sie etwas essen, das, im Gegensatz zu aller Nahrung, ihr nur Freude macht, ihr nur neue Kräfte gibt, das nur ihre Hoffnungen „nährt“, nur ihrer Liebe gilt und nur ihren Verstand erhellt. Dieses Etwas ist aber keine Gabe des Lebens mehr, sondern das Gift des Todes. Wie sie zu immer größerer Klarheit gelangt über ihr Dasein, je näher sie sich dem Tode wußte — ich erinnere an das im Hinblick auf ihr eigenes Dasein so schmerzliche Erwachen ihres Wissens um wahre Liebe und um wahre Natürlichkeit, sowie an ihre immer tieferen Gleichnisse —, zu um so größerer Klarheit gelangt sie angesichts des Todes.

Angesichts des Todes leben aber heißt des Todes sterben, wie *Kierkegaard* sagt, seinen (eigenen) Tod sterben, wie *Rilke* und *Scheler* sich ausdrücken. Daß im übrigen jedes Vergehen, jedes Sterben, nicht nur das selbstgewählte, noch einen „selbständigen Akt“ des Lebens bedeutet, hat bekanntlich schon *Goethe* ausgesprochen<sup>2)</sup>. Wie er von Raffael oder Kepler sagt, „als beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten“, damit aber den unfreiwilligen, „von außen“ oder „als äußeres Schicksal“ an sie herantretenden Tod meint, so dürfen wir umgekehrt auch den von Ellen West selbst

<sup>1)</sup> L'Amé et la Danse, S. 13.

<sup>2)</sup> Vgl. das Gespräch mit Falk vom 25. Jan. 1813.

herbeigeführten Tod als ein Vergehen oder Sterben bezeichnen. Wer will sagen, wo hier die Schuld anfängt und „das Schicksal“ aufhört?

Daß Leben und Tod keine Gegensätze sind, daß auch der Tod noch gelebt werden muß und daß das Leben vom Tod „umfaßt“ ist, so daß sowohl in biologischer als in historischer Hinsicht die Rede zu Recht besteht, daß der Mensch in jedem Augenblick seiner Existenz stirbt, diese Einsicht war in gewissem Sinne schon *Heraklit* geläufig. Sind doch für *Heraklit* Hades, der Gott der Unterwelt, und Dionysos, der Gott des wildesten Lebenstaumels, „dem sie rasen und toben“, einer und derselbe<sup>1)</sup>. Auch Ellen West möchte sterben „wie der Vogel stirbt, der sich die Kehle sprengt in höchstem Jubel“.

Alle diese Einsichten sind zwar unerlässlich, reichen aber noch nicht aus, um die Tatsache daseinsanalytisch zu verstehen, daß einerseits die „intuitive Todesgewißheit“ (*Scheler*<sup>2)</sup> „die Idee des Todes“, wie Ellen West's alte Kinderfrau schon bemerkte, „ihr ganzes Leben überschattete“, daß aber andererseits das Wissen um die unmittelbare Nähe des Todes ihr Leben erhellt. Hätte Ellen West doch im Lebensjubel ihrer Todessehnsucht mit *Shakespeare's* Claudio sagen können:

„Nach Leben strebend such' ich Sterben,  
Tod suchend find' ich Leben.“

Die Daseinsanalyse vermag nicht Halt zu machen bei dem psychologischen Urteil, der Selbstmord Ellen West's sei zu verstehen aus dem Motiv des Erleidens der Qual und dem aus ihm entspringenden Wunsch, dieser Qual ein Ende zu machen, die festliche Stimmung angesichts des Todes aber zu verstehen aus dem Motiv des Wissens um das sichere Ende dieser Qual und der aus ihm entspringenden Freude über dieses Ende. Diese Urteile rekurrieren auf das Motiv als letzten Erklärungsgrund, während der Daseinsanalyse auch die Motive noch Probleme sind. Es bleibt Problem, wie es zu verstehen ist, daß diese Motive wirksam werden, m. a. W., inwiefern sie zu Motiven werden konnten.

Daseinsanalytisch betrachtet war der Selbstmord Ellen West's sowohl ein „Akt der Willkür“ als ein „notwendiges Ereignis“. Beide Aussagen gründen in der Tatsache, daß das Dasein im Falle Ellen West's reif geworden war für seinen Tod, m. a. W. daß der Tod, dieser Tod, die notwendige Erfüllung des Lebenssinnes dieses Daseins war. Das ist daseinsanalytisch zu erweisen, ganz jedoch erst möglich auf Grund

<sup>1)</sup> Vgl. *Diels* Fragm. 15. — Bekanntlich liegt dieser Gegensatz schon in Dionysos selbst und den großen dionysischen Festen. Dionysos ist einerseits der Nährende und Berauschende, der Spender des Weines, des Löser aller Trauer und Sorge, der Befreier und Heiler, die Wonne der Sterblichen, der Freudenreiche, der Tänzer und der ekstatische Liebhaber, andererseits aber gehört er der Sphäre der Vernichtung, der Grausamkeit, der ewigen Nacht an. Vgl. *Walter F. Otto*, Dionysos, S. 105 f.

<sup>2)</sup> Vgl. Tod und Fortleben. Schriften aus dem Nachlaß I.

der Einsicht in die Art der Zeitlichkeit, die dieses Dasein zeitigte. Für jetzt nur soviel:

Wenn wir sagen, das Dasein im Falle Ellen West's werde mehr beherrscht von der Vergangenheit, wenn wir von einer „Übermacht der Vergangenheit“ sprachen, so war damit zugleich das Eingekeistsein des Daseins in eine bloße, leere Gegenwart und sein Abgeschnittensein von der Zukunft gemeint. Ein solches Dasein aber ist seines eigentlichen Lebenssinnes, der immer nur von der Zukunft her bestimmten existenziellen Reifung, beraubt. Indem die Vergangenheit auf das Dasein „drückt“, benimmt sie ihm jede Aussicht in die Zukunft. Das ist der daseinsmäßige Sinn der fortwährenden Klagen Ellen West's, daß sie in einer Schlinge gefangen sei, daß ihr alle Ausgänge versperrt seien, daß sie versumpfte, modere, in einem Kerker eingesperrt, in einer Gruft vergraben und eingemauert sei. Wo aber die Vergangenheit, das gelebte Leben, übermächtig geworden ist, das noch zu lebende von der Vergangenheit beherrscht wird, sprechen wir von Alter. Ellen West war schon als junge Frau alt geworden. Der Lebenssinn dieses Daseins hatte sich „schon in jungen Jahren“ erfüllt gemäß dem stürmischen Lebenstempo und der kreisförmigen Lebensbewegung dieser Existenz, in der sich das Dasein frühzeitig leergelaufen. Das existenzielle Altern war dem biologischen Altern vorausgeeilt, wie auch der existenzielle Tod, das „wie eine Leiche unter Menschen sein“, dem biologischen Lebensende vorausgeeilt war. Der Selbstmord ist die notwendig-willentliche Konsequenz dieses daseinsmäßigen Sachverhaltes. Und wie nur da von einer Heiterkeit des Alters, als dem „heimlichsten und süßesten Vorgenuß des Todes“, die Rede sein kann, wo das Dasein seinem Tod entgegenreift, so kann auch angesichts des selbst herbeigeführten Todes nur Heiterkeit und festliche Stimmung herrschen, wo der Tod dem Dasein als reife Frucht in den Schoß fällt. Und wie das dem Tode entgegenreifende Alter, sich immer mehr loslösend von den Lebensbedürfnissen, immer helllichtiger wird für das reine Wesen der Welt und des Daseins, so löste sich auch das Dasein im Falle Ellen West's angesichts des Todes von dem Bann der Begierde, vom Zwang des sich immer wieder „wie ein wildes Tier auf sie stürzenden“ Hungers. Angesichts des Todes kann sie zum erstenmal wieder harmlos essen, ja fällt alle Problematik und alle Schuld von ihr ab. Sie liest lyrische Gedichte und ergötzt sich am Humor Mark Twains. Daß dieses Daseinsfest ein Abschiedsfest ist, vermag die festliche Stimmung keineswegs ernstlich zu trüben. Sie nimmt Abschied vom Mann mit gemeinsamem Spaziergang und gemeinsamer Lektüre, sie nimmt Abschied von ihren Ärzten mit letzten Grüßen, sie nimmt Abschied von der letzten ätherischen Freundin mit dem letzten Brief. —

Die daseinsanalytische Tatsache, daß sich die intuitive Todesgewißheit, der lebensimmanente Tod (*v. Gebtsattel*) als Lebensschatten zeigt, die Nähe des (lebenstranseunten) Todes aber als Helle, ja als festliche Daseinsfreude, muß nun aber, wie die Tatsache des Suizides selbst, auch verstanden werden im Hinblick auf das, was der Tod überhaupt diesem Dasein bedeutet. Für Ellen West, die Schülerin Niels Lyhnes und vollkommene Nihilistin, bedeutete der Tod das absolute Nichts, d. h. nicht nur die Verneinung, sondern die absolute Nichtigkeit des Daseins. Wohl sahen wir, daß der Tod in diesem Dasein wiederholt einen erotischen Nebensinn bekam, so in dem Totgeküßtwerdenwollen von dem finsternen, kalten Meerkönig, in dem Aufgehobenseinwollen von dem über den Wolken thronenden Gott-Vater und in den Todesbildern des „großen Freundes“ und der schönen Frau mit den traumtiefen Augen. Wir finden aber nirgends einen Hinweis darauf, geschweige denn einen Beweis, daß die Todeserotik ein treibendes Motiv des Selbstmords oder auch nur des Glücksgefühls angesichts des Todes bildete. Im Gegenteil: mit dem Brief an die letzte ätherische Freundin nimmt Ellen West Abschied von der Erotik, wie sie Abschied von allem nimmt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Ausführung des Selbstmords die letzte praktische Tat dieser Daseinsgestalt bedeutet, daß sie gerade aus der Welt der Praxis, der Überlegung und Planung stammt und nicht aus der ätherischen Welt der Phantasien und Wünsche. Und wenn wir auch wissen, daß sich „hinter“ rationalen Motiven sehr häufig emotionale Wünsche „verbergen“, so zeigt uns doch gerade das Abschiednehmen, daß es Ellen, wie es ihrer nicht nur skeptischen, sondern nihilistischen „Weltanschauung“ entsprach, einen „Abschied für immer“ bedeutete. Wir besitzen keinerlei Hinweise für den, sondern nur gegen den Glauben an irgend eine Art des Fortlebens nach dem Tode, ja auch nur für einen „ätherischen Wunsch“ nach einem solchen Fortleben. Wir müssen einsehen, daß mit dem Tod für Ellen West alles aufhört, die praktische Welt, wie die ätherische Welt und die Gruftwelt. Und nur weil sie angesichts des absoluten Nichts steht, vermag alle (immer relative) Problematik, vermögen alle Widersprüche zwischen ihren Welten zu schwinden und vermag das Dasein noch einmal zum reinen Fest zu werden. Zum Unterschied aber von der festlichen Daseinsfreude als solcher, die der Daseinsfülle entspringt, sich an der Schönheit des Daseins entzündet, als des Urgrundes aller Kunst, entspringt sie bei Ellen West angesichts des Nichts und entzündet sie sich am Nichts. Daran erkennen wir die ungeheure Positivität, die dem Nichts im Dasein zukommen kann. Wo dies, wie im Falle Ellen West, zutrifft, wird die Lebensgeschichte in besonderem Maße zur Todesgeschichte und sprechen wir mit Recht von einem todgeweihten Dasein.

Die Positivität des Nichts hat einen ganz bestimmten existenziellen Sinn, und zwar diesen: Wo das Dasein sich auf Nichts stellt oder auf Nichts gestellt ist — wir stehen hier wieder jenseits von Schuld und Verhängnis —, da steht es nicht nur in der Daseinsangst, sondern ineins damit in absoluter Vereinzelung. Die Positivität des Nichts und die Existenz im Sinne des vollkommenen Einzelnen bedeuten daseinsanalytisch ein und dasselbe<sup>1</sup>). Ellen West starb ihren Tod nicht nur nicht als Einzelne „allein vor Gott“, wie der religiös Einzelne ihn stirbt, also in religiöser Wirheit, nicht nur nicht in der Wirheit der (irdischen) liebenden Begegnung, ja nicht einmal mehr im Umgang mit „den andern“, sondern nach Abschied von den andern allein vor dem Nichts. Von hier aus fällt auch noch auf die Heiterkeit angesichts des Nichts ein metaphysischer Schatten.

Die Wahrheit der Behauptung, daß die Art, wie ein Mensch seinen Tod stirbt, zeige, wie er gelebt hat, erweist sich besonders deutlich am Falle Ellen West. An ihrem Tod gewahren wir nur besonders eindrucksvoll den existenziellen Sinn oder richtiger Widersinn ihres Lebens. Dieser Sinn war nicht der, sie selbst zu sein, sondern der, nicht sie selbst zu sein. Wenn wir von einem Scheitern dieses Daseins sprechen wollen, so ist es daran gescheitert. Was die Psychoanalyse als „Wiedergeburtphantasie“ deutet und was sie auch zum Verständnis des Selbstmordes herbeiziehen wird, ist für uns etwas ganz anderes: Wenn Ellen West feststellt, das Schicksal habe sie dick und kräftig gewollt, sie selbst aber wolle dünn und zart sein (S. 275), und wenn sie den Schöpfer bittet: Schaff mich noch einmal, aber schaff mich anders (S. 262), so zeigt sie damit, daß sie zeit lebens gelitten hat an derjenigen Krankheit des Geistes, die *Kierkegaard* mit genialer Scharfsichtigkeit von allen möglichen Seiten her beschrieben und beleuchtet hat unter dem Namen der Krankheit zum Tode. Ich kenne keine Schrift, welche die daseinsanalytische Interpretation der Schizophrenie mehr zu fördern vermöchte als diese. Man könnte sagen, *Kierkegaard* habe in dieser Schrift das Herankommen der Schizophrenie in genialer Intuition erkannt; liegt doch an der Wurzel so vieler „Fälle“ von Schizophrenie der „verzweifelte“ Wunsch, ja das unerschütterliche Diktat an Eigenwelt, Mitwelt und „Schicksal“, nicht man-selbst sein zu wollen, wie auch dessen Pendant, verzweifelt man-selbst sein zu wollen<sup>2</sup>).

<sup>1</sup>) Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei bemerkt, daß „das Nichts“ hier natürlich keineswegs nur die Bewegung eines Daseins auf den Tod hin bedeutet, sondern, wie gerade unser Fall zeigt, auch das Leben „überschatten“, auch, ja gerade, die Nichtigkeit des Daseins selbst bedeuten kann.

<sup>2</sup>) Jedem Psychiater werden massenhaft Fälle vor Augen stehen, in denen die Kranken unzufrieden sind mit ihrem Schicksal<sup>1</sup>), etwa weil es sie nicht zum Mann oder zur Frau gemacht, weil es ihnen diese Eltern gegeben und keine andern, weil es sie mit dieser Nase, diesem Gesicht, dieser Stirne, diesem Wuchs, diesem Charakter, diesem Temperament usw.

Auch für denjenigen Seelenarzt, der die rein religiöse Auffassung und Deutung dieser „Krankheit“ nicht mitvollzieht, der „das Selbst“ nicht als ewig in religiösem Sinne betrachtet, an die Macht, die es setzte, nicht im religiösen Sinne glaubt, der im Menschen nicht eine Synthese von Zeitlichem und Ewigem im religiösen Sinne sieht, die Verzweiflung im Sinne der Krankheit zum Tode vielmehr existenziell auffaßt, auch er ist dieser Schrift *Kierkegaard's* tief verpflichtet. Daß das Selbst sich nur zu gründen vermag „durchsichtig auf die Macht, die es setzte“, ist eine Wahrheit, die die ontologische Daseinsanalytik ebenso anerkennt wie die anthropologische Daseinsanalyse, ganz unabhängig davon, wie sie diese Macht, diesen Daseinsgrund bestimmen. Wenn Ellen West andererseits von früher Jugend an „trotzig und eigensinnig“ gerade „sie selbst sein will“, so ist das kein Beweis gegen das verzweifelte Nicht-sie-selbst-sein-Wollen, sondern dafür. Denn die eine Art der Verzweiflung ist untrennbar mit der andern verknüpft, ja beide lassen sich, wie *Kierkegaard* gezeigt hat, aufeinander zurückführen.

Verzweifelt nicht man-selbst sein wollen, sondern „anders“, was ja nur heißen kann, „ein anderer“, und verzweifelt man-selbst sein wollen, diese Verzweiflung hat, wie leicht ersichtlich, ein besonderes Verhältnis zum Tod. Wenn die Qual der Verzweiflung gerade darin besteht, daß man nicht sterben kann, daß selbst die letzte Hoffnung, der Tod, nicht kommt, daß man sich nicht selbst loswerden kann, so erhält der Selbstmord, wie in unserem Falle, und ineins damit das Nichts, eine „verzweifelt“ positive Bedeutung. Durch den Selbstmord Ellen West's wird die Verzweiflung, daß der Tod nicht „von selbst“ in ihr Dasein eintritt, verwandelt in das Fest seines selbst herbeigeführten Einzugs in ihr Dasein. Festlich ist dieser Einzug aber nicht nur, weil der Tod als Freund kommt und weil die Freiheit, die Befreiung von der Fessel des Lebens, in seinem Gefolge einherzieht, sondern aus dem viel tieferen Grunde, weil das Dasein im freiwillig-notwendigen Entschluß zum Tode nicht mehr „verzweifelt es-selbst“, sondern eigentlich und ganz es-selbst geworden ist! Eigentlich ich-selbst bin ich, oder eigentlich existiere ich da, wo ich die Situation entschlossen im Handeln erschließe, m. a. W. wo Zukunft und Gewesenheit sich zusammenschließen in eigentlicher Gegenwart. Anders als die „im Affekt“ als Kurzschlußreaktionen erfolgten früheren Selbstmordversuche war der Selbstmord „prämeditiert“, in reiflicher Überlegung beschlossen. Ellen West ist in diesem Entschluß nicht etwa „über sich selbst hinausgewachsen“, vielmehr hat sie in dem Entschluß

---

ausgestattet und nicht mit einem anderen, weil es sie in diesem Land, in dieser Klasse, in diesem Milieu hat aufwachsen lassen und in keinem andern. Noch häufiger aber begegnen wir dem Pendant, verzweifelt man-selbst sein zu wollen, nämlich gerade der und kein anderer.

zum Tode erst sich selbst gefunden und sich selbst gewählt. Das Fest des Todes war das Fest der Geburt ihrer Existenz. Wo aber das Dasein nur zu existieren vermag unter Preisgabe des Lebens, da ist die Existenz eine tragische Existenz<sup>1)</sup>:

## 2. Zeit.

Ellen West's verzweifelter Trotz, sie selbst sein zu wollen, aber als ein anderes Sein als dasjenige, in das sie vom Grunde ihres Daseins faktisch geworfen war, zeigt sich nicht nur in Auflehnung und Kampf gegen ihr Schicksal (gegen ihr Weibsein, ihr Elternhaus, ihre soziale Klasse, ihren Hang nach Süßigkeiten, ihre Veranlagung zum Dickwerden und schließlich gegen ihre Krankheit), sondern auch als Auflehnung und Kampf gegen die Zeit: Insofern sie nicht alt, dumpf und häßlich werden, mit einem Wort, nicht dick werden will, will sie die Zeit aufhalten, der Zeit, wie wir zu sagen pflegen, „nicht ihren Tribut zollen“. In ihrem, ihr erst gegen das Lebensende hin durchsichtig werdenden, trotzigen Beharren auf ihrem Selbst, das aber doch nicht ihr eigentliches, sondern ein („zeitloses“) ätherisches Wunschselbst ist, läuft sie aber dem Grunde ihres Daseins nicht fort — das vermag kein Mensch —, sondern läuft sie in ihn — als Abgrund — hinein. So wenig der Mensch „seinem Schicksal“ entrinnen kann, so wenig kann er seinem Grunde entrinnen. Wo wir aber, wie im Leben Ellen West's, eine so deutliche Kreisbewegung des Daseins von seinem Grunde weg und zurück in ihn als Abgrund konstatieren, da existiert das Dasein in der Weise der Angst. An Stelle der eigentlichen Zeitigung im Sinne des Selbstwerdens, der Selbst-Bemächtigung des Grundes, und erst recht an Stelle des dualen Wir, tritt „zwangsläufig“ die Selbst- und Wirdestruktion, das Entwerden (*v. Gebattel*) oder Sinken (*Kierkegaard*). Mit dieser Feststellung ist es aber keineswegs getan. Es wird zum besseren Verständnis der uns anvertrauten Kranken immer mehr unsere Aufgabe sein müssen, darauf zu achten, in welchem materialen oder elementaren Gewand ein solcher Destruktions- oder Senkungsprozeß verläuft, und welche Verlaufsformen er zeigt.

Es gibt sehr verschiedene solcher „elementarer“ Seins- und Verwandlungsprozesse menschlichen Daseins. Sie alle bewegen sich in den elementaren Urformen oder Urgestalten der Luft (des Lichts und Himmels, des Wassers, des Feuers und der Erde<sup>2)</sup>), so mannigfaltig auch deren existenzielle Bedeutung im einzelnen und ihre existenziellen Beziehungen

<sup>1)</sup> Daß hiemit das Problem der Daseinsfreude angesichts des Todes noch nicht ausgeschöpft ist, dazu vgl. unten S. 117.

<sup>2)</sup> Vgl. hiezu *L. Binswanger*, Traum und Existenz und Über Ideenflucht; *C. G. Jung*, Wandlungen und Symbole der Libido; *Michelet*, La Mer und neuerdings vor allem *Bachelard*, La Psychoanalyse du Feu und L'eau et les Rêves.

untereinander auch sein mögen. Es ist nun aber von größter daseins-analytischer Tragweite, einzusehen, daß diese Urgestalten und ihre Verwandlungsformen Formen der Zeitigung sind<sup>1)</sup>. Die „momentan-aufsteigende“ Verwandlungsform von der Erde zum Himmel z. B. kennen wir im Gewand der Flamme. „Mais qu'est-ce qu'une flamme, ô mes amis; si ce n'est *le moment même*? — Ce qu'il y a de fol, et de joyeux, et de formidable dans l'instant même! . . . Flamme est l'acte de ce moment qui est entre la terre et le ciel. Ô mes amis, tout ce qui passe de l'état lourd à l'état subtil, passe par le moment de feu et de lumière . . . Et flamme, n'est-ce point aussi la forme insaisissable et fière de la plus noble destruction? — Ce qui n'arrivera jamais plus, arrive magnifiquement devant nos yeux!“<sup>2)</sup> Aus dem Kontrast zu diesem Beispiel wird die elementare und zeitliche Struktur des Daseins im Falle Ellen West besonders deutlich. Das „destruktive“ Element ist hier nicht die „momentan“ aufleuchtende und rasch wieder verschwindende, von der Erde zum Himmel (de l'état lourd à l'état subtil) aufsteigende Flamme, sondern die allmählich dunkelnde, sich langsam festsetzende oder konsolidierende, vom état subtil zum état lourd übergehende, vom Himmel zur Erde absinkende Fäulnis oder Vererdung. Ellen West's Dasein bewegt sich, wie wir gesehen haben, „zwischen Himmel und Erde“, aber mit deutlich absinkender Tendenz, nicht zwischen Erde und Feuer, Erde und Wasser. Das Feuer tritt im Bericht nur zweimal auf, als wildverzehrende Flamme der Leidenschaft und als „Selbstmordphantasie“ (4. Traum), beidemal also im zeitlichen Gewand des „Momentanen“. Die zahllosen Gestalten des Wassers zeigten sich uns als (ewiges) Meer, sei es als Heimat des finsternen, kalten Meerkönigs, der sie totküssen soll, sei es, wie im dritten Traum, als unmittelbares Medium der Selbstvernichtung. In der Fäulnis oder Vererdung aber haben wir weder den zeitlichen Modus der Plötzlichkeit, noch den der Ewigkeit vor uns, sondern den des qualvoll-langsam Sinkens und Versinkens, des unheimlichen Kriechens, ja Erstarrens der Zeit. Diesem Modus entgegengesetzt ist der der hochfliegenden, die Schwere der Erde überfliegenden, rasch verfliegenden Wünsche, der Modus der fliegenden Zeit, der aber immer wieder verschlungen wird von der Zeitform des blind dahinkriechenden Wurms der Erde. Auch dieses Verschlungenwerden „hat“ seine Zeit: es ist die Zeitform der Hölle<sup>3)</sup>.

Daß die Zeitlichkeit der fundamentale Horizont alles existenzialen

<sup>1)</sup> Vgl. hiezu auch *Emil Staiger*, Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters. 1939. (Die reißende Zeit im Gewand des Flusses, die ruhende im Gewand des erfüllten Lichts.)

<sup>2)</sup> *L'Âme et la Danse*, S. 60.

<sup>3)</sup> Vgl. zur Hölle, gerade nicht als objektive, sondern als existenzielle „Seinssphäre“ im Sinne einer „endlosen Struktur“, einer „unaufhörlichen Agonie“, eines „Versenkens der Seele in ihre eigene Finsternis“, *Berdjajew*, Von der Bestimmung des Menschen (1935): Die Hölle, S. 357—378.

Explizierens ist, läßt sich auch in unserm Fall erweisen. Wenn wir sie trotzdem erst jetzt näher ins Auge fassen, so deswegen, weil es uns, wie schon früher erwähnt, didaktisch zweckmäßiger und leichter erschien, erst nach der Darstellung der übrigen Formen der Mundanisierung oder Weltlichung, nämlich der Räumlichung, der materialen Gewandung, der Belichtung und Färbung, den „Horizont“ aufzuzeigen, aus dem die gesamte „Welt“ dieses Daseins erst recht zu verstehen ist. Denn, um es gleich vorwegzunehmen, die daseinsmäßige Voraussetzung dafür, daß die Welt Ellen West's eine so eindeutige Wandlung von der Lebendigkeit, Weite, Helle und Farbigkeit des Äthers über die Verdüsterung, Vernebelung, Verdorrung, Moderung und Faulung zur Enge, Dunkelheit und Graueit der Verschalung und Vererdung, zu der toten Erde durchzumachen vermag, ist, daß dieser Wandlung ein eindeutiges, einheitliches Phänomen zugrunde liegt. Dieses Phänomen aber ist ein Phänomen der Zeitigung.

Bevor wir uns der Interpretation dieses Phänomens zuwenden, sei nochmals bemerkt, daß Weltlichkeit und Zeitlichkeit ontologisch und anthropologisch nicht zu trennen sind, sondern nur zwei besondere Probleme innerhalb des einen Problems des In-der-Welt-Seins bilden. Das geht schon daraus hervor, daß Welt (Kosmos), wie schon früher bemerkt, nie nur ein Was, sondern zugleich auch ein Wie, eine Grundweise bezeichnet, in der das menschliche Dasein faktisch existiert<sup>1)</sup>. Die jeweiligen Welten, von denen wir sprachen, bedeuten daher immer zugleich Titel für bestimmte Grundweisen, gemäß denen das Dasein im Falle Ellen West in der Welt ist, sich zu Seiendem stellt und hält. Dieses Existieren, Sein, Stellen oder Halten muß aus dem Horizont der Zeitlichkeit „expliziert“ werden.

Wenn wir von Zeitlichkeit sprechen, meinen wir nicht das Zeiterleben, das Zeitbewußtsein oder die Zeitbeachtung. Daß der *Straus'sche* Ausdruck Zeiterleben zu schweren Mißverständnissen führen kann und tatsächlich geführt hat, hat schon *v. Gessattel* betont<sup>2)</sup>. Er schlägt vor, statt von Zeiterleben von der gelebten Zeit zu sprechen, vom *temps vécu*<sup>3)</sup>, und erklärt, daß gelebte Zeit und erlebte Zeit sich zu einander verhalten wie Geschehen und Beachten, wie Pathik und Gnostik, nämlich wie das wirkliche innere Zeitgeschehen und die gedachte objektivierte Zeit. Unter den ersteren Zeitbegriff fallen die echten Zeitstörungen, die *Minkowski* und *Straus* als für das anthropologische Verständnis der endogenen Depressionen grundlegend nachgewiesen und mit der vitalen Hemmung in Zusammenhang gebracht haben; unter den letzteren fällt das, was *v. Gessattel* sehr richtig als das „auf die Zeit bezogene Derealisationserlebnis“ genannt hat, sowie alle die Angaben depressiver oder schizophrener Kranker über das von ihnen beobachtete Mißverhältnis zwischen der er-

<sup>1)</sup> Vgl. *Heidegger*, Vom Wesen des Grundes, Husserlfestschrift, S. 85 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Die Störungen des Werdens und des Zeiterlebens im Rahmen psychiatrischer Erkrankungen. S. 62. Gegenwartsprobleme der psychiatrisch-neurologischen Forschung. Stuttgart 1939.

<sup>3)</sup> Vgl. das gleichnamige Buch von *E. Minkowski*, 1932.

lebnisimmanenten und der erlebnistranseunten Zeit, also all das, was *Minkowski* als Störung des Synchronismus bezeichnet hat. Was wir selbst unter Zeitigung verstehen, liegt ganz auf Seiten des ersteren Begriffs, jedoch gehen wir über das, was mit Zeitgeschehen, mit *temps vécu*, mit Pathik oder erlebnisimmanenter Zeit gemeint ist, insofern hinaus, als wir unter Zeitlichkeit nicht ein Seiendes verstehen, weder ein Geschehen noch ein Werden, das erst aus sich heraustritt, sondern das Sichzeitigen des Daseins als solches, die Zeitigung. Zeitigung meint das ursprüngliche „Außer-sich“ (*ἐξπαιζόν*) in der Einheit der Phänomene Zukunft, Gewesenheit, Gegenwart, die *Heidegger* daher mit Recht als Ekstasen oder Entrückungen der Zeitlichkeit bezeichnet<sup>1)</sup>. Ekstasen sind Zukunft, Gewesenheit, Gegenwart insofern, als sie die Phänomene des zu . . . , auf . . . , bei . . . zeigen, nämlich des Auf-sich-zu, des Zurück-auf und das Begegnenlassen-von, anders ausgedrückt, des Sich-vorweg, des Schon-sein-in und des Sein-bei. Zeitlichkeit hat für uns also einen ontologischen Sinn. Das muß immer im Auge behalten werden, auch wenn wir in der Analyse einer bestimmten menschlichen Daseinsgestalt uns darauf beschränken müssen, zu zeigen, welche anthropologische Abwandlungen dieser ontologische Sinn hier erfährt.

Wie aus diesen Vorbemerkungen ersichtlich, kommt es also gar nicht darauf an, ob und wie die Kranken selbst sich über ihr Zeiterleben äußern. Bei *Ellen West* ist es auffallend selten der Fall. Daß ihre innere Entwicklung aufhört, d. h. stille steht, ist eine der wenigen „zeitlichen“ Feststellungen von seiten ihrer selbst.

Wenn es unsere Aufgabe ist, die Abwandlungen der Zeitigung dieses Daseins zu verstehen aus seiner Weltlichkeit, so genügt es wiederum nicht, nach Art des vulgären Zeitverständnisses nur die verschiedenen *Tempi* festzustellen, die in den Ausdrücken Fliegen, Schreiten, Kriechen gemeint sind, und sie etwa mit den Bezeichnungen schnell, bedächtig, langsam (*allegro*, *andante*, *largo*) abzutun. Vielmehr ist es der Sinn unseres Unternehmens, diese verschiedenen Daseinsbewegtheiten „in der Zeit“ auf ihren Zeitigungsmodus hin zu untersuchen.

Daß das primäre Phänomen der ursprünglichen und eigentlichen Zeitlichkeit die Zukunft ist, daß Zukunft der primäre Sinn der Existenzialität, des Sichentwerfens auf das „Umwillen seiner selbst“ ist, in dieser fundamental-ontologischen Interpretation der Zeitlichkeit finden wir die Ansicht von der „primären“ Bedeutung der Zukunft bestätigt, die *Scheler* bereits ausgesprochen hatte und die wir auch bei *Minkowski*, *Straus* und *v. Gebattel* finden.

Der existenziale Sinn der Zeitlichkeit überhaupt schließt es aus, unter Zukunft nur die leeren Möglichkeiten des im voraus Ausgemachten, Gewünschten und Erhofften zu verstehen, wie er auch ausschließt, in der Vergangenheit nur das zu sehen, was Gegenwart war und vorbei ist. Vielmehr haben wir unter Vergangenheit im existenzialen Sinne das Gewesene zu verstehen, das ausmacht, daß wir nicht nur gewesen sind, sondern faktisch als „Gewesende“ sind. In dieser Gewesenheit gründen die „Fähigkeiten“, vermöge deren das Dasein ist. Dasein heißt ja nicht Vorhandensein, sondern Seinkönnen, und um dieses Seinkönnen wissen, heißt Verstehen. Insofern hängt auch die Zukunft keineswegs „in der Luft“, sind die Möglichkeiten der Zukunft keine „leeren“ Möglichkeiten, sondern durch die Gewesenheit des Daseins, die seine „Wirklichkeit“ ausmacht, bestimmte Möglichkeiten. Insofern

<sup>1)</sup> Vgl. *Heidegger*, *Sein und Zeit*, 328 f.

ist Dasein keineswegs nur von der Zukunft, dem verstehenden Seinkönnen her bestimmt, sondern immer auch von der Gewesenheit; Dasein ist immer schon in sein Sein „geworfen“, befindet sich, wie wir bereits hörten, immer schon in seinem Sein oder ist, mit einem Wort, immer schon gestimmt. Alle Zukünftigkeit des Daseins ist also „gewesende“ und alle Gewesenheit zukünftig. „Zukunft und Gewesenheit schließen sich zum Lebenskreis des Daseins zusammen und verschlingen in ihrer Einheit die Gegenwart“<sup>1)</sup>. Der existenziale Sinn der Gegenwart aber ist das Gegenwärtigen als das entschlossene Erschließen der jeweiligen Situation im Handeln.

### a) Die Zeitlichkeit der ätherischen Welt.

Wenn auch jedermann in einer ätherischen Welt lebt, seine ätherische Welt (der Phantasien, der Wünsche, Sehnsüchte, Hoffnungen) „hat“, so ist die ätherische Welt Ellen West's nicht nur dadurch ausgezeichnet, daß sie die führende Rolle in diesem Dasein übernimmt, sondern auch dadurch, daß sie keine Konzessionen an die Welt der Praxis, an den um-, mit- und eigenweltlichen Umgang und Verkehr, mit einem Wort an das Nehmen- und Genommenwerden bei etwas macht. Die ätherische Welt läßt sich hier nicht auf die Praxis ein, durchdringt sich nicht mit der Praxis und die Praxis nicht mit ihr. Auch die Kunst bedeutet eine solche gegenseitige Durchdringung. Aber Ellen West, so sehr ihr auch ein Gott gab, zu sagen, was sie leidet, war nicht zur Dichterin geboren. Die ätherische Welt darf nun nicht nur als die Welt aufgefaßt werden, in der wir die Zukunft „auf uns zu kommen lassen“, sondern sie muß im vollen Sinne existenzial verstanden werden, d. h. als das Sichentwerfen auf das Umwillen seiner selbst. Dieses Sichentwerfen ist aber nur insofern möglich, als sich „das Selbst“ durchsichtig wird auf die (göttliche) Macht, die es gesetzt hat (*Kierkegaard*), oder als es sich des (metaphysischen) Grundes in eigentlicher Selbstigung zu bemächtigen versteht (*Heidegger*) oder aber, als es von dem Grund „als unserem“ mit dem Geschenk des dualen Seins der Liebe begnadet wird, wie wir selbst es dargestellt haben. Wo nun aber das Dasein als Seinkönnen und Verstehen sich vor dem Grunde seines Seins eigensinnig verschließt und ihm trotzig ausweicht, da erhält auch die Zukunft einen anderen Sinn, den Sinn nämlich des Sichentwerfens auf das Umwillen eines uneigentlichen, nämlich eines phantastischen Selbst<sup>2)</sup>. Eine solche Zukunft ist keine gewesende Zukunft mehr, d. h. keine durch die Gewesenheit, die die Möglichkeiten und Fähigkeiten des jeweiligen Daseins ausmacht, bestimmte, sondern nun wirklich eine Zukunft „leerer Möglichkeiten“. In einer solchen Zukunft ist „alles möglich“; es ist die Zukunft im Sinne unbegrenzten, unbehinderten, un-

<sup>1)</sup> Vgl. *Oskar Becker*, Von der Hinfälligkeit des Schönen und der Abenteuerlichkeit des Künstlers. *Husserlfestschrift* S. 43 f.

<sup>2)</sup> Daß im Falle Ellen West dieses Selbst im Entschluß zum Tode sich wandelte in der Richtung auf ein eigentliches Selbst (vgl. S. 113), zeigt zugleich, daß angesichts des Todes auch die ätherische Welt einstürzte.

gezügelten, ehrgeizig-optimistischen Wünschens und Sehnsens. Der räumliche Sinn dieser Zukunft ist die unbegrenzte, helle, leuchtende, farbenglänzende Weite, ihr kosmischer Aspekt sind Landschaft, Himmel, Meer, ihr materiales Gewand die Luft, der Äther<sup>1)</sup>. Und nun sollte es klar geworden sein, daß auch die Verdüsterung, Beschwerung, Begrenzung, Einengung und Einschränkung dieser ätherischen Welt, das vogelgleiche Fliegen in ihr, das Überfliegen der praktischen Welt, einen zeitlichen Sinn hat! An Stelle des Sichentwerfens auf das Umwillen seiner selbst tritt die bloße, d. h. nicht mehr zukünftige, Gewesenheit, Geworfenheit und Befindlichkeit, also das, was das vulgäre Zeitverständnis als „Abgeschnitten-sein von der Zukunft“ bezeichnet. Eine solche Befindlichkeit aber nennt die deutsche Sprache mit Recht Schwermut, die französische mit Recht Niedergedrücktsein (*dépression*). Doch bleiben wir noch bei der ätherischen Welt. Als Welt „uneigentlicher“ Zukunft, als Welt eines phantastischen Sichvorweg und eines phantastischen Selbst, als Welt, in der es keinen Schatten und keine Grenze gibt, ist diese Welt als solche dauernd vom Schatten und der Grenze, das aber heißt von der Gewesenheit, bedroht<sup>2)</sup>; denn die zeitlich-geschichtliche Struktur des Daseins läßt sich zwar in Trotz, Eigensinn, Ehrgeiz modifizieren, aber nicht durchbrechen oder gar umkehren. Das Dasein, jedes Dasein, bleibt seinem Grund überantwortet. In der uneigentlichen Künftigung, dem Sichentwerfen umwillen eines bloßen Wunschselbsts, wird die Bedeutsamkeit der Welt verfälscht, „künstlich“ nivelliert (wie wir es in den Studien „Über Ideenflucht“ gezeigt haben). In eine solche Welt vermag sich zwar ein jeder vorübergehend „aufzuschwingen“, aber mit dem Wissen um ihren Phantasiecharakter, d. h. darum, daß kein Bleiben in ihr ist. Wo sich diese konturlose Welt aber an Stelle der gegenwärtigen Welt der Praxis setzt, in der die Dinge sich hart im Raume stoßen, da meldet sich wieder der Grund, jetzt aber nicht mehr als Rückruf auf die Gewesenheit, als Wissen um das „Zurückmüssen auf die Erde“, sondern als nicht-wissendes, blindes, unheimliches Bedrohtsein vom Schatten, als Angst! Und je weiter sich das Dasein in die ätherische Welt versteigt, um so drohender, kompakter, undurchdringlicher wird das Gewand dieses Schattens.

### b) Die Zeitlichkeit der Gruftwelt.

Schon jetzt muß klar geworden sein, daß so wie die ätherische Welt beherrscht ist von der (uneigentlichen) Zukunft, die Gruftwelt beherrscht ist von der Übermacht der uneigentlichen, weil unzukünftigen, stets gegen-

<sup>1)</sup> Vgl. Über Ideenflucht unter Optimismus.

<sup>2)</sup> Schon *Griesinger* hat bemerkt, daß durch jede „manische“ Verstimmtheit die „depressive“ hindurchblickt.

wärtigen Vergangenheit. Wie *Kierkegaard*<sup>1)</sup> es von der Verzweiflung sagt: „Jeder wirkliche Augenblick der Verzweiflung ist, zu ihrer Möglichkeit zurückzuführen, jeden Augenblick, wo er (der Verzweifelte) verzweifelt ist, zieht er es sich zu; es ist beständig die gegenwärtige Zeit, es entsteht nichts Vergangenes, was der Wirklichkeit gegenüber zurückgelegt wäre; in jedem wirklichen Augenblick der Verzweiflung trägt der Verzweifelte alles das Vorhergehende in der Möglichkeit als ein Gegenwärtiges.“ Die Verdichtung, Konsolidierung, Verengung des Schattens über die vegetative Faulung und unentrinnbare Einkreisung bis zur Mauer der Gruft ist Ausdruck der zunehmenden Übermacht der Vergangenheit über dieses Dasein, der Übermacht des Schon-Seins in der Befindlichkeit der Hölle und des unentrinnbaren Zurück-auf-sie. Diese Höllenangst ist die Angst des Daseins vor dem Verschlungenwerden von seinem Grunde, von dem es um so tiefer verschlungen wird, je höher es ihm zu entspringen, zu entfliegen sucht. An Stelle der Selbstbemächtigung des Grundes und des Sichdurchsichtigwerdens auf ihn tritt das angstvolle Bemächtigtwerden von ihm als das Zurücksinken in das Nichts.

Wo das Dasein sich nicht zu entwerfen vermag auf das Umwillen seiner selbst, wo es „von der Zukunft abgeschnitten ist“, da sinkt die Welt, in der es existiert, zur Unbedeutsamkeit herab, da verliert sie ihren Bewandnischarakter und wird zur Unbewandtnis. M. a. W.: Das Dasein findet hier nichts mehr, woraus es sich verstehen könnte, das aber heißt, es ängstigt sich, es existiert im Modus der Angst oder, wie wir sagen, es ist nacktes Grauen. Nun ist aber wichtig zu wissen, daß das Nichts der Welt, wovor die Angst sich ängstigt, nicht besagt, in der Angst sei eine Abwesenheit des innerweltlich Vorhandenen erfahren, vielmehr muß dieses gerade begegnen, damit es so gar keine Bewandnis mit ihm haben und es sich in seiner leeren Erbarmungslosigkeit zeigen kann<sup>2)</sup>. Dazu kommt aber noch die Tatsache, daß die in der Angst erschlossene Unbedeutsamkeit der Welt die Nichtigkeit des Besorgbaren enthüllt, nämlich die Unmöglichkeit des Sichertwerfens auf ein im Besorgten oder, wie wir sagen, in der Praxis fundiertes Seinkönnen der Existenz. „Die Angst ängstigt sich um das nackte Dasein als in die Unheimlichkeit geworfenes.“

Hiezu ist zunächst zu bemerken, daß in der Enge der Gruftwelt die Welt jedoch nicht völlig ihren Bewandnischarakter verloren, nicht zu völliger Unbedeutsamkeit herabgesunken ist, daß das Dasein hier immer noch etwas hat, aus dem es sich verstehen kann, eben die Gruft, den Kerker, das Loch in der Erde. Daß das Dasein sich hier trotzdem ängstigt, zeigt, daß schon die mit der Übermacht der Gewesenheit einhergehende

<sup>1)</sup> *Kierkegaard*, Die Krankheit zum Tode, S. 14.

<sup>2)</sup> *Heidegger* a. a. O. 343.

Einengung und Nivellierung der Bedeutsamkeit der Welt, schon ihr Verlust an Bewandtnischarakter, Angst bedeutet. Wir haben diesen Gestaltverlust der Welt Schritt für Schritt verfolgt als „Herabsinken“ der Weltlichkeit aus einer äußerst beweglichen, äußerst flüchtigen in eine äußerst starre, amorphe (gestaltlose) Welt, wo das Dasein sich aus nichts „Neuem“ mehr zu verstehen vermag, sondern nur aus dem Vergehen und Verwesen des Gewohnten und sattsam Bekannten. Das Dasein ängstigt sich also schon da, wo es in dem freien Sichentwerfen auf das Umwillen seiner selbst, in seinem eigensten Seinkönnen, unfrei<sup>1)</sup> wird. Das innerweltlich Vorhandene braucht sich also gar nicht in seiner leeren Erbarmungslosigkeit zu zeigen, es kann genügen, wenn es sich im Aspekt der Entleerung zeigt, in unserm Falle im Aspekt der Erde, der Gruft oder des Loches in der Erde. All diese Ausdrücke aber zeigen das eine, daß Entleerung der Bedeutsamkeit der Welt, Gestaltverlust ihres Bewandtnischarakters und „existenzielle Leere“ ein- und dasselbe bedeuten, und zwar auf Grund einer Abwandlung des einen existenzialen Sinnes der Zeitigung. Wenn die Welt unbedeutsam wird, ihren Bewandtnischarakter mehr und mehr verliert, das Dasein immer weniger findet, worauf es sich entwerfen und woraus es sich verstehen kann, die Welt sich also im Aspekt der Entleerung (der Erde, des Loches, der Gruft in der Erde) zeigt, das Dasein sich nicht mehr vorweg ist, sondern zurückgeworfen in die bloße Gewesenheit, in der es sich aus „nichts Neuem“ mehr verstehen kann, sondern nur aus dem Kreis des sattsam verstandenen Gewohnten und Bekannten, so bedeutet das alles, daß, wie die Umgangssprache sich so gut ausdrückt, nichts mehr läuft und „alles beim alten bleibt“. Dieses Nichtsmehr-laufen und Beim-alten-bleiben, das also sowohl die Welt als die Existenz betrifft, ist nichts anderes als ein Stehenbleiben oder zum mindesten ein Kriechen. Wenn Ellen West sich als Wurm der Erde versteht, so drückt sie dadurch dasselbe aus wie mit der Feststellung, daß ihre „Entwicklung aufgehört hat“, daß sie von der Zukunft abgeschnitten ist, keine Weite und Helle mehr vor sich sieht, sondern sich nur noch langsam in einem dunklen, engen Kreise dreht. Das bedeutet aber wieder nichts anderes, als was wir in der Psychopathologie und was auch Ellen West selbst als ein Absinken von der „geistigen“ Höhe auf ein tieferes Niveau bezeichnen, auf das Niveau des Nur-noch- oder Fast-nur-noch-Vegetierens, der bloßen Begierde.

---

<sup>1)</sup> Sehr richtig spricht *v. Gebattel* einmal von einer Systematik der „Pathologie der Freiheit“. Süchtiges Verhalten im Gebiet sex. Verirrungen. *Mon'schr. f. Psych. u. Neur.* 82, 134. — Es ist im übrigen betrüblich, daß der Psychiater sich vom inneren Mediziner sagen lassen muß, daß wir Ärzte keine Psychologie brauchen können, „die seelische Freiheit nicht als Tatsache und Problem nimmt“. *L. v. Krehl*, Über Standpunkte in der inneren Medizin. Sonderabdruck aus der Münchner Med. Wochenschrift, S. 17.

Begierde läßt sich daseinsmäßig charakterisieren durch die Nähe, Enge und Leere der Welt, ihren Loch-Aspekt, in dem das Dasein sich begnügt mit dem, was gerade zur Hand und, wie wir in unserm Falle sagen müssen, „zum Mund“ ist, wo es also nicht wählt und überlegt, sondern rasch zugreift oder zubeißt, sich rasch „wie ein Tier“ auf das gerade Vorhandene stürzt. Die Zeitigungsform dieses In-der-Welt-Seins ist nicht mehr das Gewärtigen (der Zukunft), sondern ein bloßes Gegenwärtigen, ein Gegenwärtigen des bloßen, weder aus der Zukunft geborenen, noch eine Vergangenheit hinter sich lassenden Jetzt. Der „tierische Ernst“ dieser Gegenwart zeigt sich darin, daß alles sich nur noch um das Essen oder Fressen „dreht“, als der einzigen Bewandtnis, aus der das Dasein sich noch verstehen kann. Nach allem, was wir ausgeführt, muß klar sein, daß, wie früher betont, eine solche Eßgier, als Ausdruck der Entleerung und Vererdung der Welt der Existenz, Angst ist. Wenn Ellen West sich „wie ein Tier“ auf die Nahrung stürzt, so heißt das, daß sie von der Angst getrieben wird, von der Angst, die sie zwar in der Gier des Fressens im bloßen Jetzt zu betäuben sucht — denn noch im Verschlingen der Nahrung „läuft etwas“ —, um ihr aber im nächsten Jetztpunkt wieder zu verfallen. Das ist die unentrinnbare „Schlinge“, in die das Dasein hier verstrickt ist. Die Angst vor dem Dickwerden erweist sich so als ein anderer Ausdruck für die Angst vor der Perpetuierung der Gier in Gestalt der Verfettung oder Mästung, der Verwurmung, Verfaulung, Verschalung, Verhäßlichung, des Alterns und der Verungeistigung des Daseins. Das Dicksein ist der ewige Vorwurf, den das Dasein sich hier macht, seine eigentliche „Schuld“. Der Widerspruch zwischen der ätherischen Welt und der Grabeswelt, zwischen existenzieller Überbelichtung und existenziellem Schatten erwies sich als Widerspruch zwischen einem Sichverheben an der Schwere der Zeitlichkeit des Daseins und einem Herabgezogenwerden von ihr. Das kommt in der Lebensgeschichte unserer Kranken mit erstaunlicher Deutlichkeit zum Ausdruck. Daß ein Widerspruch besteht zwischen beiden Welten, bedeutet also nicht, daß die eine lediglich festliche Daseinsfreude, die andere lediglich Daseinstrauer oder Daseinsschwermut ist, vielmehr sind beide Welten, wenn man so sagen darf, Angstwelten, die ätherische im Sinne der aus dem Andersseinwollen geborenen Angst vor der eigentlichen Zukunft, und damit auch der Angst vor dem Tode, die Gruftwelt im Sinne der Angst vor der bloßen Gewesenheit. In der einen verzehrt sich das Dasein im bloßen Wünschen der Phantasie, in der andern in der bloßen Lebensgier. Der Widerspruch zwischen beiden Welten ist nicht der zwischen Nicht-Angst, Getragenheit von Dasein oder „Gelassenheit“ (*E. Straus*) einerseits und Angst andererseits, sondern der zwischen zwei verschiedenen Formen der Angst, der Angst vor Alter und Tod und der

Angst vor dem Leben. In beiden Formen kann die eine Angst vor der Nichtigkeit des Daseins ihren Ausdruck finden und beide lassen sich daher vertauschen: Hades kann Dionysos bedeuten und Dionysos Hades. Der Widerspruch zwischen beiden Formen der Angst ist ein dialektischer im Sinne der Daseinsantinomik, d. h. der engen Verschlungenheit des Lebens in den Tod und des Todes in das Leben. Der Selbstmord aber ist die willkürliche Durchbrechung dieser Antinomik durch eine „entschlossene“ Tat der Praxis, in der die Freiheit schließlich notwendig triumphiert über die Unfreiheit. So tief gründet das Wesen der Freiheit als Notwendigkeit im Dasein, daß sie auch noch über das Dasein selbst zu bestimmen vermag.

c) *Die Zeitlichkeit der Welt der Praxis oder des Handelns.*

Wir haben zur Genüge gesehen, daß Ellen West's praktische Betätigung nicht eigentlich im Dienst der existenziellen Selbstigung steht, sondern weithin dem Ehrgeiz nach einem unsterblichen Namen, der Weltverbesserungstendenz und gerade der Sucht nach Selbstvergessenheit und Zerstreung entspringt. Diese Tätigkeit ist großenteils eine Sucht nach Selbstbetäubung, wie sie ja auch Ellen West selbst mit dem Opium vergleicht. Süchtig ist das Dasein hier also nicht nur in bezug auf Süßigkeiten und dickmachende Nahrung überhaupt, sondern auch in bezug auf die Selbstvergessenheit, auf das Davonlaufen vor sich selbst. Daher das Unruhige, Unverweilende in ihrer praktischen Tätigkeit, die Aufenthaltslosigkeit und Sucht nach Neuem<sup>1</sup>). Ihrem eigensten Selbstsein „entspringend“, also sowohl die eigentliche Zukunft nicht auf sich zukommen lassend, als auch nicht eigentlich gewesen-sein-könnend, kommt es auch zu keinem „unverstellten“, sächlichen Begegnen-lassen-von-etwas, wie es der eigentlichen Gegenwart, als der Zeitlichkeit des umsichtigen Besorgens oder Handelns entspricht. Insofern handelt es sich im Grunde nie nur um „die Sache selbst“, die nur dem eigentlichen Selbst (und dem dualen Wir) wirklich „begegnen“ kann. Die Umgangssprache sagt mit Recht, es handle sich hier nicht um „sachliche“, sondern um „persönliche Motive“. Da Ellen West aber auch existenzielle Tendenzen zeigt, versucht sie krampfhaft, in diese Zerstreung Ordnung zu bringen. An Stelle der eigentlichen Zeitigung des Reifens sehen wir aber nur ein „Besorgen von Zeit“, ein pedantisches Einteilen „ihrer Zeit“ und ein krampfhaftes, unruhiges Ausfüllen derselben<sup>2</sup>). Das alles aber gehört zur Zeitlichkeit des Verfallenseins an die Welt, aber weder zur Zeitlichkeit des umsichtigen Besorgens noch erst recht zu der des theoretischen Entdeckens oder künst-

<sup>1</sup>) Nichts steht dieser Ungeduld ferner als eine Einsicht, wie sie der Vers Valéry's ausspricht: *Tout ici bas peut naître d'une patience infinie.*

<sup>2</sup>) Das Umkreisen ihrer Begleitung in Sizilien, „um nicht dick zu werden“, ist nur ein besonders prägnantes Beispiel für das „Ausfüllen“ der Zeit.

lerischen Gestaltens. Das Dasein vermag sich auch hier nicht eigentlich zu zeitigen, nicht in der eigentlichen Gegenwart des (existenziellen) Augenblicks zu halten, m. a. W. es vermag nicht „im Augenblick“ entschlossen auf die erschlossene Situation „da“ zu sein. Nur die eigentliche Entschlossenheit erschließt das Da des Daseins als Situation. „Daher vermag dem Entschlossenen das Erschlossene nie so zu begegnen, daß er daran unentschlossen seine Zeit verlieren kann<sup>1)</sup>.“ Auch das Schreiten auf der Erde, das Handeln oder die Praxis, ist also im Falle Ellen West's kein bedächtiges, umsichtiges, sondern ein sprunghaftes, krampfhaft-gespanntes Schreiten, bedroht sowohl von der Tendenz zum Fliegen und Entfliegen, als erst recht von der zum Kriechen, zur „Apathie“. Überall finden wir die Zeitlichkeit im Falle Ellen West mehr oder weniger in ihre einzelnen Ekstasen auseinanderfallend, d. h. einer eigentlichen, reifenden oder existenziellen Zeitigung ermangelnd. Das ist der Grundzug dieses Daseins, dem sie, wie wir sahen, erst in der Entschlossenheit zum Selbstmord zu entgehen vermag.

Von ihr aus fällt auch wieder ein besonders helles Licht auf die Freßgier und die Angst vor dem Dickwerden: Das Ausfüllenmüssen der Zeit, dieses „Besorgen von Zeit“, ist ja nur wieder ein besonders deutlicher Zug des krampfhaften Ausfüllungsbedürfnisses, des Bedürfnisses, die existenzielle Leere auszufüllen. Diese Leere ist aber nichts anderes als ein Phänomen der Zeitlichkeit des Daseins; daher kann sie auch „mit Zeit“, wenn auch nur notdürftig, künstlich und vorübergehend „ausgefüllt“ werden. Diese Ausfüllung ist also ein Notbehelf. Sie wird, wie das Nahrungsbedürfnis, zur Begierde, ja zur Süchtigkeit, je mehr die Existenz sich entleert (und umgekehrt. Vgl. das ruhige Warten auf den Tod nach erfolgtem existenziellem Entschluß!). Das Ausfüllenmüssen des Bauches mit Essen und seine Perpetuierung im Dickwerden ist nur eine andere (wenn auch sehr unzweckmäßige) Art des Ausfüllenmüssens der existenziellen Leere. Ihr Gier- oder Suchtcharakter hat aber denselben Ursprung wie die Sucht nach Ausfüllen der Zeit, das Bedürfnis nämlich, dem Phänomen der Leere zu entgehen. Die Angst vor dem Essen und Dickwerden entspringt aber nicht der Angst vor dem Ausfüllen als solchem — sonst müßte Ellen West auch Angst vor dem Ausfüllen der Zeit haben —, sondern dem Grauen vor der Ausfüllung im Sinne der rein genießerischen Begierde. Erst als Ellen West den Entschluß zum exogenen Tod, zum Selbstmord, gefaßt hat, wo sie existenziell also nicht mehr leer ist, sondern „ganz erfüllt“ von diesem Ziel, wo also noch einmal „etwas läuft“, hat sie wieder

<sup>1)</sup> Heidegger, a. a. O. S. 410. — Zum Verständnis des so wichtigen ontologischen und anthropologischen Tatbestandes der Situation vgl. außerdem Sein und Zeit S. 299, 326 ff., 338, 384, 391.

Zeit, braucht sie die Zeit nicht mehr gierig auszufüllen und hat sie wieder ungetrübten Genuß an Süßigkeiten. Sowohl „die Zeit“ als das Essen sind jetzt noch einmal harmlos geworden. Erinnern wir uns aber, daß ja auch das Genießen ein Zeitigungsmodus ist, und zwar ein uneigentlich gegenwärtiger oder uneigentlich augenblicklicher, sich weder aus der Zukunft noch aus der Vergangenheit zeitigender. Schon deswegen ist er, wie erst recht die Genußsucht und jede Sucht, ein untaugliches Mittel, die existenzielle Leere auszufüllen, das Dasein aus dem Verfallensein zurückzuholen auf das eigentliche Selbst. Der Genuß wird ja dadurch gerade zur Genußsucht und Gier, daß er als rein momentane Befriedigung und Beruhigung, das Dasein immer wieder von neuem in die existenzielle Leere stellt und es daher immer wieder von neuem gerade der Welt (der Nahrungs- oder Giftwelt) verfallen sein läßt. An Stelle der Möglichkeit eigentlicher Zeitigung oder Reifung tritt das Verfallensein an die objektive, erlebnistranseunte oder Weltzeit. Das Dasein ist in solchen Fällen nur noch angewiesen auf die und abhängig von den Zeitpunkten des Auftretens des Hungers und der Gelegenheiten zu seiner möglichen Befriedigung (Mahlzeit, Alkoholgenuß, Spritze, sexuelle Befriedigung). Der *circulus vitiosus*, die Schlinge, ist damit geschlungen, die Gefangenschaft ist vollkommen.

Bemerken wir zum Schluß aber auch, daß Ellen West die Zeitspanne, die ihr zwischen dem Entschluß zum Selbstmord und dem Einnehmen des Giftes bleibt, doch nur wieder „ausfüllt“, zwar nicht mehr mit hastiger Gier und hastigem Verschlingen, sondern mit „geistiger“ Lektüre, Spaziergang und harmlosem Essen. Erlebt sie die Grenze des Lebens zwar entschlossen als eigentliche Grenzsituation und wird sie insofern ein eigentliches Selbst, so vermag sie doch auch jetzt nicht über sich selbst hinauszuwachsen.

#### *Rückblick und Ausblick.*

Von eigentlicher Existenz, von der Zeitigung im Sinne des eigentlichen singularen Modus, können wir im Falle Ellen West erst sprechen angesichts des Todes. Wohl gewahrten wir schon früher gewisse „existenzielle Tendenzen“<sup>1)</sup>, sie wurden aber erstickt durch den uneigentlichen singularen Modus, durch den (pluralen) eigenwilligen Umgang mit sich selbst. Wo dieser Modus das Dasein beherrscht, vermag es sich nicht nur nicht im Sinne eigentlicher Existenz oder Selbstigung stätig zu erstrecken, sondern auch nicht aufzuhalten in einer Welt! Das in diesem Modus zutage tretende Verfallensein an Welt überhaupt bringt es mit sich, daß es nicht nur zu ganz verschiedenen, disparaten Formen des Selbstseins kommt, sondern daß auch die Welt zerfällt in mehrere disparate Welten. Wollen

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Grundformen, 453 ff.

wir eine solche Daseinsweise mit einem Wort bezeichnen, so gibt es auch vom neutralen daseinsanalytischen Standpunkt aus kein treffenderes Wort als das Wort Verzweiflung. Diese Verzweiflung hat wieder sehr mannigfaltige Unterformen, die sich je nach ihrem Zeitigungs- und ihrem Räumlichungscharakter und dem Charakter ihrer materialen Gewandung, Belichtung usw. näher beschreiben lassen. In unserm Falle zeigt die Zeitigung den Charakter der Daseinsverkürzung oder Daseinsschrumpfung, nämlich des Herabsinkens ihrer so reich und beweglich gegliederten ontologischen Struktur auf ein mindergegliedertes Niveau: die Einheit dieser Struktur fällt in ihre verschiedenen Ekstasen auseinander; das ontologische Verhältnis der Ekstasen zueinander löst sich auf, die Ekstase Zukunft tritt immer mehr zurück, die Ekstase Gewesenheit überwiegt, ineins damit wird die Gegenwart zum bloßen Jetzt oder bestenfalls zur bloßen Zeitspanne. Hinsichtlich der Räumlichung wirkt sich diese Wandlung des Zeitigungsmodus aus als Einengung und Leere der Welt, hinsichtlich der materialen Konsistenz als ihre Versumpfung oder Vererdung, hinsichtlich ihrer Belichtung und Farbigekeit als graue Verdüsterung und schwarze Verdunkelung, hinsichtlich ihrer Beweglichkeit als Erstarrung. Und all das ist — gemäß der unlöslichen Einheit von Welt und Selbst — natürlich Ausdruck des veränderten Selbstseins, der existenziellen Enge und Leere, der existenziellen Versumpfung, Verdüsterung und Erstarrung.

Daß das Dasein diese Erstarrung aber noch einmal zu durchbrechen, daß es noch einmal den Kerker der Gewesenheit zu sprengen und mit der Welt eigentlicher Gegenwart zu vertauschen, also noch einmal eigentlich und ganz es selbst zu werden vermag, das zeugt von der Macht der Freiheit im allgemeinen und bis zu einem gewissen Grade auch noch in der „schleichenden“ Form der Schizophrenie. Machen wir uns aber nochmals klar, unter welchen Bedingungen diese Macht sich hier noch einmal zu entfalten vermag! Es ist keine alltägliche Situation, es ist auch keine bloß schwierige oder bloß lebenswichtige Situation, in deren Ergreifen das Dasein hier noch einmal zu sich selbst kommt, sondern die völlig einzigartige Situation, in der das Dasein als solches sich dem Nichts überliefert. Es bedurfte also nicht einer beliebigen, sondern der äußersten Entscheidung überhaupt, damit die Welt noch einmal aufleuchtete, das Selbst noch einmal wirklich existierte. Was hier, in einem wenig fortgeschrittenen Fall, der Selbstmord bedeutet, Bedingung nämlich der Möglichkeit des Durchbruchs der Erstarrung, bedeutet in fortgeschrittenen Fällen und bei primitiveren Persönlichkeiten etwa ein Mord, eine Gewalttat überhaupt, eine Brandstiftung oder das langsame Verbrennenlassen der Hand im Ofen, um ein Opfer zu bringen und mit diesem Opfer auf einen geliebten Menschen einen entscheidenden Eindruck zu machen, wie ich es selbst einmal feststellen konnte. Oft sind es

bekanntlich aber auch besondere äußere Situationen und Geschehnisse, durch die die Erstarrung durchbrochen wird, eine körperliche Krankheit, der plötzliche Tod eines Angehörigen, ein Überfall, ein Schreck und dgl. Was wir als Psychiater „von außen“ als eine auffällige, bizarre, krankhafte „Tat eines Schizophrenen“ beurteilen und registrieren, läßt sich daseins-analytisch verstehen als ein, oft letzter, Versuch des Daseins, zu sich selbst zu kommen! Das aber ist, wie wir gesehen haben, ein Problem der Zeitigung. Wo auch ein solcher Versuch nicht mehr möglich ist, wo überhaupt „nichts mehr läuft“, da sprechen die Kranken oft selber von einem Aufhören „der Zeit“ im Sinne einer sich gleichbleibenden ewigen Zeit<sup>1)</sup>, in der keine Entschließung mehr möglich ist und jede Verständigungsmöglichkeit aufhört. Desgleichen wissen „geniale“ Kranke aber auch um die Tragik des verzweifelten Ringens, „zu sich selbst zu kommen“, des „nährisch-wilden Nachsuchens nach einem Bewußtsein“. So der kranke Hölderlin in seinen Anmerkungen zum König Ödipus. Aber auch darum wußte Hölderlin, daß es, um zu sich selbst zu kommen, besonderer Daseinsbedingungen bedarf, eines besonderen Glückes oder, wenn es das nicht mehr sein kann, wenigstens eines Schrecks durch irgend etwas:

„O du, des Äthers Tochter, erscheine dann  
Aus deines Vaters Gärten und darfst du nicht  
Mir sterblich Glück verheißen, schrök, o  
Schröke mit anderem nur das Herz mir“<sup>2)</sup>.

### 3. Ewigkeit.

Wenn wir von Ewigkeit sprechen, sprechen wir nicht mehr vom In-der-Welt-Sein, sondern vom In-der-Welt-über-Welt-hinaus-sein, vom dualen Modus des Menschseins, oder dem Wir von Ich und Du in der Liebe. Hier ist nicht mehr die Rede von Existenz (Selbstsein), Zeit und Raum, sondern von Wirsein, Ewigkeit und Heimat. Gegenwart heißt hier nicht mehr unverstelltes Begegnenlassen dessen, was die Entschlossenheit handelnd ergreift, heißt also nicht mehr entschlossenes Erschließen der Situation (vgl. S. 71 und 112), sondern Begegnung von Ich und Du im ewigen Augenblick der Liebe. Hier handelt es sich nicht mehr um

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. die Selbstschilderung im Fall Hahnenfuß von K. Beringer und W. Mayer-Groß, Z. Neur. 96, 1925, S. 233: „Der Grundzug und Kernpunkt der Tragik des Irren besteht darin, daß wie schon angedeutet ein Zeitmaßstab überhaupt nicht vorhanden ist und die ganze seelische Beschaffenheit ebenso gut als ewig angenommen werden kann, daß also im Grunde genommen eine Verständigung nach jeder Richtung hin überhaupt ausgeschlossen ist und jede freie Entschließung von vornherein gelähmt ist.“

<sup>2)</sup> Bitte (An die Hoffnung). — Erst recht verständlich wird diese (letzte) Strophe des Gedichts in unserem Zusammenhang durch die zweite Strophe:

„Wo bist du? wenig lebt' ich, doch atmet kalt  
Mein Abend schon, und Stille, den Schatten gleich,  
Bin ich schon hier, und schon gesanglos  
Schlummert das schau(d)ernde Herz im Busen.“

Wie sehr Kälte, Stille, Schatten, Schauer (in der zweiten Fassung Schauder) an die Welt unserer Kranken erinnern, braucht kaum bemerkt zu werden.

ein Sein können, sondern um ein Seindürfen, nicht mehr um eine Selbstbemächtigung des Grundes, sondern um eine Wirbegründung vom Grund aus.

Obwohl oder gerade weil der eigentliche Modus des Menschseins, ist der duale Modus der verdeckteste, ja erdrückteste. Wie es in der Geschichte der Menschheit sehr lange gedauert hat, bis er in der Religion der Liebe, im Christentum, zum Durchbruch gelangt ist, und wie dieser Durchbruch dann aber das geistige Antlitz der Menschheit gewandelt hat, so stehen seinem Durchbruch auch im Einzeldasein die größten Hindernisse entgegen, um es aber dann, wenn der Durchbruch erfolgt ist, von Grund aus zu verwandeln; denn jetzt ist das Dasein nicht mehr endliches, von Klippe zu Klippe geworfenes In-der-Welt-Sein, sondern, unbeschadet dieses In-Seins, in der unendlichen Fülle von Heimat und Ewigkeit geborgenes Dasein.

Fragen wir uns, ob und inwieweit in der Daseinsgestalt, die unter dem Namen Ellen West fortlebt, der duale Modus zum Durchbruch gelangt ist, oder ob und warum er durch sie nur hindurchscheint, so stehen wir vor der subtilsten Frage unserer ganzen Untersuchung; denn gerade da, wo es sich um Liebe handelt, ist der Grund nicht erreicht, wenn man nach Gründen fragt. Gerade hier müssen wir uns daran genügen lassen, das Geheimnis zu umkreisen, das jede Daseinsgestalt „im Grunde“ ist.

Wenn ein Dasein, wie im Falle Ellen West, in so hohem Maße beherrscht wird von den Daseinsformen des Todes, der Angst und der Schuld, so heißt das, daß es in besonders hohem Maße beansprucht wird als einzelnes. Wo das Dasein in so ausschließlicher Weise als einzelnes beansprucht wird, und erst recht, wo es in solchem Maße als verzweifelt einzelnes existiert und diese Verzweiflung erst abzuwerfen vermag mit der Preisgabe des Lebens, da ist die Liebe, die das Dasein als duales beansprucht, d. h. in den Daseinsmöglichkeiten der Ewigkeit, der heimatlichen Geborgenheit, der Unschuld und der wahren Bildung, offenbar nicht zum Durchbruch gelangt. Das zeigt sich u. a. schon daran, daß Ellen West nicht warten kann, nicht einmal auf den Tod, daß sie vielmehr dauernd Angst hat, „Zeit zu verlieren“, selbst im Hinblick auf den Entschluß zum Tod, während die Liebe die patience infinie selbst ist und keineswegs der „Narr der Zeit“ (time's fool), wie *Shakespeare* es so lapidar ausgedrückt hat. Aber auch daran zeigt es sich, daß Ellen West nicht zu wahrer Bildung gelangt ist, daß es ihr nicht vergönnt war, sich irgendeiner der großen „geistigen Objektivitäten“ (der Religion, der Kunst oder Wissenschaft, der Politik oder Bildung) in liebender Imagination ganz hinzugeben.

Und doch scheint der duale Modus auch in dieser Daseinsgestalt hindurch, wie es ja kaum einen Menschen geben wird, in dem kein Keim von Liebe zu entdecken ist. Schon angesichts ihres Leidens unter der „sozialen Ungerechtigkeit“ (S. 74f) haben wir bemerkt, daß dieser Keim zwar vom Ehrgeiz überschattet, ja unterdrückt wird, daß dieses Dasein aber seine Leere und Armut nicht derart qualvoll, nämlich nicht nur als Last, sondern als Hölle erlitten hätte, wenn es nicht ein geheimes Wissen von der Möglich-

keit des Über-die-Welt-hinaus-Seins gehabt hätte. Wir sprachen ferner von einer Ahnung einer solchen Möglichkeit angesichts der verschiedenen Gestalten, die der Tod in ihren Augen angenommen hat. Der Tod ist für Ellen West ja nicht nur das Nichts. Das Nichts ist er für ihren Verstand und ihr praktisches Handeln, den Selbstmord. Von der Gruftwelt aus gesehen ist er das Ende des existenziellen Fäulnisprozesses; von der ätherischen Welt aus ist er eine erotisch-legendäre (Meerkönig), eine erotisch-religiöse (Gott-Vater), eine erotisch-ästhetische (herrliche Frau, weiße A stern im dunklen Haar), eine erotisch-poetische Gestalt (der große Freund). Überall sehen wir hier die Liebe, wenn auch nicht in wahrer, sondern in ätherisch-mystischer oder ätherisch-leidenschaftlicher „Verfallsform“<sup>1)</sup>, immerhin wenigstens hindurchschimmern. Aber auch der Bericht zeigte uns mehr oder weniger verhüllte Du-Gestalten: die Kinderfrau, Vater und Mutter, der jüngere Bruder, der Student und der Gatte, die ätherischen Freundinnen. Einen Hinweis auf Ellen West's Du-Bereitschaft gab uns aber auch die lebenslängliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit vieler unter den ihrer Fürsorge Anvertrauten und gibt uns vor allem die tiefe Liebe, die der Gatte ihr entgegenbrachte und, wie wir hinzufügen, ihr lebenslang bewahrt hat. Aber schon dem Leser des Berichts muß Ellen West nicht nur als Objekt des Interesses gegenübergestanden, sondern auch als Du begegnet sein. Und schließlich bricht ein wahres Wissen um wahre Liebe noch durch, je näher sie sich dem Tode fühlt.

Aber auch das Leben Ellen West's angesichts des Todes kann von der Ewigkeit her verstanden werden. Wenn sie erst angesichts des Todes Trotz und Eigensinn, Ehrgeiz und Phantastik, ja „die Angst des Irdischen“ überhaupt völlig von sich zu werfen vermag, wenn sie schon in der Nähe des Todes und erst recht angesichts desselben nicht nur zu sich selbst kommt, sondern auch wieder derart von sich selbst und der Welt loskommt, so gewahren wir auch hier wieder einen positiven Sinn des Nichts: Erst angesichts des Nichtseins steht Ellen West tatsächlich im Sein, triumphiert sie in ruhiger Gelassenheit über die Endlichkeit des Seins, auch des ihrigen. Das aber ist nur möglich, wo das Dasein sich als Gestalt dieses Seins, als vergänglicher Zug ewigen Gestaltwandels, weiß oder ahnt. Dieses Wissen oder Ahnen aber ist das Wissen oder Ahnen der Liebe.

Daß dieses Wissen erst durchbricht angesichts des Todes und sich nicht durchzusetzen vermag „im Leben“, das zeigt, wie ungeheuer der Druck war, unter dem dieses Dasein von Anbeginn an stand. Daß es trotzdem noch durchzubrechen vermochte, vermag einen Begriff zu geben von der Macht des dualen Modus im Menschsein. (Schluß folgt.)

1) Vgl. Grundformen, S. 160 ff.

## 5. Der Fall Ellen West.

### Eine anthropologisch-klinische Studie.

Von LUDWIG BINSWANGER (Kreuzlingen).

(Fortsetzung aus Band LIV, Heft 1.)

### C. Daseinsanalyse und Psychoanalyse.

Auch die Psychoanalyse hat zur Erfahrungsgrundlage die Lebensgeschichte, ja sie ist eine eigenartige, auf Naturgeschichte reduzierte Form von „Geschichte“. Diese Eigenart erstreckt sich auf alle drei Stufen historischer Forschung, auf die Heuristik, die Kritik und die Interpretation<sup>1</sup>). Schon hinsichtlich der Heuristik, der Herbeischaffung des historischen Erfahrungsmaterials, geht sie aber ihre eigenen Wege. Sie achtet nicht nur auf eine peinlich genaue und ausführliche Herbeischaffung des Materials, sondern hat uns auch eine neue Methode der Heuristik geschenkt. Dabei bevorzugt sie bekanntlich in höchstem Maße die ätherische Welt, wie wir im Anschluß an unsern Fall sagen können, nämlich Phantasie- und Traumwelt. Schon damit setzt sie sich in Gegensatz zur Daseinsanalytik, die alle möglichen Weltentwürfe menschlichen Daseins herauszuarbeiten unternimmt, getreu der schon von Hegel festgestellten Tatsache, daß die Individualität ist, was ihre Welt (ihre gesamte Welt) als die ihre ist. Jene Bevorzugung hat ihren Grund darin, daß das Wünschen (das „Lustprinzip“) die eigentliche Bedeutungsrichtung ist, in die *Freud* den Menschen einspannt. Das hängt wieder auf's engste zusammen mit *Freud's* Anthropologie, d. h. mit seiner Idee vom Menschen. Während die Daseinsanalyse mit keiner anderen Betrachtung an das menschliche Dasein herantritt als mit der unbestreitbaren Feststellung, daß der Mensch in der Welt ist, Welt hat und sich zugleich über die Welt hinaus sehnt, tritt *Freud* an den Menschen heran mit der (sensualistisch-hedonistischen) Idee vom Naturmenschen, dem homo natura, wie sie in meinem Wiener Festvortrag dargestellt wurde<sup>2</sup>). Nach dieser Idee, die nur möglich ist auf Grund einer Destruktion des Menschseins überhaupt und einer naturwissenschaftlich-biologischen Rekonstruktion desselben, erfolgt die gesamte Kritik und Interpretation des historischen Erfahrungsmaterials: Die Geschichte wird Naturgeschichte, wesensmäßige Möglichkeiten menschlichen Existierens werden zu genetischen Entwicklungsprozessen. Der derart rekonstruierte Mensch ist „im Grunde“ ein getriebenes oder Triebwesen, seine Natur ist Triebhaftigkeit. Wenn es sich dabei in erster Linie um libidinöse Triebhaftigkeit handelt, so deswegen, weil die Sexualität von *Freud* durchaus als die eigentliche geschichtsbildende Macht innerhalb der individuellen Lebensgeschichte betrachtet wird, im Gegensatz gerade zur Daseinsanalyse. Da die psychische Repräsentanz der Triebhaftigkeit im Wunsch gesehen wird, gelangt die ätherische oder Wunschwelt zu ihrer einzigartigen Bedeutung in diesem Menschenbild, das, wie bekannt, schließlich so weit reduziert wird, bis es in das theoretische Schema eines „Apparates“ psychischer Mechanismen aufgeht. In der Herausarbeitung der Funk-

<sup>1</sup>) Vgl. *L. Binswanger*, *Erfahren, Verstehen, Deuten in der Psychoanalyse*. Imago XI, I 1926.

<sup>2</sup>) Vgl. *Freud's* Auffassung vom Menschen im Lichte der Anthropologie. *Nederl. Tijdschr. v. Psychol.* IV, No. 5 u. 6, 1936.

tionsweisen dieses Apparates, seiner phylogenetischen und ontogenetischen, unter dem Primat der Sexualität stehenden Naturgeschichte und seines Reagierens auf lebensgeschichtliche Um- und besonders Mitweltfaktoren erblicke ich mit *Freud* selbst die eigentliche Leistung der Psychoanalyse, ihre eigentliche Genialität, die aber, wie die meisten genialen Leistungen, nur so lange wissenschaftlich fruchtbar ist, als sie in ihrer Einseitigkeit erkannt und gewürdigt wird.

Da die Daseinsanalyse das Menschsein in allen seinen Daseinsformen und deren Welten auszuarbeiten unternimmt, in seinem Seinkönnen (Existenz), Seindürfen (Liebe) und Seinnüssen (Geworfenheit), die Psychoanalyse aber nur in einer einzigen, nämlich der letztgenannten, ist es klar, daß die Daseinsanalyse die psychoanalytischen Grundbegriffe und Erkenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, die Psychoanalyse aber die daseinsanalytischen Formen nur zu verengen und verflachen, d. h. auf die Ebene ihres (einseitig naturalistisch-evolutionistischen) Gesichtspunktes zu reduzieren vermag. Dazu kommt aber vor allem, daß die Daseinsanalyse auf phänomenologischem Boden steht und mit phänomenologischer Methode arbeitet, das Menschsein also nicht gegenständlich, d. h. als ein gleich andern Gegenständen in der Welt seiendes („vorhandenes“) und erst recht nicht als einen Naturgegenstand betrachtet, sondern das Phänomen seines In-der-Welt-seins untersucht, von welchem Phänomen aus erst verstanden werden kann, was der Weltentwurf im Sinne der Naturwelt überhaupt bedeutet.

Nach dieser Vorbemerkung, hinsichtlich derer ich im einzelnen auf mein Referat „Über Phänomenologie“<sup>1)</sup>, den erwähnten Vortrag und die „Grundformen“ verweisen muß, wenden wir uns nun der Frage zu, wie sich das Verhältnis von Daseinsanalyse und Psychoanalyse in unserm speziellen Fall gestaltet. Die Themen, die hierfür in Betracht kommen, sind die von dem zweiten Analytiker aufgestellten „Gleichungen“:

- A. schlank = geistig; dick = jüdisch, bürgerlich.
- B. Essen = Befruchtet- und Schwangerwerden.

Die letztere Gleichung wird uns insbesondere beim psychoanalytischen Deutungsversuch des dritten Traumes beschäftigen.

Was zunächst die beiden psychoanalytischen Gleichungen A: schlank = höherer geistiger (weicher, blonder, arischer) Typus, dick = bürgerlich-jüdischer Typus betrifft, so sind diese Gleichungen nicht zu verstehen aus einer direkten Beziehung der beiden Seiten zueinander, sondern nur aus der Gemeinsamkeit der Welten, denen beide Glieder der Gleichung zugehören, und zwar aus ihrer Zugehörigkeit zur ätherischen Welt in der ersten, zur Gruftwelt in der zweiten Gleichung. Wir dürfen daher nicht etwa sagen, schlank „bedeute“ den höheren, dick den jüdischen Typus. Die Daseinsanalyse zeigt, daß hier kein einseitiges Bedeutungs- oder symbolisches Verhältnis von einem Glied der Gleichung zum andern vorliegt, sondern eine beiden Gliedern auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu derselben weltlichen Bedeutsamkeit zukommende gemeinsame Bedeutung, die Bedeutung des leichten Ätherischen in der ersten, die des

<sup>1)</sup> Z. Neur. 82, 1922.

schweren Bedrückenden in der zweiten Gleichung. Haben wir doch, um nur auf die letztere Bedeutsamkeit zurückzukommen, gezeigt, daß die familiäre Mitwelt, die kleine Welt des Alltags, gleicherweise die Bedeutung der Gruft, des bedrückenden Eingemauertseins, angenommen hat wie die leibliche Hülle; gegen beide Mauern lehnt Ellen West sich auf, gegen beide schlägt sie leiblich oder geistig „mit den Händen“. Nur wenn man im Menschsein von vornherein ein Primat der Sensationen oder „Empfindungen“ voraussetzt, kann es hier zu einer „symbolischen“ Beziehung zwischen den einzelnen Gliedern der Gleichung als solchen kommen. Die Daseinsanalyse weiß aber nichts von einem solchen, einer rein philosophischen und psychologischen Theorie zuliebe hypothetisch angenommenen Primat, wie ihr Empfindungen überhaupt nichts Erstes und nichts Letztes sind. Für sie stehen die Ablehnung der Mitwelt und die Ablehnung der Dickheit auf derselben Ebene „nebeneinander“. Während Ellen West sich dem Druck der Mitwelt aber entziehen kann und tatsächlich immer mehr entzieht, vermag sie dem Druck des Dickseins um so weniger zu entfliehen, als die Freßgier dieser Flucht entgegenarbeitet.

Was von den beiden erwähnten Gleichungen gilt, gilt auch von der von dem Analytiker nicht erwähnten Gleichung: schlank = ätherische Freundin = jung, hübsch (wozu zu ergänzen ist: dick = behäbige Matrone = alt, häßlich). Auch in diesen beiden Gleichungen haben wir es mit zwei Welten zu tun, der ätherischen Welt des aufsteigenden Lebens in der ersten, der „massigen“ Welt des absteigenden Lebens in der zweiten Gleichung. Auch hier kann man nicht sagen, der Wunsch nach Schlankheit „bedeute“ den (identifikatorischen) Wunsch nach Jugend und Schönheit, die Angst vor dem Dickwerden „bedeute“ die Angst vor dem Altern und Häßlichwerden, vielmehr gehören beide Wünsche und Ängste deswegen zusammen, weil sie derselben Wunsch- oder derselben Angstwelt zugehörig sind. Auch hier ist die jeweilige Welt das Entscheidende, nicht der jeweilige bestimmte Wunsch und die jeweilige bestimmte Angst! Das ist eine der wichtigsten Einsichten der Daseinsanalyse und einer der Hauptgegensätze zwischen ihr und der Psychoanalyse.

All das wird noch klarer, wenn wir uns der zwar ungleich schwieriger aufzulösenden Gleichung B: Essen = Befruchtet-, Schwangerwerden zuwenden, zu der unser dritter Traum einen interessanten Beitrag liefert. Wir hörten zwar vom zweiten Analytiker, Ellen West habe diese Gleichung „anerkannt“. Wenn der Analytiker aber diese Gleichung und insbesondere das Essen von Schokolade, mit der Analerotik in Zusammenhang bringt, so erklärte jedoch Ellen West selbst, daß sie mit der Analerotik nicht das geringste anzufangen wisse. Infolgedessen bleibt ihre „Anerkennung“ offenbar an der Oberfläche.

Was zunächst die Analerotik betrifft, so finden wir im Falle Ellen West sicherlich einige sehr ausgesprochene Züge des „analén Charakters“, den ungeheuren Trotz und Eigensinn, sowie eine große Pedanterie in der Ausfüllung ihrer Zeit. Im übrigen fanden wir aber keine Züge ausgesprochener Pedanterie und vor allem keinerlei Andeutungen von Geiz. Jedoch ist das uns vorliegende psychoanalytische Material viel zu dürftig, die Kindheitsphase vor allem viel zu undurchsichtig, um irgend welche bindende psychoanalytische Schlüsse ziehen zu können. Wenn schon die Gleichung Schokolade — Kot lebensgeschichtlich nicht nachgewiesen und dokumentiert werden konnte, so erst recht nicht die nach psychoanalytischer Erfahrung sich daran anschließenden Gleichungen Kot — Geld und Kot — Kind. Wenn wir trotz alledem auf die psychoanalytische Deutung unseres Spezialfalles eingehen, so deswegen, weil wir an ihr den prinzipiellen Gegensatz von Daseinsanalyse und Psychoanalyse zu demonstrieren vermögen. Hierzu eignet sich das Thema der Analerotik ganz besonders.

Der Grundzug der Analerotik ist das zähe Bei-sich-behalten oder Nicht-von-sich-geben. Es ist eine sehr wichtige Einsicht der Psychoanalyse, mit der die Daseinsanalyse völlig übereinstimmt, daß ein solcher Grundzug nicht an die Unterscheidung leiblich-seelisch gebunden ist, sondern sich über sie hinwegsetzt. Damit hört aber die Übereinstimmung auch auf. Die Daseinsanalytik fragt auch hier zu allererst, welcher Weltentwurf der Analität zugrunde liegt. Gerade im Hinblick auf den Fall Ellen West wird uns die Antwort leicht: In diesem Weltentwurf ist die Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit der Welt reduziert auf die Gestalt des Loches. Die Form des Seins in einer solchen Welt ist die des Beengt- oder Bedrücktseins; das Selbst, das eine solche Welt entwirft, ist ein „leeres“, nur auf Ausfüllung der Leere bedachtes Selbst. Infolgedessen geht eine ausgesprochene Analität einher mit einer ausgesprochenen Oralität, einer Gier zur „Einverleibung“. Da dieser Ausdruck aber, wie die Psychoanalyse sehr richtig gesehen hat, nicht auf die Leibsphäre beschränkt bleibt, sprechen wir besser von Aneignung, aber im Sinne bloßer Ausfüllung<sup>1)</sup>. Die „Kategorie“, die diesen Weltentwurf, das Sein in ihm und das ihn entwerfende Selbst gleichermaßen beherrscht, ist einzig und allein die der Leere und Völle, des Leer- und Vollseins, des darbenden und des satten Selbst. Der Grundzug einer solchen Daseinsform ist die Gier, das Sich-stürzen-auf. Diese Daseinsbewegung hat, wie wir oben gesehen haben, den zeitlichen Charakter der Plötzlichkeit, den räumlichen der Nähe. Die Welt, in der ein solches Dasein

<sup>1)</sup> Auch im Falle Ellen West zeigte sich die Ausfüllungsgier ja keineswegs nur in Form der Freßgier und des Hungers, sondern in Form ihrer Lebens- und Machtgier, ihres Lebens- und Machthungers („Ehrgeiz“) überhaupt. Ellen West beißt in alles Leben gierig hinein, sie hat, um den treffenden Ausdruck des in der Hereditätsübersicht erwähnten Gelehrten zu verwenden, ein sehr „kräftiges Lebensgebiß“.

„sich bewegt“, ist zeitlich orientiert nach dem bloßen Jetzt der Ausfüllungsmöglichkeit und dem bloßen Hier des Füllsels, eine solche Welt ist licht- und farblos (düster), eintönig und einförmig, mit einem Wort freudlos oder trist. Dieser entleerten Welt entspricht, ja für sie ist Voraussetzung das existenziell leere Selbst, die existenzielle Leere und ihr entsprechend der existenzielle Druck. Beide Charakterisierungen finden wir im Anfang unseres Berichts über Ellen West, und wir begegnen ihnen wieder am Schluß in der Formulierung: „Es bleibt das große unausgefüllte Loch“ (53, S. 267). Wo die Welt nur noch Loch ist, ist auch das Selbst (leiblich wie geistig) nur noch Loch; sind doch Welt und Selbst reziproke Bestimmungen (nach dem nicht oft genug zu wiederholenden Satz, daß die Individualität ist, was ihre Welt als die ihre ist).

Der Weltentwurf, der der Analität (und Oralität) zugrunde liegt, ist also der der Welt als Loch, Gruft oder Grab. Der (pseudo-) existenzielle Modus des In-seins in der Welt als Loch ist die Gier als die Kehrseite des Unausgefüllt- und Ungesättigtseins, der existenziellen Leere überhaupt. Als Gier führt sie aber nicht zur eigentlichen Aneignung oder Fülle, sondern nur zur Völle. Das aber heißt, daß, was „eben noch“ den Charakter des Anziehenden, Verlockenden, Verführerischen hatte, „jetzt“ den des „Uninteressanten“, ja des Abstoßenden, Widerwärtigen, Ekelerregenden hat: Das aufsteigende Leben schlägt um in das absteigende Leben, das Wachsen, Blühen, Gedeihen in das Welken, Modern, Faulen. Je ungestümer und ungehemmter das Leben „in den Äther“ aufsteigt, desto rascher und tiefer fällt es wieder herab und wird zur Gruft, die dem Dasein wie ein Bleigewicht anhängt und es niederzieht in den Tod; denn die Gier nach Völle vermag die existenzielle Leere nicht auszufüllen, sondern nur momentan zu betäuben; sie kann nur einen Aufschub bedeuten auf diesem Weg, eine momentane Flucht vor dem Tod. Die Anziehungskraft des Todes, bei dessen Erwähnung Ellen Wests Augen leuchten, beruht andererseits aber auch darauf, daß er, und nur er, nicht nur das gefürchtete Ende, sondern auch die ersehnte einzige Möglichkeit der Befreiung von der Gier selbst bedeutet. Der heitere letzte Lebenstag vor der Todesnacht bildet die faktische Probe auf dieses daseinsanalytische Exempel.

Die ganze Lebensgeschichte Ellen Wests ist nichts anderes als die Geschichte der Verwandlung von Leben in Moder und Grab, sie ist, um mit *Paul Claudel* zu sprechen, ein höchst eindrucksvolles Beispiel der „funeste alchimie de la tombe“. Was die Psychoanalyse Analität nennt, ist nur ein besonderer Ausschnitt aus der Geschichte dieser Alchimie. Anders ausgedrückt: Die Analität gehört in den Bereich der dumpfen, modrigen, faulenden Sumpfwelt und deren „Endprodukt“, des kalten Grabes. Dieser Weltentwurf macht sich von Anfang an in der Lebensgeschichte unserer

Kranken geltend, wenn auch immer wieder widersprochen und durchbrochen von der Praxis und insbesondere von der ätherischen Welt. Dieser Widerspruch zeigt sich in der asketischen Tendenz, von dem freiwilligen Verzicht auf Süßigkeiten bis zum Fortlaufen vor dem Brot im Schrank, von dem unfreiwilligen Verzicht auf Geselligkeit bis zum freiwillig-unfreiwilligen Verzicht auf das Leben.

Wenn die Daseinsanalytik also keinerlei Bedenken hat, die Konzeption der Analität (und Oralität) anzuerkennen, wie sie denn überhaupt in der uns von *Freud* geschenkten Somatomorphologie, ja Somatographie des Erlebens<sup>1)</sup> eine der wertvollsten Vorarbeiten für ihr eigenes Unternehmen erblickt, so muß sie sich doch entschieden gegen den Erklärungsversuch wenden, mit dem die Psychoanalyse nicht nur an die Analität, sondern an die gesamte Struktur des Erlebens herangeht. Als Phänomenologie vermag sie nicht nur den allgemeinen Grundsatz *Freud's*: „Die wahrgenommenen Phänomene müssen . . . gegen die nur angenommenen Strebungen zurücktreten“ (Ges. W. VII, 62) nicht anzuerkennen, vielmehr wendet sie sich auch gegen den speziellen Erklärungsversuch als solchen. Um bei der Daseinsform der Analität zu bleiben: sie vermag gemäß der obigen Vorbemerkung nicht auf eine analerotische Triebkomponente als Ursache oder genetische Bedingung des Auf- und Ausbaues der Sumpf- und Lochwelt zu rekurrieren, und zwar nicht nur, weil sie überhaupt keine erklärende Wissenschaft ist — überläßt sie doch die Erklärung den vergegenständlichenden Wissenschaften —, sondern auch, weil sie diesen Weg der Erklärung als solchen ablehnen muß. Die Daseinsanalytik kann nicht zugeben, daß Lustempfindungen bei der Stuhlentleerung, daß also die Fixierung der Analzone als erogener Zone das Weltbild des Loches, Grabes oder Sumpfes aufzubauen vermögen, wie sich überhaupt aus Empfindungen und Trieben keine Welt aufbauen läßt. Diese Ansicht gehört ganz und gar einer vergangenen Zeit, der Zeit des Positivismus, an. Vielmehr ist die Daseinsanalyse der Meinung, daß, umgekehrt, nur da, wo ein Entwurf der Welt als Lochwelt vorliegt, auf einer gewissen Stufe der Kindheit oder bei gewissen Formen „geistigen Abbaus“, das Lochsein, das Ausgefüllt- und Entleertwerden oder das Bei-sich-behalten „lustvoll“ empfunden wird. Diese kopernikanische Wendung steht am Anfang aller Daseinsanalyse. Die Analität im psychoanalytischen Sinne ist also nur ein Ausschnitt aus der gesamten Lochwelt, nämlich der auf den leiblichen Anteil an der Eigenwelt beschränkte. Infolgedessen sind die Ausdrücke Loch- und Sumpfwelt vorzuziehen.

Die Tatsache, daß „das Erleben“ in so hohem Ausmaß „somatomorph“ ist, zeigt nur, eine wie große Rolle die Leiblichkeit überhaupt im Aufbau

<sup>1)</sup> Über Psychotherapie. Der Nervenarzt 1935, H. 9.

unserer Welt und demgemäß in den sprachlichen Ausdrücken für das Erleben spielt. Es wäre aber völlig verkehrt, darüber die übrigen Weltregionen zu vergessen. Der Blick auf die Sprache ist um so lehrreicher, als in ihr unser Weltbild ja erst „befestigt“ wird. Gerade an unserm Fall haben wir gesehen, wie sehr die sprachlichen Ausdrücke für das Erleben auch kosmomorph, vom Kosmos (Universum) überhaupt, wie von allen seinen verschiedenen „Regionen“ hergenommen sind. Wenn wir sagen, daß der verblödete Schizophrene so schwer Worte für sein Erleben fände, und dies damit begründen, daß sein Erleben eben völlig „neuartig“ sei, so haftet diese Begründung an der Oberfläche. Vielmehr ist es so, daß er deswegen so schwer Worte für sein Erleben findet, weil seine Welt so neuartig, so verändert oder gar zerfallen ist, daß er keine „Anhaltspunkte“ mehr findet, an denen er seine Sprache „befestigen“ kann.

Wir sind jetzt vorbereitet, die psychoanalytische Gleichung B: Essen = Befruchtet = Schwangerwerden daseinsanalytisch ins Auge zu fassen. Hier erst recht müssen wir uns davor hüten, die Gleichung im Sinne einer symbolischen Gleichung, eines symbolischen Bedeutungsverhältnisses aufzufassen. Wenn der (zweite) Analytiker der Meinung war, daß die Eßgier nur ein symbolischer Ausdruck für die Liebesgier, die Angst vor dem Dickwerden eine Angst vor dem Befruchtet- und Schwangerwerden „bedeute“, so leitete ihn bei dieser Meinung das diagnostische Vorurteil, daß es sich bei Ellen West um eine „Zwangsneurose“ handle, wo bekanntlich eine Handlung eine („verdrängte“) andere Handlungsabsicht ersetzt oder „substituiert“. Wenn aber schon bei der Zwangsneurose die Dinge keineswegs so einfach liegen, wie es nach der Lehre von dem „Substitutionsmechanismus“ der Fall ist, so erst recht nicht im Falle Ellen West. Ist doch schon der Drang nach Ausfüllung der existentiellen Leere, des Lochseins, und seine leibliche Komponente, die Freßgier, hier keineswegs verdrängt; denn wenn wir vom Widerspruch der ätherischen Welt gegen die Lochwelt sprechen, so heißt das nicht, daß Ellen West die Gier verdrängt, sondern im Gegenteil, daß sie sie verurteilt und bekämpft<sup>1)</sup>. Das ist, wie ja schon Freud selber erklärt hat, etwas ganz anderes als Verdrängung. Nicht so verhält es sich also im Falle Ellen West, daß die eine Welt „das Bewußtsein“ beherrscht, die andere aber „ins Unbewußte verdrängt“ ist, sondern so, daß die Welt in zwei, gleicherweise „bewußte“, Welten gespalten ist!

Wir bestreiten nun keineswegs, daß auch der Wunsch nach Befruchtung und Schwangerschaft bei Ellen West im Dienste der Ausfüllungstendenz (aber nicht umgekehrt die Ausfüllungstendenz im Dienste des Wunsches

<sup>1)</sup> Die Abführmittel haben ja keinen anderen Zweck als den, die Gier unwirksam zu machen. Das ist etwas ganz anderes, viel „gewalttätigeres“ und doch „unzweckmäßigeres“ als die Verdrängung; denn jener Zweck ist auf die Dauer unerreichbar.

nach Befruchtung!) stehen kann. Wüßten wir etwas von ihren infantilen Sexualtheorien, so könnten wir hier zu größerer Gewißheit gelangen. Wir bestreiten ebenfalls nicht, daß eine Angst vor dem Schwangersein in die Angst vor dem Dickwerden einzugehen und mit ihr zu verschmelzen vermag, wir bestreiten aber wiederum, daß die Angst vor dem Dickwerden die Angst vor der Schwangerschaft symbolisch ausdrücke oder bedeute. Nur wenn man das Menschsein unter dem Primat der Sexualtheorie betrachtet, kann man zu einer solchen Deutung gelangen. Die Daseinsanalyse geht aber nicht mit einer Theorie an das Menschsein heran, sondern betrachtet es „theoretisch“ vorurteilslos. Daß es aber zu einer Verschmelzung der Freßgier (des Hungers) mit der Liebesgier und der Angst vor dem Dickwerden mit einer Angst vor der Schwangerschaft zu kommen vermag, rührt wiederum daher, daß beide Begierden Spezialbegierden ein und derselben Begierde und beide Ängste Spezialängste ein und derselben Angst sind, der Angst vor dieser einen Welt; denn die eine Welt der Gruft ist es, nach der das Dasein hier auf alle Weise „giert“ und vor der es sich in allen möglichen Formen ängstigt. Es ist die Angst vor der Verwandlung der Welt des aufsteigenden Lebens (der Jugend und Schlankeheit) in die des absteigenden Lebens (des Alterns, der Unförmigkeit, des Verfalls), kurz die Angst vor der alchimie funeste de la tombe. Das sehen wir ja auch an der Gestalt des Mozart'schen Don Juan. Nicht von ungefähr steht diese musikalische Gestalt nicht im Zeichen des Lebens, sondern des Todes: auch die Liebesgier ist lebensfeindlich. Das kommt bekanntlich nirgends drastischer zum Ausdruck als in *Balzac's* *Peau de Chagrin*: La peau de chagrin, Sinnbild der Lebensdauer, schrumpft im selben Maße zusammen, als die Liebes- und Lebensgier sich „auslebt“.

Das Verhältnis von Daseinsanalyse und Psychoanalyse soll nun an Hand der Untersuchung des dritten Traumes (vgl. 53, S. 274) näher beleuchtet werden. Da aus psychotherapeutischen Gründen an eine Analyse der Träume unserer Kranken nicht gedacht werden konnte, uns also keine „Einfälle“ zu ihnen zur Verfügung stehen, sind wir auf den manifesten Trauminhalt, die psychoanalytische Traumerfahrung überhaupt und das Wissen, das unsere bisherige Daseinsanalyse zutage gefördert, angewiesen.

Der dritte Traum lautete:

1. „Sie ist auf der Reise nach Übersee durch eine Schiffs-luke ins Wasser gesprungen.
2. Der erste Geliebte (der Student) und der jetzige Mann haben Wiederbelebungsversuche gemacht.
3. Sie hat viele Pralinés gegessen und die Koffer gepackt.“

Zunächst fällt uns an diesem Traum auf, daß in ihm das „Element“ Wasser eine Rolle spielt (wie in dem zweiten Traum das Element Feuer).

Wasser und Feuer begegneten uns aber in dem Bericht nur selten, so vor allem in dem Gedicht „Küß mich tot“, in dem die Sonne wie eine Feuerkugel ins Meer sinkt und der finstere, kalte Meerkönig angerufen wird, er solle sie in heißer Liebesgier in seine Arme drücken und totküssen. Dieses Zusammentreffen von Feuer und Wasser, Ausdruck der Liebesgier, ist ein ganz vereinzelt Vorkommnis in unserm Bericht. Ellens Welt ist, wie wir sahen, eine Welt, in der nicht Feuer und Wasser, sondern Luft (— Licht) und Erde (— Dunkel) miteinander streiten. Wenn Feuer und Wasser (u. a.) Elemente der Reinigung und damit auch des Vergehens und Werdens sind, so sind Luft und Erde die Elemente des luftigen Werdens und der Versumpfung und Versteinerung<sup>1)</sup>, der Elevation und Depression, des Sich-vorweg-seins und des Schon-in-seins, der Weite und Enge. In diesen Daseinsrichtungen bewegt sich das Dasein im Falle Ellen West vorwiegend. Nun ist das Wasser aber, um uns auf dieses Element zu beschränken, und zwar gerade in Gestalt des Meeres oder des Sees, das Element der Tiefe<sup>2)</sup>. Es ist von großem Interesse, kann hier aber unmöglich näher untersucht werden, daß und warum dieses Element gerade im Traum so deutlich zur Geltung kommt. (Auffallenderweise sind die Selbstmordversuche Ellens auch keine Ertränkungsversuche, sondern Versuche, sich aus dem Fenster [auf die Erde] zu stürzen, sich [auf der Erde] überfahren zu lassen oder zu vergiften.) Die Daseinsanalyse steckt hier ja noch ganz in den Anfängen. Bemerken wir nur, daß die Tiefe, und zwar gerade die Tiefe des Wassers, innige Beziehungen hat zur Vergangenheit. „Pourrait-on vraiment décrire un passé sans des images de la profondeur?“ fragt *Bachelard* in seinem für die Daseinsanalyse so wichtigen Buch *L'eau et les rêves*<sup>3)</sup>. Er erklärt schließlich klipp und klar: „Le passé de notre âme est une eau profonde“<sup>4)</sup>. Dürfen wir Ellens Sturz ins Meer interpretieren als Eintauchen in die eigene Vergangenheit, so fällt damit ein helles Licht auf die „mütterliche“ Bedeutung des Wassers<sup>5)</sup> und die Fruchtbarkeitsbedeutung gerade des Meeres, von der *Michelet*<sup>6)</sup> sagt: „Telle est la mer. Elle est, ce semble, la grande femelle du globe, dont l'infatigable désir, la conception permanente, l'enfantement, ne finit jamais.“ In dieser Interpretation vereinigen sich Vergangenheit und Zukunft, Werden und Vergehen, Geborenwerden und Gebären. Interpretieren wir das Sichstürzen ins

<sup>1)</sup> Wir sprechen hier nur von der Erde als der „toten“ Erde!

<sup>2)</sup> Schon *Jung* (*Wandlungen und Symbole der Libido* I, Jahrbuch, Bleuler und Freud III, S. 190) zitiert *Seneca's* Bemerkung, daß mancher See heilig gehalten werde wegen seiner Tiefe.

<sup>3)</sup> *Libr. José Corti, Paris, 1942.*

<sup>4)</sup> Zum näheren Verständnis vgl. den ganzen Abschnitt III des vierten Kapitels: *Les eaux profondes. Die Beziehungen zwischen profondeur et „sentiment“* (Stimmung) hat schon *E. Minkowski* gesehen (*Vers une cosmologie. La triade psychologique* 57f.)

<sup>5)</sup> Vgl. wieder *Jung*, *Wandlungen und Symbole der Libido* II, a. a. O. IV.

<sup>6)</sup> *Histoire naturelle. La Mer. Calman-Lévy, S. 110.*

Meer als Versenkung in die Vergangenheit, so könnten wir die Wiederbelebungsversuche interpretieren als Ausdruck für das Zurückgeholtwerden in die Gegenwart „auf der Erde“. Ist die Träumerin einmal auf der Erde, so läßt sie sich auch wieder „auf die Beine stellen“. Ihr Verhältnis zu den Dingen ist wieder so klar und einfach, daß sie sogar wieder Pralinés essen kann und imstande ist, ihre Koffer zu packen, womit nun auch die Zukunft zum Worte kommt.

So etwa könnte man rein daseinsanalytisch an diesen Traum herangehen, im Gegensatz zu seiner individuell-lebensgeschichtlichen Interpretation und Analyse. Die Daseinsanalyse kann es nicht als ihre Aufgabe betrachten, einen Traum psychoanalytisch-lebensgeschichtlich zu deuten, ganz abgesehen davon, daß sie sich immer bewußt ist, daß sie es beim Traum nicht mit dem ganzen Menschen, sondern nur mit einer bestimmten Existenzweise, der Weise der selbstvergessenen Existenz, zu tun hat.

Daß die daseinsanalytische Interpretation aber den Kreis abstecken kann für das, was die Psychoanalyse aus dem Traum zu deuten vermag, wird ersichtlich, wenn wir sehen, wie die Psychoanalyse diesen Traum auffassen würde. Die psychoanalytischen Deutungen erweisen sich dann als spezielle (*Freud'sche*) Symboldeutungen auf dem Boden daseinsanalytischen Verständnisses.

Gehen wir nun also zur lebensgeschichtlichen Interpretation über. Sowohl die diesem Traum vorausgehenden beiden Träume als der auf ihn folgende, geben durchweg in unverhüllter Weise dem Todeswunsch Ausdruck. So auch dieser Traum. Ob wir ihn vorwärts oder rückwärts lesen, immer beginnt und endigt er mit dem Todeswunsch; denn auch das Kofferpacken (Abreisen) enthält auf Grund psychoanalytischer Erfahrung einen Sterbenswunsch. Doch damit wird sich kein Psychoanalytiker begnügen. Er wird sofort erklären, daß der erste Satz:

1. Sie ist auf der Reise nach Übersee durch eine Schiffs Luke ins Wasser gesprungen, eines der bekanntesten Geburts- und Wiedergeburtssymbole darstellt (Schiff = Mutterleib), das letztere insofern, als „im Unbewußten“ die Phantasie der Geburt eines eigenen Kindes immer mit derjenigen der (Wieder-) Geburt aus der eigenen Mutter einhergeht<sup>1</sup>).

2. Der erste Geliebte (der Student) und der jetzige Mann haben Wiederbelebungsversuche gemacht. Es handelt sich um die beiden Männer, die in Ellen Wests Leben die größte Rolle gespielt haben, der eine (Blonde, Weiche) als Vertreter des „höheren geistigen und arischen Typus“, der andere als Vertreter der praktisch-nüchternen Welt und der

<sup>1</sup> Vgl. hierzu auch meine „Absatzanalyse“ (Analyse einer hysterischen Phobie) im 3. Bd. des Jahrbuchs von Bleuler und Freud.

„Natürlichkeit“. Dem ersten stand Ellen als Geliebte, dem zweiten als Gattin gegenüber. Wiederbelebungsversuche, das Vom-Tode-auferwecken, sind wiederum ein bekanntes „Symbol“, nämlich Befruchtungssymbol. Von beiden Männern möchte die Träumerin ein Kind haben.

3. Sie hat Pralinés gegessen und die Koffer gepackt. Das Kofferpacken ist nicht nur ein Todes-, sondern auch ein Schwangerschafts symbol (Koffer = Leib). Es gehört in das Gebiet der Oralität und Analität, des Ausfüllens eines leeren Behälters. Und hier begegnen wir nun tatsächlich dem Essen von Pralinés. Zur oral-analen Schwangerschafts- und Geburtsphantasie gehört tatsächlich die Vorstellung, daß man durch Essen Kinder bekommt (befruchtet wird). Es ist durchaus möglich, daß Ellen West in früher Kindheit sich eine solche Sexualtheorie gebildet hat. Auf Grund dieser infantilen Theorie, aber nur auf deren Grund, könnte man tatsächlich sagen, Essen bedeute Befruchtetwerden. Wir hätten demnach im dritten Satz des manifesten Trauminhalts einen Abkömmling der ältesten früh-infantilen Schicht der Lebensgeschichte vor uns, während der zweite Satz schon das Wissen um die Beteiligung des Mannes bei der Befruchtung voraussetzte, also einer „neueren Schicht“ entstammte. Dazu kommt aber noch, daß Süßigkeiten oder Bonbons nach *Freud*<sup>1)</sup> „im Traum regelmäßig Liebkosungen, sexuelle Bedürfnisse“ vertreten. Infolgedessen haben wir den ganzen Traum, wie es so oft der Fall ist, rückwärts zu lesen. Dann lautet seine Übersetzung folgendermaßen:

Sie ißt Pralinés, um ihr sexuelles Bedürfnis zu stillen und um ein Kind zu bekommen. Sie verwirft diese Methode, da sie jetzt weiß, daß dazu ein Mann nötig ist. Sie schwankt zwischen dem Studenten und ihrem eigenen Mann. Das Kind wird geboren; zugleich wird sie selbst wiedergeboren.

Wir glauben nicht, uns in dieser Deutung von der *Freud*'schen Methode der Traumdeutung entfernt zu haben. Ist es doch eine der wichtigsten Einsichten *Freud*'s, daß wir die parataktisch aneinandergereihten Sätze des manifesten Trauminhalts in einen logischen Begründungszusammenhang „zurückzuübersetzen“ haben. Genau so verfahren wir ja auch mit dem der Traumsprache in vieler Hinsicht gleichenden, logisch nivellierenden, parataktischen Stil des ideenflüchtigen Denkens. Hinsichtlich beider Sprachstile bleibt natürlich die Frage noch offen, mit welchem Recht wir diese Methode der Zurückübersetzung anwenden, anders ausgedrückt, inwieweit wir die in lose aneinander gereihten Sätzen oder Worten zutage tretenden „Gedankenkeime“ wirklich gedachten Gedanken und Wünschen gleichsetzen. Doch davon später.

<sup>1)</sup> Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. Ges. Schriften VIII, 551.

Bis jetzt haben wir den Schiffslukentraum lediglich auf das Befruchtungs-, Schwangerschafts- und Geburtsmotiv hin analysiert. Wir müssen ihn aber auch noch auf das Todesmotiv hin betrachten, das sowohl im manifesten Trauminhalt als im Symbol des Kofferpackens (Abreise) zutage tritt.

Auch hier ist der zweite Satz des Traums der Angelpunkt, gleichgültig, ob wir den Traum vorwärts oder rückwärts lesen. Zunächst besteht kein Zweifel, daß wir auch den manifesten Inhalt des ersten Satzes ernst nehmen und, wie bei den übrigen Träumen, von einem Todeswunsch und seiner Erfüllung sprechen müssen. Erinnern wir uns nun des von *Freud* erkannten Darstellungsmittels des Traumes, das er unter der Rubrik „Umgekehrt ins Gegenteil“ beschreibt: Wenn wir sehen, daß sowohl der erste als der dritte Satz des Traumes das Todesmotiv enthalten, so wäre es merkwürdig, wenn gerade der mittlere Satz nur vom Leben spräche und nicht „umgekehrt, im Gegenteil“ auch vom Tode. Wollen wir von diesem Deutungsmittel Gebrauch machen, so müssen wir in den Wiederbelebungsversuchen den Wunsch nach Mithilfe beim Sterben erkennen, den Ellen ja auch im Wachen dem Mann gegenüber wiederholt geäußert hat. Damit würde der Traum, vorwärts gelesen, auch so zu deuten sein:

Ich habe den Wunsch, zu sterben, der Student oder mein Mann sollen mir dabei helfen; wenn sie das tun, kann ich nochmals harmlos Pralinés essen und meine Koffer („für das Jenseits“) packen.

Würden wir hingegen dem manifesten Inhalt der beiden ersten Sätze folgen, sie also so verstehen, wie es ihrem tatsächlichen Inhalt entspricht, so müßten wir uns mit folgender „oberflächlicher“ Deutung begnügen: Jetzt bin ich wieder am Leben und kann ruhig Pralinés essen und Reisen machen.

Was sagt nun die Daseinsanalyse zu all dem?

Da wir die fundamentalen Unterschiede zwischen Daseinsanalyse und Psychoanalyse schon eingangs dieses Abschnitts erörtert haben, können wir uns hier auf Einzelthemata beschränken. Wenn es auch nicht in ihrer Kompetenz und ihrem Aufgabenkreis liegt, einen Traum zu deuten, wird die Daseinsanalyse doch mit Interesse davon Kenntnis nehmen, daß die psychoanalytische Deutung eine so enge Verschlingung des Geburts- und Schwangerschaftsmotivs mit dem Todesmotiv in ein und demselben Traum aufgedeckt hat. Sie wird diese Motivverschlingung durchaus in ihre eigene Analyse aufnehmen können, derart, daß sie sie als Teilerscheinung des die ganze Lebensgeschichte durchziehenden Gegensatzes von auf- und absteigendem Leben betrachten wird. Hinsichtlich des Vorliegens einer Wiedergeburtphantasie und des Versuchs einer Verquickung derselben mit

den Selbstmordtendenzen wird sie hingegen geltend machen, daß ihr zwar auch aus den wachen Äußerungen Ellen Wests Wiedergeburtswünsche bekannt sind („Schaff' mich noch einmal, Schicksal, doch schaff' mich anders“), daß ihr aber die Deutung „aus dem Unbewußten“ zu einseitig und nicht dem ganzen Dasein gerecht werdend erscheine, das immer im Auge zu behalten ihre eigentliche Aufgabe sei. Die Psychoanalyse stütze ihre Deutung „einseitig“ auf die Triebhaftigkeit, den existenziellen Faktor völlig vernachlässigend, der darin zu erblicken sei, daß Ellen West verzweifelt sie selbst und doch anders als sie selbst sein möchte, und daß diese Verzweiflung sie in den Tod treibt. Ein nicht dieser Art verzweifelt Dasein hätte sich auch mit der Freßgier auf irgendeine Art „abgefunden“. An Stelle der Verzweiflung hätten wir es dann entweder mit einer heroisch-philosophischen Unterwerfung unter das „Schicksal“ oder mit einer religiösen Unterwerfung unter „den Willen Gottes“ zu tun gehabt oder aber mit einem Verzicht auf jedes „geistige“ Dasein und der Abfindung mit einer stumpfen, tierischen Daseinsweise. Weder für die eine, noch für die andere Alternative war Ellen West geschaffen.

Was zum Schluß die psychoanalytische Gleichung Essen = Befruchtet — Schwanger — werden betrifft, so nimmt die Daseinsanalyse ebenfalls mit Interesse davon Kenntnis, daß hier eine Motivverschlingung zwischen dem Motiv des Essens und dem der Befruchtung vorliegen soll. Nachdem sie aber nachgewiesen hat, daß die Eßgier sich zwanglos in die Reduktion der Welt auf das Loch und das Bedürfnis zur Ausfüllung des Loches einordnen läßt, daß sie nur ein Zug in diesem „leeren“ Modus des In-der-Welt-seins ist, kann sie nicht zugeben, daß es zum Verständnis der Eßgier noch einer „hinter ihr sich verbergenden“ Liebesgier bedarf. Sie erinnert sich zwar, daß Ellen Wests Liebesleben ebenfalls Züge von Maßlosigkeit und ein „Bedürfnis nach Liebkosungen“ aufweist, findet aber keinerlei Anzeichen dafür, daß hier besonders starke „Verdrängungen“ vorliegen. Aber selbst dann, wenn von einer Liebesgier die Rede sein soll, muß die Daseinsanalyse nochmals erklären, daß beide Begierden, und zwar auf Grund ihrer beiderseitigen Beziehungen zur unterirdischen oder Gruftwelt, zwar eine Verbindung oder Verschmelzung einzugehen vermögen, daß aber damit durchaus nicht gesagt ist, daß die eine Begierde nur der symbolische Ersatz für die andere sei, m. a. W., daß die Eßgier Liebesgier bedeute! Insofern kann sie auch nicht zugeben, daß die Angst vor dem Dickwerden die Angst vor der Schwangerschaft bedeute. Die Daseinsanalyse vermag auch der infantilen Sexualtheorie, laut welcher Befruchtung durch Essen eintritt, falls sie wirklich nachweisbar wäre, keine derart überragende Bedeutung für das ganze Dasein im Falle Ellen West einzuräumen. Beide Behauptungen, die von der symbolischen Bedeutung wie die von der

überragenden Bedeutung der infantilen Sexualtheorie, sind ja nur möglich, wo die Libido als der Grundzug und Motor des Daseins hypothetisch angenommen wird. Die Daseinsanalyse läßt sich aber nicht auf Hypothesen ein. Wir leugnen keineswegs, daß es Daseinsgestalten gibt, in denen das Dasein derart eingeengt oder endlich „fixiert“<sup>1)</sup> ist („Neurosen“), daß ihre Daseinsweise nur noch aus der „Fixierung“ infantiler Wünsche und Strebungen zu verstehen ist. Was vom Verständnis dieser Daseinsgestalten gilt, gilt aber nicht im Hinblick auf das Verständnis des Menschseins überhaupt und auf den Fall Ellen West im besonderen.

Mit all dem haben wir uns nun der Frage genähert, welche Stellung die Daseinsanalyse der *Freud'schen* Konzeption des Unbewußten gegenüber einnimmt. Schon oben (S. 340) haben wir die Frage aufgeworfen, mit welchem Recht man die Methode der Rückübersetzung des manifesten Trauminhalts in latente Traumgedanken anwenden kann. Folgt man dieser Methode, so konstruiert man „hinter“ der bewußten Persönlichkeit eine „unbewußte“ zweite Person, was daseinsanalytisch sicherlich nicht erlaubt ist; denn wenn die Individualität ist, was ihre Welt als die ihre ist, und wenn die Welt erst in der Sprache befestigt, m. a. W. überhaupt Welt ist, so können wir da, wo die Sprache noch gar nicht Sprache, nämlich Kundgabe und sinnvoller Ausdruck ist, nicht von Individualität sprechen. *Freud* sprach daher hinsichtlich des Unbewußten zunächst auch nicht von einem Ich, sondern von einem Es, jedoch hat er der populären Auffassung des Unbewußten als einem zweiten Ich oder einer zweiten Person später Vorschub geleistet durch die Behauptung, daß auch „Teile vom Ich und Über-Ich“ als unbewußt erkannt werden müssen.

Nach all dem wird die Daseinsanalyse erklären, daß das Unbewußte im strengen psychoanalytischen Sinne (also nicht im Sinne des Nichtbeachtet- oder Vergessenhabens) zwar auf ein Sein zielen mag, aber keineswegs auf ein Dasein. Denn dieses bedeutet ein Sein, das da ist und sein Da hat, das heißt, von ihm weiß und sich zu ihm verhält. Dieses Da ist seine Erschlossenheit, seine Welt. Das Unbewußte aber hat, wie gesagt, keine Welt, ihm ist Welt nicht erschlossen, ja nicht einmal — wie im manifesten Traum — „vorgegaukelt“, und es versteht sich nicht aus seiner Welt. Ein (unbewußtes) Es ist nicht in der Welt im Sinne des Daseins, denn In-der-Welt-sein heißt immer, als Ich-selbst, Er-selbst, (plurales) Wir-selbst oder anonymes Man-selbst in der Welt sein; und erst recht weiß das Es nichts von Heimat, wie es vom dualen Wir, dem Ich und Du gilt. Das Es ist eine das Dasein vergegenständlichende wissenschaftliche Konstruktion, ein „Triebreservoir“.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Daseinsanalyse sich nicht

<sup>1)</sup> Vgl. zu diesem Ausdruck *Kierkegaard* (Philos. Brocken I, 2).

auch für das Wünschen, Phantasieren, Träumen interessiert. Von diesem Interesse legt ja schon diese Studie Zeugnis ab. Worauf es ihr aber in letzter Linie ankommt, das ist der jeweilige Weltentwurf, das Sein in ihm und das ihm entsprechende Selbstsein. Was den Traum betrifft, so haben wir selbst schon wiederholt diese Frage berührt und sie dahin beantwortet, daß das träumende In-der-Welt-sein zu verstehen ist als Befangenheit in der Eigenwelt<sup>1)</sup>, als leibliches Existieren<sup>2)</sup>, als Existieren im Sinne der Selbstvergessenheit<sup>3)</sup> und vor allem im Sinne des ideenflüchtigen Optimismus<sup>4)</sup>.

Wenn wir einerseits gezeigt haben, wie sich Daseinsanalyse und Psychoanalyse im Verständnis einer Daseinsgestalt in die Hände zu arbeiten vermögen, so müssen wir andererseits immer wieder an die Kluft erinnern, die zwischen beiden so heterogenen wissenschaftlichen Bestrebungen liegt, der phänomenologischen, die sich in den phänomenalen Gehalt jedes sprachlichen Ausdrucks, jeder Handlungsweise, jedes Verhaltens einlebt, und ihn diesseits der Scheidung von Leib, Seele und Geist und von Bewußt und Unbewußt aus Grundweisen menschlichen Daseins zu verstehen sucht, und der vergegenständlichenden naturwissenschaftlichen, die die Phänomene hinter den „hypothetisch angenommenen Strebungen“ zurücktreten läßt, wie *Freud* selbst sagt, den sprachlichen Gehalt nicht im Hinblick auf den in ihm zutage tretenden Weltentwurf, sondern im Hinblick auf jene Strebungen oder „natürliche“ Triebe untersucht und so das Menschsein auf die gedankliche Ebene des Seins der „Natur“ projiziert. Dabei kommt hier das ich- und wir-fremde, außerpersönliche, namenlose Es<sup>5)</sup>, das rettungslose Preisgebensein an eine vis maior, der der Mensch ohne Möglichkeit eigentlicher Gegenwirkung gegenübersteht, zu so überragender Bedeutung. Zwar geht natürlich auch die Daseinsanalyse, wie immer wieder betont, davon aus, daß das Dasein seinen Grund nicht selbst gelegt hat, hingegen weiß sie von einer Freiheit zum Grunde, einer Freiheit im Sinne der Selbstverantwortung (*Plato* bis *Nietzsche*), im Sinne des freien Verhaltens des Menschen selbst gegenüber seinem „Charakter“ (*Le Senne*), und weiß sie von der Gnade der freien Begegnung von Ich und Du in der Liebe. Wie immer man diese Freiheit metaphysisch oder religiös verstehen will, die Daseinsanalyse hält sich an die Tatsache, daß das Menschsein nicht nur ein Seinmüssen, sondern auch ein Seinkönnen und Seindürfen, ein Geborgensein im Sein als Ganzem ist. Insofern hält sie sich nicht nur an die ätherische Welt der Wünsche und Phantasien und ihren „Unterbau“, die Gruftwelt der Begierden, sondern auch an das

<sup>1)</sup> Traum und Existenz, Schw. Rdsch., 1930.

<sup>2)</sup> Über Psychotherapie, Der Nervenarzt, H. 9, 1935.

<sup>3)</sup> Ebd. u. Grundformen 474f.

<sup>4)</sup> Über Ideenflucht 65 ff., 165 ff., 169 ff.

<sup>5)</sup> Vgl. *Hermann Ammann*, Zum deutschen Impersonale. Husserlfestschrift 1929, S. 15 f.

eigentliche Ich-selbst und das ewige Wir, an Existenz und Liebe, an das Können und Dürfen und somit an das Sein in Wahrheit, Schönheit und Güte. Da *Freud* sein Menschenbild von der Neurose hergenommen, sein eigenes, vorbildliches Sein dabei völlig außer acht lassend, mußte sich sein Blick, ohnedies der Blick des Naturforschers, notwendigerweise auf das unausweichliche Seinmüssen richten. Da aber auch der Neurotiker nicht nur Neurotiker und der Mensch überhaupt nicht nur ein Gezwungener ist, handelt es sich hier um eine einseitige Verzerrung des Menschenbildes im Rahmen einer wissenschaftlichen Theorie vom Menschen. Daher auch die Psychoanalyse nur „Menschenkunde“ werden kann im Lichte der gesamten Daseinskunde oder Anthropologie.

#### D. Psychopathologisch-klinische Analyse.

Bevor wir uns den rein klinischen Problemen zuwenden, die unser Fall aufwirft, wollen wir noch einmal das Ergebnis der daseinsanalytischen Interpretation kurz zusammenfassen. Kommt es uns in dieser Studie doch nicht nur darauf an, einen kasuistischen Beitrag zur Lehre von der Schizophrenie zu liefern, sondern an Hand dieses Falles zu zeigen, wie vielgestaltig, ja disparat die Gesichtspunkte und Methoden sind, von denen aus und mit denen der geisteskranke Mensch ins Auge gefaßt und wissenschaftlich untersucht werden kann und muß.

Die daseinsanalytische Erfassung unseres Falles gipfelte in der Feststellung, daß wir es mit einer Daseinsgestalt zu tun haben, deren Welt immer mehr die Form der Leere oder des Loches annimmt und deren gesamte Daseinsform nur beschrieben werden kann als ein Leer- oder Lochsein. Und zwar gehört es zum Wesen des Daseins als Lochsein, daß es sowohl als Leere, wie als enges Begrenzt- und Bedrücktsein oder Gefangensein, wie auch als Sehnsucht nach Freiheit erlebt werden kann, um schließlich auch in einer besonderen Weise des Selbst in Erscheinung zu treten. Dies gilt gleicherweise für alle Weltregionen, die sich das Dasein erschließt, für die Umwelt wie für die Mitwelt, wie für die Eigenwelt. Leere, Schranke, Druck und Sehnsucht nach Befreiung von all dem finden wir gleichermaßen in allen diesen Weltregionen, und nur wer sie in allen zu sehen und zu würdigen vermag, vermag sie auch auf dem Gebiet der Leibwelt richtig zu sehen und zu würdigen. Versuchen wir also, die einzelnen Züge und Erscheinungsformen dieses Modus' des In-der-Welt-seins innerhalb der verschiedenen Weltregionen nochmals zusammenzufassen, ohne sie aber irgendwie erschöpfend darstellen zu wollen, so gehen wir wieder am besten aus von der landschaftlichen Welt: Das Begrenzt- und Bedrücktsein zeigte sich hier als Verdüsterung, Dunkel, Nacht, Kälte, Ebbe, die Grenzen

oder Schranken als feuchte Nebelwände oder Wolken, die Leere als Unheimlichkeit, die Sehnsucht nach Freiheit (aus dem Loch) als Aufsteigen in die Lüfte, das Selbst als verstummerter Vogel. Innerhalb der Welt der Vegetation zeigte sich das Begrenzt- und Bedrücktsein als Verkümmern, die Schranken als Stickluft, die Leere als Unkraut, die Sehnsucht nach Freiheit als Wachstumsdrang, das Selbst als verdorrte Pflanze. Innerhalb der Dingwelt fanden wir das Begrenztsein als Loch, Keller, Gruft, die Schranken als Wände, Mauern, Fesseln, Netz, die Sehnsucht nach Freiheit als Gefäß der Fruchtbarkeit, das Selbst als weggeworfene Schale; innerhalb der Tierwelt das Begrenztsein als Eingelochtsein, die Schranken als Erde oder schwarze Nacht, das Selbst als überhaupt keiner Sehnsucht nach Freiheit mehr fähigen Wurm, die Leere als bloßes Vegetieren; innerhalb der Mitwelt das Begrenztsein als Unterdrückt-, Bedrückt-, Beeinträchtigt- und Verfolgtsein, die Leere als Friedlosigkeit, Gleichgültigkeit, freudlose Ergebenheit, Zurückgezogenheit, Einsamkeit, die Schranken als Fesseln oder Nattern des Alltags oder Stickluft, das Loch selbst als die kleine Welt (des Alltags), die Sehnsucht nach Freiheit als Unabhängigkeitsdrang, Trotz, Auflehnung, Revolte, das Selbst als Revolutionärin, Nihilistin, später als feige Konzessionistin. Innerhalb der Eigenwelt als Gedankenwelt fanden wir das Begrenztsein als Feigheit, Nachsichtigkeit, Aufgeben der hochfliegenden Pläne, die Schranken als von allen Seiten einschließende und eindringende, anklagende, höhrende Geister oder Gespenster, die Leere als Beherrschtsein von einer einzigen Idee, ja als Nichts, das Selbst als banger Erdenwurm, eingefrorenes Herz, die Sehnsucht nach Freiheit als Verzweiflung. Innerhalb der Eigenwelt als Leibwelt endlich fanden wir das Begrenzt- oder Bedrücktsein als Dicksein, die Schranken oder Wände als die Fettschicht, wogegen das Dasein, wie gegen Mauern, mit Fäusten schlägt, die Leere als Dumpf-, Dumm-, Alt- und Häßlich-, ja Totsein, die Sehnsucht nach Freiheit als Dünneinwollen, das Selbst als bloßen Schlauch zur materiellen Ausfüllung und Wiederentleerung.

Aus all dem wird ersichtlich, daß die Umgangssprache mit dem Ausdruck Umnachtung zwar einen sehr wesentlichen „kosmologischen“ Zug aus dem Gesamtphänomen, das uns hier beschäftigt, herausgreift, daß wir aber mit demselben Recht von Verdüsterung, Verunheimlichung, Umwölkung, Erkaltung, Versumpfung, Verwüstung, von Einengung, Umzingelung, Umstrickung, Umschlingung, Umfangung, Vergewaltigung, Gepacktwerden, Angefallenwerden, Fesselung, Ummauerung, Bedrückung, Erstickung, Vergrabung, Verlochung, Entleerung, von Einkerkering, Isolierung, Gefangenschaft und Knechtung sprechen könnten. All diese Ausdrücke und noch viele andere greifen ebenfalls bestimmte kosmologische, sowie um-, mit- und eigenweltliche Züge aus dem Gesamtphänomen der-

jenigen existenziellen Umwandlung heraus, die wir populär als Umnachtung bezeichnen, psychiatrisch aber mit dem Ausdruck Psychose belegen. Bezeichnenderweise fehlt in unserem Fall der aus „dem Raum“ genommene Ausdruck „verrückt“. Der Raum-Zeit-Sphäre gehört der Ausdruck Stillstand (der Entwicklung) an. Rein zeitliche Bestimmungen fehlen ebenfalls. Aus der Dingsphäre stammen Ausdrücke wie zerfallen, aus dem der Vegetation Ausdrücke wie Absterben, Verdorren, Verkümmern, Modern, aus dem Tier-, Menschen- und Geisterreich alle die Ausdrücke für die Umstrickung und Umschlingung, Isolierung, ferner die Ausdrücke Verhöhnung, Verfluchung, Anklage, Beobachtung, Vergiftung usw. Der Leibsphäre entnommen sind die Ausdrücke dick- und häßlich werden, einfrieren, der seelischen Sphäre dumpf-, dumm-, feigewerden, nachgeben, unterliegen, sich grauen, sich nicht weiterentwickeln, bloßer Schauplatz sein, vergeblich kämpfen, Höllenqualen erleiden, wie eine Leiche herumgehen usw. Das „Weltbild“ als solches wird verzerrt und zur Grimasse.

Lassen wir dieses Ergebnis der Daseinsanalyse an unserem Auge vorüberziehen, so wird ohne weiteres ersichtlich, wie radikal der Reduktionsprozeß ist, dessen sich die naturwissenschaftlich-klinische Methode bedienen muß, um an Stelle des Gesamtphänomens einer solchen existenziellen Umwandlung von einem Krankheitsprozeß sprechen und denselben auf den „Organismus“ und den Bau und die Funktionsweisen des Gehirns projizieren zu können. Da wir diesen psychopathologisch-klinischen Reduktionsprozeß schon in den Studien über Ideenflucht (vgl. die Zusammenfassung) skizziert und seitdem näher beleuchtet haben, fassen wir uns hier kurz.

Wie die Daseinsanalyse und die Psychoanalyse, ist auch die psychopathologisch-klinische Analyse auf die Lebensgeschichte angewiesen. Schon durch diesen „narrativen“ Zug unterscheidet sich, wie schon *Bieganski*<sup>1)</sup> klar erkannt hat, nicht nur die Psychiatrie, sondern die Medizin überhaupt, von allen anderen Naturwissenschaften. Während aber die Daseinsanalyse sich in Sinn und Gehalt der sprachlichen und sonstigen Ausdrucksphänomene einlebt und aus ihnen die Welt und das In-der-Weltsein als geschichtliches interpretiert, das Menschsein also so versteht, wie es sich in jenen Phänomenen von ihm selbst her zeigt, verwandelt schon die Psychoanalyse die Zeitigung in Chronologie (in eine Abfolge von Lebensdaten „in der Zeit“), das Dasein in einen vorhandenen Gegenstand, die existenzielle Umwandlung in einen genetischen Entwicklungsprozeß, die lebensgeschichtlichen Phänomene in Symptome für bestimmte „Triebchicksale“ usw. Dem gegenüber wird für die klinische Analyse die Lebensgeschichte zur Krankheitsgeschichte, werden die sprachlichen und

1) Medizin. Logik. Deutsch v. Fabian — Würzburg, 1909, S. 46.

sonstigen Ausdrucksphänomene zu Merkmalen oder Symptomen für etwas, das sich gerade nicht in ihnen zeigt, sondern sich hinter ihnen verbirgt, für die Krankheit nämlich, und tritt an Stelle der phänomenologischen Interpretation die Diagnose, die genaue naturwissenschaftliche Untersuchung und Sammlung der Krankheitssymptome und ihre Einreihung in bereits bekannte Symptom-Arten und Gattungen. Wo wir aber von Diagnose sprechen, da sprechen wir (was hier nicht näher ausgeführt werden kann) vom Organismus, in der Psychiatrie nicht anders als in der übrigen Medizin. Diagnostische Urteile sind biologische Werturteile. Was für die Daseinsanalyse etwa Entleerung der Existenz bis zum bloßen Lochsein bedeutet, ist für die klinische Analyse Symptom eines Krankheitsprozesses im Organismus, einer „Gefährdung“ und „Störung“ seiner Leistung. Nicht anders als das System der Pathologie „innerer Krankheiten“ baut sich das System der psychiatrischen Pathologie auf auf diesem Grundgedanken. Wer also eine psychiatrische Diagnose stellt, weiß nicht nur um diesen Grundgedanken, sondern ist mit dem ganzen Erfahrungssystem vertraut, das sich auf ihm und um ihn aufgebaut hat. Wie der Botaniker und Zoologe das Pflanzen- oder Tiersystem kennen muß, wenn er eine Pflanze oder ein Tier bestimmen will, so muß man die Arten, Gattungen und Klassen des psychiatrischen Systems kennen, um den individuellen Krankheitsfall an Hand der an ihm festgestellten Symptome mit anderen Fällen vergleichen und auf Grund solchen Vergleichens richtig einordnen, d. h. „klassifizieren“ zu können.

Bevor wir uns diesem Geschäft zuwenden, noch ein Wort über die Psychopathologie und ihr Verhältnis zur Daseinsanalyse. Wie die Schulpsychologie, so steht auch die Psychopathologie der Daseinsanalyse insofern diametral gegenüber, als beide die Existenz vergegenständlichen und zu einem unpersönlichen vorhandenen Etwas, genannt Psyche, machen. Damit verfehlen aber beide von Anfang an den Logos der Psyche im Ursinne dieses Wortes vollständig. An Stelle des Erlebnisses des Nacheinander, um nur ein Moment herauszugreifen, setzen sie ein Nacheinander von Erlebnissen (Ereignissen, Vorgängen, Funktionen, Mechanismen) in der Seele oder im Bewußtsein. Damit wird „die Seele“ oder „das Bewußtsein“ zu einem zweiten, neben oder mit dem leiblichen Organismus bestehenden, seelischen Organismus oder gar seelischen Apparat. Wie wir gerade aus der Darstellung des Falles Ellen West sehen, handelt es sich hier um eine ungeheure Vereinfachung, Umdeutung und Reduzierung des menschlichen Daseins auf die Kategorien der Naturwissenschaft. All dies nimmt die Psychopathologie aber in Kauf, um den „Anschluß“ an die Biologie zu finden, die wie gesagt allein den Begriff der Krankheit im medizinischen Sinne und die Möglichkeit einer medizinischen Diagnose und kausalen

Therapie verbürgt. Auf diese Weise gelangen wir in der Psychiatrie zu einer Verdoppelung des Organismus, was zur Folge hat, daß jetzt der aussichtslose und müßige Streit entspringt, ob der eine Organismus auf den andern wirkt, ob beide parallel nebeneinander herlaufen oder „im Grunde“ identisch sind. All das sind Scheinprobleme, entsprungen der reinen wissenschaftlichen Theorie. Haben wir dieselbe philosophisch durchschaut, so fallen diese Probleme dahin. Statt ihrer taucht dafür das Problem der Intentionalität oder Mundanisierung (*Husserl*) auf und hinter ihm das des Daseins oder In-der-Welt-seins: Das phänomenologische Problem der Subjektivität vertieft sich zum ontologischen Problem der Existenz. — Nach diesen kurzen Andeutungen — um mehr konnte es sich nicht handeln — der Sachlage, aus der heraus das Sein und Nichtsein im Begriff der Psychopathologie verstanden werden muß, wenden wir uns der psychopathologisch-klinischen Aufgabe zu, die schon so lange auf ihre Erledigung harret. An Stelle der historischen und der Daseinsgestalt Ellen West beschäftigen wir uns jetzt erst mit dem Fall Ellen West.

### 1. *Janet's Fall Nadia* und der Fall Ellen West.

Während wir eine ausgesprochene Abneigung gegen das Dickwerden und mannigfache Praktiken, um sich dünn zu erhalten, vielfach bei jungen Mädchen und Frauen finden — sei es aus Eitelkeit, sei es nach Liebesenttäuschungen —, ist eine so ausgesprochene Angst vor dem Dickwerden, wie wir sie in unserm Falle finden, nicht häufig. Aus der Literatur ist mir nur ein ähnlicher Fall bekannt, *Janet's Fall Nadia*<sup>1)</sup>. *Janet* beschreibt ihn unter der rein deskriptiven Rubrik der *obsession de la honte du corps*.

Die 27jährige ledige *Nadia*, die ihm vor 5 Jahren mit der Diagnose einer hysterischen Anorexie zugewiesen worden war, hatte sich eine mehr als bizarre Ernährungsweise ausgedacht (2 × leichte Bouillon, ein Eigelb, ein Teelöffel Essig und 1 Tasse sehr starken Tees mit Zitrone), bei deren Änderung sie der Familie fürchterliche Szenen machte. Das Motiv für diese Diät war die Furcht, dick zu werden (*la crainte d'engraisser*). *Janet* erkannte rasch, daß es sich keineswegs um eine Anorexie (*perte du sentiment de la faim*) handelte, sondern daß *Nadia* im Gegenteil für gewöhnlich Hunger, ja bisweilen einen so starken Hunger verspürt, daß sie gierig alles verschlingt, was sie findet (*dévorant gloutonnement tout ce qu'elle rencontre*). Bisweilen nimmt sie auch heimlich Biskuits zu sich. Nachher macht sie sich furchtbare Gewissensbisse, um es bei der nächsten Gelegenheit doch zu wiederholen. Sie gibt selbst zu, daß es ihr eine große Anstrengung verursache, sich des Essens zu enthalten, so daß sie sich wie eine Heldin vorkomme. Bisweilen denke sie ganze Stunden lang nur ans Essen, so großen Hunger habe sie; sie schlucke dabei den Speichel herunter, beiße in ihr Taschentuch, wälze sich auf der Erde. Sie sucht in Büchern nach Beschreibungen von Festessen, um in der Vorstellung daran teilzunehmen und sich über ihren Hunger hinwegzutäuschen. „*Le refus d'aliment*“, so urteilt *Janet*, „*n'est ici que la conséquence d'une idée, d'un délire*“. Diese Idee sei, oberflächlich betrachtet, die Furcht

<sup>1)</sup> *Obsessions et Psychasthénie*, S. 33 ff.

vor dem Dickwerden. Und zwar fürchtet sich Nadia, dick zu werden wie ihre Mutter. Sie will dünn und blaß sein, wie es ihrem Charakter entspräche. Sie befürchtet dauernd, ein aufgedunsenes Gesicht, starke Muskeln, ein besseres Aussehen zu bekommen. Man darf ihr nicht sagen, daß sie besser aussieht; eine solche Äußerung habe einmal einen ersten Rückfall bewirkt. Sie verlangt dauernd, daß man ihr ihre Magerkeit bestätigt. Daraus entwickelt sich ein für die Umgebung sehr lästiger, sich auf ihr Aussehen beziehender „Fragezwang“. — Soweit deckt sich die Symptomatologie dieses Falles weitgehend mit derjenigen des unsrigen, abgesehen vor allem davon, daß sich dort ein „Fragezwang“, hier ein „Denkzwang“ entwickelt. Dazu kommt, daß bei Nadia die Ablehnung des Dickseins im Hinblick auf die Mutter, bei Ellen der Wunsch, dünn zu sein, im Hinblick auf die ätherischen Freundinnen im Vordergrund steht. Psychoanalytisch gesprochen handelt es sich aber wohl in beiden Fällen nur um zwei verschiedene Aspekte der Verdrängung der Liebe zur Mutter und der „Wiederkehr“ der verdrängten Liebe, bei Nadia auf narzistischem, bei Ellen auf homoerotischem Weg.

Bei Nadias pensée obsédante handelt es sich nach *Janet* keineswegs um eine isolierte, unerklärliche fixe Idee, vielmehr gehöre sie zu einem komplexen Gedankensystem. Das Dicksein (*l'embonpoint*) falle nicht nur unter den Gesichtspunkt der Koketterie, denn sie wolle gar nicht hübsch sein; vielmehr habe es in den Augen der Kranken etwas Unmoralisches, „*cela me fait horreur*“. Wenn sie je dick würde, würde sie sich schämen, noch irgend jemandem vor Augen zu treten, sowohl daheim wie auf der Straße. Dabei scheint ihr nicht das Dicksein (*l'obésité*) als solches „honteuse“, sie liebe sogar (im Gegensatz zu unserer Patientin) Menschen, die sehr dick seien und fände, es stünde ihnen gut (hier zeigt sich die Ambivalenz des Mutterkomplexes!), nur in bezug auf sie selbst sei es „honteux et immoral“. Und zwar beziehe sich dieses Urteil nicht nur auf das Dicksein, sondern auf alles, was mit dem Essen zusammenhängt.

Wie bei unserer Patientin „fing es damit an“, daß sie allein essen mußte, gleichsam im verborgenen. Sie benimmt sich nach ihrem eigenen Urteil wie jemand, der öffentlich urinieren soll; wenn sie zuviel gegessen hat, wirft sie sich das wie etwas Indezentes vor. Sie hätte sich furchtbar geschämt, wenn man sie in flagranti beim Essen von Bonbons überrascht hätte. Als sie einmal in einer Anwandlung „de gourmandise ou de curiosité“ Schokolade gegessen hatte, entschuldigte sie sich deswegen in unzähligen Briefen bei *Janet*. Man darf sie beim Essen aber nicht nur nicht sehen, sondern auch nicht hören. Ihr Kauen, und nur das ihre, verursache ein besonders häßliches und beschämendes Geräusch. Sie wolle wohl das Essen herunterzuschlucken, man solle sich aber nicht einbilden, sie zum Kauen zwingen zu können.

Wie das letzte Symptom über die bei Ellen West zu konstatierende Symptomatologie hinausgeht, so auch die folgenden: Obwohl ganz hübsch und dünn, ist Nadia überzeugt, daß ihr Gesicht aufgedunsen, gerötet und voll Pickel sei. Wer diese Pickel nicht sehe, verstehe nichts davon; es gäbe auch Pickel zwischen der Haut und dem Fleisch!

Seit dem 4. Lebensjahr schämt sich Nadia ihrer Figur, weil man ihr gesagt habe, sie sei groß für ihr Alter. Seit dem 8. Jahr schämt sie sich ihrer Hände, die sie lang und lächerlich findet. Gegen das 11. Lebensjahr wehrte sie sich gegen kurze Röcke, weil sie glaubte, jedermann betrachte ihre Beine, die sie nun nicht mehr ausstehen konnte. Als man ihr lange Röcke erlaubte, schämte sie sich ihrer Füße, ihrer zu breiten Hüften, ihrer dicken Arme usw.

Das Auftreten der Periode, das Wachsen der Schamhaare und die Entwicklung der Brüste machte sie halb verrückt. Bis zum 20. Jahre bemühte sie sich, die Schamhaare auszuzerßen. Seit der Pubertät verschlimmerte sich der Gesamtzustand; die Verweigerung der üblichen Ernährung und des Essens mit anderen rührt von dieser Zeit her.

Mit allen Mitteln, in Kleidung und Frisur, sucht Nadia ihr Geschlecht zu verheimlichen (wie es auch bei Ellen bis zum 18. Lebensjahr der Fall war), um einen männlichen Eindruck zu machen. Sie tut alles, um wie ein junger Student auszu-

sehen. *Janet* glaubt jedoch, man dürfe hier nicht von Inversion sprechen, denn *Nadia* würde sich ebenso schämen, ein Junge zu sein; sie wolle ganz ohne Geschlecht sein, ja offenbar ohne Körper überhaupt, denn alle Teile des Körpers riefen dasselbe Gefühl (sentiment) hervor; die Nahrungsverweigerung sei nur eine ganz spezielle Manifestation dieses einen Gefühls.

In der Beantwortung der Frage nach der Idee, die alle diese appréciations determiniere, glaubt *Janet* dem Schamgefühl eine bedeutende Rolle einräumen zu müssen. *Nadia* habe sich von Kind an nicht vor ihren Eltern ausziehen können und bis zum 27. Jahr habe sie sich von keinem Arzt auskultieren lassen. Dazu käme aber ein vages Schuldgefühl, ein Selbstvorwurf in bezug auf ihre Gefräßigkeit und alle möglichen Laster (vices). (Ob frühkindliche Onanie im Spiele war, davon erfahren wir ebenso wenig wie in unserem Fall. In beiden Fällen drängt sich die Bejahung dieser Frage aus der psychoanalytischen Erfahrung heraus auf.)

Zu all dem kommt noch ein weiteres Motiv, das sich in ähnlicher Weise bei *Ellen West* findet: „Je ne voulais, dit-elle, ni grossir, ni grandir, ni ressembler à une femme, parce que j'aurais voulu toujours rester petite fille.“ Und zwar warum? „Parce que j'avais peur d'être moins aimée!“ Auch dieses Motiv mag bei *Ellen West*, von deren kindlichem Seelenleben wir ja bedauerlicherweise so wenig wissen, mitgespielt haben. Immerhin will *Ellen West* nicht Kind, sondern nur jung bleiben, eine Hebe, wie ihre ätherischen Freundinnen. Der eigentliche Grund aber, warum *Nadia* fürchtet, häßlich und lächerlich zu sein, ist nach *Janet* die Furcht, man mokiere sich über sie, habe sie nicht mehr gern und fände, sie sei anders als die andern. „Le désir d'être aimée“ und die Furcht, die so heiß ersehnte Liebe nicht zu verdienen, geselle sich sicherlich zu den Schuld- und Schamgefühlen (aux idées de fautes possibles et aux craintes de la pudeur), um die obsession de la honte du corps hervorzurufen. (Wir selbst würden sagen: Die Schuld- und Schamgefühle seien das Motiv der Furcht vor dem Liebesverlust und wahrscheinlich auch das Motiv der honte du corps). —

Soweit der Bericht *Janet's*. Als reine „Krankengeschichte“ ist er ein Bericht über die Krankheitssymptome und deren Aufeinanderfolge „in der Zeit“. Hier handelt es sich also nicht um eine anthropologische Interpretation des Gesamtphänomens des in Frage stehenden menschlichen Daseins und seiner Eigenart, sondern um ein bloßes Nehmen des betr. Menschen bei etwas, und zwar bei seinen schwachen Stellen<sup>1)</sup>. Als die schwachen Stellen erscheinen hier diejenigen Merkmale, an denen eine Abweichung vom normalen Verhalten zu erkennen ist. Das letztere aber wird als allgemein bekannt (wenn auch keineswegs als erkannt) vorausgesetzt. Und schließlich wird versucht, die Mannigfaltigkeit der Krankheitsmerkmale aus einem einzigen krankhaften Grundgefühl, der honte du corps, psychologisch zu erklären. Wo die Psychologie oder Psychopathologie aber von Gefühl spricht, diesem vagsten und vieldeutigsten aller psychologischen Ausdrücke überhaupt, da fängt für die Daseinsanalyse die wissenschaftliche Aufgabe erst an. Das Wort Gefühl bedeutet für sie jeweils nur den Horizont einer Problemstellung.

*Janet* bleibt stehen bei der Feststellung, daß im Falle *Nadia* alle Teile des Körpers dasselbe Gefühl der Scham, ja der Schande hervorrufen, daß es sich also um eine durchgängige honte du corps handle. Was aber,

<sup>1)</sup> Vgl. Grundformen 308 ff.

so müssen wir zu fragen beginnen, bedeutet eine solche honte du corps daseinsmäßig, wie ist sie existenziell zu verstehen? Nadia versteigt sich noch höher als Ellen, insofern sie nicht nur dünn, sondern körperlos sein, also sozusagen eine engelgleiche Existenz führen möchte<sup>1)</sup>. Auch sie steht nicht mit beiden Füßen fest auf der Erde, auch sie will der kreatürlichen Seite der Bestimmung des Menschen entrinnen, will weder ein Geschlecht haben, noch sich ernähren, noch überhaupt gesehen und gehört werden können. Das Letztere heißt nichts anderes, als daß sie sich der Mitwelt entziehen und eine rein solipsistische Existenz führen möchte. Ihre honte du corps ist nicht ein Sichschämen „wegen des Körpers“, sondern wegen des „Existierens als Körper“ oder, wie wir besser sagen, als Leib. Spricht man von einer honte du corps, so wird der Leib nicht in seiner Identitätseinheit von äußerlich wahrnehmbarem Körper (= Gegenstand) und Leibbewußtsein gesehen, sondern wie es bei Nadia selbst der Fall ist, nur als — vor den Augen der Leibwelt zu verbergender, hassenswerter, verabscheuungswürdiger — Gegenstand. Mein Leib ist aber nie nur Gegenstand, nur der äußeren Welt zugehörig, wie *Wernicke* meinte, sondern mein Leib, das bin ja immer auch ich. Will ich meinem Leib entrinnen, meinen Leib loswerden oder verbergen, so will ich immer auch mir entrinnen, „etwas von mir“ loswerden und „etwas von mir“ verbergen. Ich, als Engel, will etwas Teuflisches in mir oder will mich, als Teufel, loswerden und vor den andern verbergen. Wie immer dieses Sündenbewußtsein entstanden sein mag, durch frühkindliche Onanie oder Onanieersatz, durch aggressive Tendenzen gegen die Mutter, das spielt hier keine Rolle. Ist es doch gerade unsere Aufgabe, gegenüber der einseitigen Überbetonung der genetischen Entstehung und der alleinigen Erklärung aus ihr das Wesen oder Eidos, die Gestalt des jeweiligen In-der-Welt-seins ans Licht zu ziehen, ohne die die genetische Erklärung in der Luft hängt. Denn wenn wir alle „an denselben Komplexen“ leiden, so muß doch gezeigt werden, wie sich das Weltbild und das In-der-Welt-sein überhaupt verändern, wenn es zu so etwas wie einer Neurose oder Psychose kommt.

Um zum Fall Nadia zurückzukehren, so tritt hier nicht nur das Scham-, sondern auch das Schuldgefühl deutlicher zutage als im Fall Ellen West. Das besagt aber keineswegs, daß das letztere dort fehlt. Schon der sehr wahrscheinlich frühkindliche asketische Zug weist darauf hin. Abgesehen davon zeigen die Selbstvorwürfe wegen des Essens von Süßigkeiten auch bei Ellen West durchaus den Charakter von Gewissensvorwürfen, so sehr dieselben bei beiden Kranken „auf ein falsches Geleise“ geraten sind. Was

<sup>1)</sup> Es ist jedoch sehr lehrreich und für die innere Verwandtschaft beider Fälle bezeichnend, daß auch Ellen, wenn auch nur ein einziges Mal, das Dünnsein mit dem Körperlossein identifiziert. Vgl. 53, S. 265: „dieses Ideal von Dünnsein, Körperlossein“.

sich beide vorwerfen, und was beide vor der Mitwelt verbergen möchten, ist ihre Gier, als Ausdruck wiederum der leiblich-, „törischen“, kreatürlichen, „bösen“ Seite ihrer Existenz. Auch hier mögen frühkindliche christliche Vorstellungen (durch die Kinderfrau im Falle Ellen) mitspielen. Im allgemeinen ist Nadia bei aller Aggressivität doch die sensitivere, mitweltlich noch abhängigere, Ellen West die eigenmächtigere Natur. Das tritt auch darin zutage, daß es bei Nadia zu einem mitweltlich orientierten, nämlich zu einem „Fragezwang“ kommt, während Ellen Wests „Denkzwang“ ein rein eigenweltlich orientierter „Zwang“ ist. Abgesehen davon ist die Furcht, daß man sie weniger gern habe, wenn sie dick sei, bei Nadia mit klaren Worten ausgesprochen, während Ellen im Grunde sich selbst nicht mehr lieben kann, wenn sie dick ist.

Dazu kommt, daß Nadia, abgesehen von der Angst, aufzufallen und dem Verdacht, daß man sich über sie mokiere, auch Züge der hypochondrischen Form des „sensitiven Beziehungswahns“ *Kretschmer's* zeigt, man denke insbesondere an die m. E. schon durchaus wahnhaften, unkorrigierbaren hypochondrischen Vorstellungen hinsichtlich des Kauens, der Pickel und des Aufgedunsenseins, in welchen der mitweltliche Bezug eine noch größere Rolle zu spielen scheint als der eigenweltlich-leibliche.

Damit kommen wir zur Diagnose des Falles Nadia. Schon *E. Bleuler* und *Jung* glaubten bekanntlich, die Mehrzahl der Fälle *Janet's* als schizophoren ansprechen zu müssen. Desgleichen hat *M. Bleuler* noch kürzlich mit Recht erklärt<sup>1)</sup>: daß sich die verschiedenen Unterformen des sensitiven Beziehungswahns als einer psychoreaktiven Erkrankung nicht von den spätschizophrenen Krankheiten klar abgrenzen lassen. Auch wenn wir im Falle Nadia nicht von einer Spätschizophrenie sprechen können, so glaube ich doch, auch hier die Diagnose der Schizophrenie stellen zu müssen. Und zwar liegt es sehr nahe, auf Grund der Anamnese an einen bereits in der Kindheit aufgetretenen Schub zu denken, dem in der Pubertät ein zweiter Schub gefolgt sein mag. Schon *Kraepelin* hat bekanntlich darauf aufmerksam gemacht, daß infantile schizophrene Schübe viel häufiger vorzukommen scheinen als wir anzunehmen geneigt sind. Diese Annahme kann ich auf Grund meines eigenen Materials gerade an solchen „neuroseähnlich“ verlaufenden Fällen nur bestätigen. Auch im Falle Ellen West ist sie nicht ganz von der Hand zu weisen. Leider sagt uns *Janet* nichts über die Heredität.

Wenn wir es auch in diesem Abschnitt mit der diagnostischen Reduktion zu tun haben, müssen wir zum Schluß doch versuchen, den Fall Nadia gerade im Hinblick auf den Fall Ellen West auch daseinsanalytisch noch näher zu interpretieren, als es bereits geschah, wenigstens soweit das an Hand der krankhaften Symptome möglich ist.

<sup>1)</sup> Fortschritte d. Neur. u. Psych. 1943. H. 9, S. 272.

Der Hauptunterschied der Daseinsweisen in beiden Fällen wurde bereits betont: Im Fall Ellen West — wir reden hier nur von dem „Endzustand“ — geht das Dasein vorwiegend auf im Zu-sich-selbst-sein, dem Umgang mit sich selbst, oder im eigenweltlichen Daseinsbereich, im Falle Nadia hingegen vorwiegend im mitweltlichen Bereich, im Umgang des einen mit den andern<sup>1</sup>). (Wie sehr beide Seinsweisen im Grunde aber aufeinander angewiesen oder miteinander verschlungen sind, werden wir immer deutlicher sehen.) Ellen West fühlt sich zwar auch in einer „Glas-kugel“, von der Mitwelt „durch Glaswände getrennt“, aber sie leidet unter dieser Trennung. Trotzdem ist dieses Leiden für sie nicht das Hauptleiden, ihr Hauptleiden ist das Leiden an oder unter sich selbst, unter der „Selbstvergewaltigung“. Daher die Unentrinnbarkeit vor sich selbst, das Gefangen-sein, In-der-Schlinge-sein ihres Selbst, aus welcher Schlinge sie sich nur durch den Selbstmord zu befreien vermag. Daher ist hier auch nur wenig zu verspüren von Scham vor den andern. Zwar muß auch sie sich beim Essen von den andern absondern (verbergen), sie schämt sich aber in erster Linie vor sich selbst, kämpft dementsprechend ihr Schicksal auch allein durch und nimmt es selbst in die Hand, unbekümmert um die andern. Zwar müssen die andern auch ihr bestätigen, daß sie nicht dick ist, jedoch sind auch hierin nicht die andern die oberste Instanz, sondern sie selbst. Ihre „Gier“ erlebt sie in erster Linie als verwerflich vor sich selbst, ungleich weniger im Hinblick auf die andern. Die zunehmende Entleerung, Vererdung und Vergruftung des Daseins, das Lochsein, betrifft vorwiegend die Eigenwelt; die Entleerung des mitweltlichen Bereichs erscheint als die daseinsmäßige Folge hievon.

Ganz anders liegen die Dinge bei Nadia: Sie flieht die andern, möchte sich vor ihnen verbergen, und leidet darunter, daß sie es nicht so kann, wie sie möchte. Sie fürchtet, den andern aufzufallen, anders zu sein als sie, von ihnen weniger geliebt zu werden und schützt sich hiegegen durch unzählige „Praktiken“, während die Praktiken, die Ellen West anwendet, dem Schutze vor sich selbst dienen. Was uns bei Nadia als in extensiver und intensiver Hinsicht krankhaft gesteigertes „Scham- und Schandgefühl“ erscheint, ist eben jenes Sichverbergenwollen vor den andern. Nun dürfen wir aber die so mannigfaltigen Symptome des Sichschämens nicht als das Eigentliche oder Wesentliche betrachten, bedeuten sie doch nur die jeweiligen Merkmale, an denen wir erkennen, daß das Dasein hier sich vor den andern verbergen muß. Diese Merkmale sind gleichsam nur die Durchbruchstellen eines vom Fluch der Schande getroffenen Daseins. Wir können auch diese Daseinsform wiederum doch nur verstehen, wenn wir sehen, daß auch Nadia selbst sich als verdammenswert, verworfen, widerwärtig, ja

1) Vgl. Grundformen, II. u. III. Kap. des Ersten Teils.

ekelhaft vorkommt. Während Ellen vor sich selbst in die Leibwelt ausweicht und zu ihrem Schutz zu Abfuhrmitteln greift, weicht Nadia vor sich selbst in die Mitwelt aus und greift zu ihrem Schutz zu Verbergungsmaßnahmen vor derselben. Diese Verbergungsmaßnahmen sind das Schutzmittel gegen die Einsicht in ihre Existenz als Schande. Die existenzielle oder, wie *Erwin Straus* sagt, die behütende Scham, wird zur rein verbergenden Scham<sup>1)</sup>. Bei der letzteren handelt es sich nach *Straus* nicht um die dem Menschsein ursprünglich eigene (und nicht erst im Laufe der Lebensgeschichte erworbene) Urscham, sondern um die der Reflexion auf die andern entstammende, mitweltbezogene oder öffentliche Scham. Diese Scham behütet nicht „das Geheimnis der Existenz“, demgegenüber man sich auch vor sich selbst schämen kann, vielmehr steht sie im Dienst der „sozialen Geltung“ (*Erwin Straus*).

### *Das Schamphänomen.*

Hier müssen wir einen Augenblick haltmachen. So wichtig und berechtigt die *Straus*'sche Scheidung ist, so darf sie uns doch nicht veranlassen, das Schamphänomen als Ganzes aus den Augen zu verlieren. Im Grunde (dieses Phänomens) gehören existenzielle (behütende) und mitweltbezogene (verbergende) Scham ebenso zusammen, wie Existenz (Selbstsein) und mitweltliches oder Mit-Sein zusammengehören. Das tritt im Schamphänomen vielleicht deutlicher zutage als irgendwo sonst; denn auch die existenzielle Scham zeigt sich ja im Erröten, also in einem mitweltbezogenen (Teil-) Phänomen! Ich kann wohl sagen, ich erröte vor mir selbst, in Wirklichkeit erröte ich aber vor einem oder den andern. Und hierin liegt wieder eine, gerade für das Verständnis unserer Fälle ungemein wichtige Tatsache, die Tatsache nämlich, daß die Scham dem andern gerade das zeigt, was sie vor ihm verbergen will, das Geheimnis der Existenz.

Ich erinnere hier an ein Epigramm von *Hebbel*, das lautet:

„Scham bezeichnet im Menschen die innere Grenze der Sünde;  
Wo er errötet, beginnt eben sein edleres Selbst.“

Ob ich erröte, weil ich selbst die innere Grenze der Sünde berührt habe oder weil ein anderer sie berührt hat, immer zeige ich ihm damit etwas, was ich im Grunde gar nicht zeigen will, den „Punkt“ nämlich, wo die innere Grenze der Sünde „in mir“ berührt wird. Nennen wir einmal „Sünde“ ein geistiges, Erröten ein leibliches Phänomen, so wird klar, daß gerade das

<sup>1)</sup> Vgl. zu dieser Unterscheidung den Züricher Vortrag von *E. Straus*, Die Scham als historiologisches Problem. Dieses Archiv Bd. 31, 1933, S. 339 ff. — Es scheint mir wichtig, hier zu bemerken, daß *Freud* gemäß seiner ganzen Theorie vom Menschen nur die letztere Form der Scham gesehen und zu „erklären“ versucht hat.

Schamphänomen als Ganzes dieser Trennung widerspricht, so sehr es andererseits wiederum auf ihr beruht. Das letztere hat niemand tiefer erfaßt als *Scheler*: „Nur weil zum Wesen des Menschen ein Leib gehört“, so drückt er es aus, „kann er in die Lage kommen, sich schämen zu müssen, und nur weil er sein geistiges Personsein als wesensunabhängig von einem solchen ‚Leibe‘ erlebt und von allem, was aus dem Leibe zu kommen vermag, ist es möglich, daß er in die Lage kommt, sich schämen zu können.

Darum berühren sich in der Scham auf merkwürdige und dunkle Weise ‚Geist‘ und ‚Fleisch‘, Ewigkeit und Zeitlichkeit, Wesen und Existenz.“ Existenz ist hier natürlich nicht im *Heidegger*’schen Sinne gemeint, sondern, wie die Antithesen zeigen, im Sinne des Seins überhaupt und als Gegensatz zur Essenz = Wesen.) „Alle die verschiedenen Arten und Formen des Schamgefühls . . . haben diesen einen, großen, allgemeinsten Hintergrund: daß der Mensch sich in der Tiefe fühlt und weiß als eine ‚Brücke‘, als einen ‚Übergang‘ zwischen zwei Seins- und Wesensordnungen, in denen er gleich stark eingewurzelt ist, und von denen er keine eine Sekunde lang preisgeben kann, um noch ein ‚Mensch‘ zu heißen.“<sup>1)</sup>

Es bedarf keines großen Scharfsinns, um einzusehen, daß Ellen und in viel höherem Maße Nadia diese doppelte Wesens- und Seinsbestimmtheit des Menschseins nicht anerkennen, sondern sie umstoßen wollen und verzweifelt gegen sie ankämpfen. Das aber ist eine Krankheit des „Geistes“.

Da nun die Scham so sehr auf die Seite der verbergenden, mitweltlich bezogenen Scham neigt, wird die eigentümliche Dialektik der Scham, daß sie nämlich den andern gerade zeigt, was sie verbergen will, um so augenfälliger. Damit gelangen wir aber ins Zentrum dessen, was wir als Beachtungswahn bezeichnen können.

Das sehen wir besonders deutlich im Fall Nadia. Ihre verzweifelte Revolte gegen die Leiblichkeit, als dem Grunde des Sichschämenmüssens, hat zur Folge, daß die Leiblichkeit erst recht in den Vordergrund tritt und nur noch Beachtungsfläche ist. Das aber heißt: Der (mitarbeitende, mitspielende, mitkämpfende, mitfreuende, mitleidende usw.) Umgang oder Verkehr mit den andern ist eingeschränkt auf das bloße Genommen-werden von den andern im Sinne des Beachtet-werdens, also auf eine besondere Form der Vergegenständlichung der Existenz und der dieser Vergegenständlichung eigenen Distanz. Nadia ist der Gegentypus des *homme-voyeur*, nämlich, wenn man so sagen darf, des Typus des *homme-à-voir*. Die Scham ist hier nicht die zarte seelische Hülle „*qui enveloppe le corps*“ (*Madame Guyon*), also Ausdruck eines „positiven Selbstwertes“<sup>2)</sup>, sondern die Tarnkappe, hinter der sie ihren Körper, das Sichtbare und Hörbare

<sup>1)</sup> Über Scham und Schamgefühl. Schriften aus dem Nachlaß I, 57 f.

<sup>2)</sup> Vgl. *Scheler*, a. a. O. 94.

ihrer Existenz, völlig vor den Augen und Ohren der andern zu verbergen sucht, Ausdruck eines absolut negativen Selbstwertes. Die Anonymisierung geht hier noch weiter als bei den Maskendeutungen im *Rorschach*-Versuch<sup>1)</sup>, das Selbst verbirgt sich hier nicht nur hinter der anonymen Maske, sondern will überhaupt nicht mehr gesehen werden können, auch nicht als Maskenträger; denn was *Janet* hier als *honte du corps* bezeichnet, ist, wie wir gesehen haben, nichts anderes als *la honte d'être vu, d'être observé* oder, richtiger, *de pouvoir être vu*. Daher die Angst vor allem in die Augen Springenden hinsichtlich Körpergestalt, Körperfunktionen, Kleidung, Haut. Dazu kommt, wie wir gesehen haben, aber auch noch die *honte d'être entendu* (beim Kauen). Auch *Nadia* will verzweifelt sie selbst sein, aber als ein anderes, menschenunmögliches Selbst, nämlich als ein unsichtbares und unhörbares, also unleibliches Selbst. Da dieser Wunsch noch verstiegener, „wirklichkeitsfremder“ ist als der des Dünnsinns, bekommen wir von *Nadia* einen noch „kränkeren“ Eindruck als von *Ellen*, und müssen wir ihren „Fall“ klinisch als „schwerer“ bezeichnen als den Fall *Ellen West*. Infolgedessen ist die Angst vor dem Dickwerden in beiden Fällen psychopathologisch verschieden zu werten. Im Fall *Ellen West* ist sie Ausdruck der Angst vor dem Abfall von dem verzweifelt festgehaltenen, selbstgewählten Ideal der Hebe und Angst vor dem absteigenden Leben überhaupt, im Fall *Nadia* ist sie Ausdruck der Angst vor der kreatürlichen, leiblichen Existenz, insofern sie die Bedingung ist, daß man gesehen und gehört werden kann. Diese Angst ist deswegen Ausdruck einer viel „verstiegeneren“ Existenz, weil sie die kreatürliche Grundlage des Menschseins überhaupt verneint. Kurz gesagt: Was *Nadia* „verzweifelt“ anstrebt, ist, in der Öffentlichkeit eine unöffentliche Existenz zu führen. Einen Menschen, der eine derart menschenunmögliche Existenz führen will, nennen wir mit *Fug* und *Recht* verrückt.

Das Existierenwollen in einer von der Mitwelt unbemerkten (unsichtbaren und unhörbaren, überhaupt ungreifbaren) Weise scheint mir eines der Grundprobleme der schizophrenen Existenzweisen zu enthalten. Bei oberflächlicher Betrachtung der Dinge könnte man zwar erklären, *Nadia* ziehe sich von der Mitwelt (der Öffentlichkeit) bis zur völligen Ungreifbarkeit zurück, weil sie sich — wegen ihrer Gestalt, ihrer Kleider, ihrer Pickel usw. — vor ihr schäme. Eine tiefere Betrachtung muß aber zu einem entgegengesetzten Resultat führen. Wie bei so vielen schleichend verlaufenden Fällen von Schizophrenie und zuletzt noch bei *Ellen*, steht auch bei *Nadia* am Anfang des Berichtes über sie eine eigenwillige, eigensinnige Revolte gegen die Art und Weise, wie sie selbst ins Dasein geworfen ist, kurz gegen eine spezielle Weise des menschlichen Schicksals. (Oft richtete sich

<sup>1)</sup> Vgl. *Roland Kuhn*, Über Maskendeutungen im Rorschach'schen Versuch. Basel 1944.

bei meinen eigenen Fällen diese Revolte gegen das Geschlecht, besonders bei weiblichen Patientinnen gegen das Als-Weib-genommen-sein.) In dieser (bis zur Verzweiflung getriebenen) Revolte, in der sich das Dasein anmaßt, ein anderes Selbst sein zu wollen, als es selbst ist und sein kann, verstößt es offensichtlich gegen die Daseinsstruktur überhaupt, sucht sie sie zu durchbrechen, ja zu zerbrechen, wenn auch unter verzweifelmtem Festhalten am Selbstsein als solchem. Diese Struktur läßt sich aber nicht durchbrechen oder gar zerbrechen, sondern setzt sich, nur in anderer („krankhafter“) Weise immer wieder durch, wie wir es schon in den Studien „Über Ideenflucht“ gezeigt haben. Bei Nadia sehen wir dies, wie bereits erwähnt, daran, daß sie, je eigensinniger ihr Wunsch, nicht aufzufallen, wird, um so auffallendere Angriffsflächen für die Mitwelt bildet („sich einbildet“), zuletzt noch die Pickel „unter der Haut“. Damit aber setzt sich die Struktur des Daseins wieder durch. Je eigenwilliger (dekret- oder diktathafter) der Mensch sich dem Geworfensein in sein Dasein und damit in das Dasein überhaupt widersetzt, desto stärker kommt dieses Geworfensein wieder zur Geltung. Auf den Fall Nadia angewandt: Je unsichtbarer, unauffälliger sie erscheinen mag, desto auffälliger wird ihr Dasein, m. a. W. desto mehr glaubt sie der Mitwelt, den andern, aufzufallen, ihnen durch etwas „in die Augen zu springen“. Von Nadias Überzeugung, den andern aufzufallen, zur Überzeugung, daß die andern sich über sie mokieren, ist nur ein kleiner Schritt trägt jene; Überzeugung doch von Haus aus den Charakter des Unangenehmauffallens und Lächerlichauffallens in sich. Nadia muß sich wie gesagt vor den andern schämen, weil die Weise ihrer Existenz eine lächerliche ist. Könnten wir sie dazu bringen, dies im vollen existenziellen Sinn einzusehen, was aber bei Schizophrenen dieser Art nicht mehr möglich ist, so müßte sie zwar „in sich gehen“, brauchte sich aber nicht mehr vor den andern zu schämen; würde sie es aber, was bisweilen in solchen Fällen noch möglich ist, rein intellektuell begreifen, so würde sie sich entweder das Leben nehmen oder es würde, wie die Erfahrung lehrt, der schizophrene Prozeß mit noch größerem Geschütz auffahren.

#### *Das Schamproblem und der schizophrene Prozeß.*

Diesen Prozeß wollen wir zum Schluß noch einmal näher ins Auge fassen, und zwar gerade im Anschluß an das Schamphänomen. Das Problem dreht sich also, wie aus unsern bisherigen Ausführungen ersichtlich, um das phänomenologische „Verhältnis“ von existenzieller und verbergender Scham innerhalb des einen Schamphänomens. Wo von existenzieller Scham die Rede ist, wo also „die innere Grenze der Sünde“ existenziell erlebt, das „edlere Selbst“ gehnt und als Geheimnis behütet wird, da ist der Mensch sein eigener Herr und Richter, ist das Selbst seiner mäch-

tig. Je weniger es hingegen seiner mächtig ist, desto mehr gerät es in die Abhängigkeit von der Mitwelt, wird die Mitwelt zum Herrn und Richter über das Selbst. Daher auch das Kind, als noch unselbständige Existenz, in hohem Maße von dem „Urteil“ der Mitwelt abhängt. Aber auch das Kind würde, was *Freud* nicht sehen wollte, nicht vom Urteil der Mitwelt abhängen können, wenn es nicht fähig wäre, die innere Grenze der Sünde als Scham wenigstens ahnend zu empfinden. Die „krankhaft übertriebene“ Scham ist in diesem Sinne nur ein Rückfall in die Kindheit, wozu wir aber bemerken müssen, daß es wieder etwas ganz anderes ist, ob der Mensch eine Daseinsposition erst erwerben muß oder von einer bereits eingenommenen wieder auf eine frühere zurücksinkt!

Hinsichtlich des Verständnisses des schizophrenen Prozesses an Hand des Problems der Scham ist nun aber das die Hauptsache, daß wir es hier mit einer Abwandlung des Menschseins in dem Sinne zu tun haben, daß „die innere Grenze der Sünde“ nicht mehr frei verschieblich oder fließend ist gemäß dem freien Maßstab des Selbst, der über Anlaß, Grad und Stärke des Sichschämenmüssens immer wieder neu und frei „entscheidet“, sondern daß diese Grenze ein für allemal festgelegt ist, figé (also „geronnen“), wie schon *Masselon* in seiner Pariser These von 1902 sagte<sup>1</sup>). Jedoch wendet *Masselon* diesen Ausdruck noch einseitig auf das Denken (*la pensée*) der Schizophrenen an. Wie überall, so dürfen wir aber auch hier nicht vom Denken ausgehen, sondern müssen die ganze Daseinsform ins Auge fassen. Dazu eignet sich die Untersuchung der Scham, wie wir gesehen haben, in hervorragendem Maße. Die Tatsache wiederum, daß die innere Grenze der Sünde nicht mehr flüssig, d. h. also je nach der inneren und äußeren Situation variierend, sondern „geronnen“ ist, rührt daher, daß eben an Stelle des Selbst die Mitwelt getreten ist (was immer einer existenziellen Leere oder Entleerung entspricht). Denn die Mitwelt ist kein eigener, sondern ein fremder Maßstab, als fremder aber ist er nicht mehr von mir selbst abhängig, sondern steht er mir unbeweglich und fremd gegenüber. Was wir so leichthin die „Projektion“ des Schamgefühls (wie anderer Gefühle) „nach außen“ nennen, ist nichts anderes als die Verlegung des Schwerpunktes unserer Existenz aus unserem eigenen Selbst in das als feststehend erlebte Urteil der andern. Damit wird das Selbst, wie wir oben ausführten, zu einem (von den andern und gemäß ihnen von mir) beurteilten Sachverhalt, es wird m. a. W. vergegenständlicht, zu einem „festen“ Gegenstand oder Ding gemacht, mit festen Konturen, festem Maß und Gewicht. Demzufolge tritt nun gerade diejenige Wesenssphäre des Menschseins in den Vordergrund, die diesen Bedingungen am leichtesten entspricht, der Leib! „Der Leib“ bedeutet die hier und jetzt gegenwärtige, räumlich ausgedehnte,

<sup>1</sup>) Vgl. *Jung*, Über die Psychologie der *Dementia praecox*, 1907, S. 10.

hier anwesende, das heißt in die Augen und Ohren fallende Sphäre unserer Existenz, im Gegensatz zur (Welt-)zeit- und (Welt-)raum-unabhängigen Dauer des Selbst. Weil das verdinglichte Selbst sich jetzt, gerade im Gegensatz zu seinem verzweifelten Ringen, nicht mehr als wesensunabhängig von seinem Leib erleben kann, kann es sich auch nicht mehr existenziell schämen, sondern muß es sich vor den andern verbergen. La honte du corps ist reine verbergende Scham, uneigentliche Scham also, die man besser als Schande denn als Schamgefühl bezeichnet. So ist der schizophrene Prozeß in erster Linie ein existenzieller Entleerungs- oder Verarmungsprozeß, und zwar im Sinne einer zunehmenden Erstarrung („Gerrinnung“) des freien Selbst zu einem immer unfreieren („unselbständigeren“) selbstfremden Gegenstand. Nur von hier aus kann er verstanden werden. Das schizophrene Denken, Sprechen, Handeln sind nur Teilerscheinungen dieses Grundvorgangs. Existenzielle Entleerung oder Verarmung ist, wie wir ja bereits wissen, nichts anderes als Verwandlung von Freiheit in Nötigung, von Ewigkeit in Zeitlichkeit (*Scheeler*), von Unendlichkeit in Endlichkeit. Daher *Kierkegaard* mit Recht sagen konnte, daß im Wahnsinn „die kleine Endlichkeit fixiert worden ist, was ja mit der (Innerlichkeit der) Unendlichkeit nie geschehen kann“<sup>1)</sup>.

Mit all diesen Ausführungen sollte nur gezeigt werden, daß wir den wissenschaftlichen Anforderungen, die uns das Schizophrenieproblem stellt, nicht mehr genügen, wenn wir von einer perte de l'activité intellectuelle (*Masselon*), einer Lockerung des Assoziationsgefüges (*Bleuler*), einer primären Insuffizienz der psychischen Aktivität (*Berze*), einer Veränderung des Bewußtseins der Aktivität (*Kronfeld*) sprechen. Das alles sind theoretische (psychopathologische) Deutungen des schizophrenen Prozesses, formelhaft ausgedrückte Erklärungsversuche desselben, die das, was hier wirklich vorgeht, und wovon in erster Linie auszugehen ist, in einem erklärenden theoretischen Urteil überspringen. Auch hier heißt es: Zurück von der Theorie in die — mit den uns heute zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Mitteln mögliche — minutiöse Beschreibung der Phänomene.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei noch betont, daß unter Prozeß hier keineswegs nur der psychische Prozeß überhaupt im Sinne von *Jaspers* gemeint ist, sondern der schizophrene Prozeß, m. a. W. die mit der noch unbekanntem schizophrenen Noxe einhergehende Umwandlung des Daseins oder In-der-Welt-seins.

(Schluß folgt.)

<sup>1)</sup> Philosophische Brocken I, 251 f.

### 3. Der Fall Ellen West.

Eine anthropologisch-klinische Studie.

Von LUDWIG BINSWANGER (Kreuzlingen).

(Fortsetzung und Schluß aus Band LIV, Heft 2.)

#### 2. Weitere Beobachtungen über Freßgier.

Unter der Rubrik „Les phobies des fonctions corporelles“ erwähnt *Janet* noch ein junges Mädchen (a. a. O. S. 192) von 18 Jahren ohne hysterische Anorexie, dessen Empfindungen beim Anblick der Nahrung mit denjenigen Ellens wiederum manche Ähnlichkeit aufweisen: „Quand je vois les aliments, quand j'essaye de les porter à ma bouche, cela se serre dans ma poitrine, cela me fait étouffer, cela me brûle dans le cœur. Il me semble que je meurs et surtout que je perds la tête.“

Ferner erwähnt er eine Kranke, die mit 21 Jahren nach dem Stillen eines Kindes anfang, Abscheu und Angst vor dem Essen zu bekommen und die Nahrung zu verweigern. Dieses Syndrom verschwand, kam wieder, um wieder zu verschwinden, und zeigte sich schließlich im Klimakterium in folgender Gestalt: Die Kranke aß normal, hatte jetzt aber Angst, ihre Krankheit käme wieder und verhindere sie am Essen, so daß sie Hungers sterben müsse; sie äße also mit Angst, aus Angst, wieder Angst vor dem Essen zu bekommen.

*Janet* grenzt diese „Phobien“ mit Recht von der phobie de la digestion ab, ordnet sie aber nichtsdestoweniger insgesamt den phobies des fonctions corporelles ein.

*Löwenfeld*, in seinem Buch „Über die psychischen Zwangsercheinungen“ (1904), erwähnt unter den Symptomen, welche Äquivalente des Angst-anfalles darstellen können, den Heißhunger (S. 358). Er fügt hinzu, daß nach *Magnan* das Verlangen nach Speise den Charakter eines Zwangs-antriebes (Sitiomanie) annehmen könne, der mit Angst einhergehe und den Kranken trotz seines Widerstandes überwältige: Eine von diesem Trieb heimgesuchte Frau habe sich aus Verzweiflung über die Nötigung, fortwährend essen zu müssen, freiwillig in Anstaltsbehandlung begeben.

*Stähelin* erwähnt eine gesteigerte Eßsucht bei gewissen Psychopathen im Zusammenhang mit plötzlich gesteigertem Sexualtrieb: „So konnte ich

bei gewissen Psychopathen nachweisen, daß der Durchbruch eines Vitaltriebes, z. B. eine plötzlich einsetzende heftige Sexualtriebsteigerung, je-  
weilen in kurzen Abständen gefolgt war von völliger Schlaflosigkeit,  
heftigem Bewegungstrieb, Rauch-, Eß- und Trunksucht, daß also ein  
Elementartrieb den anderen mitriß, bis schließlich die ‚Tiefenperson‘ völlig  
vorherrschte, während die höheren Persönlichkeitsanteile entweder gelähmt  
oder völlig im Dienste der Triebe standen.“<sup>1)</sup> Ich selbst kann diese Be-  
obachtungen nur bestätigen.

Bei der Schizophrenie ist die Freßgier ein so bekanntes Vorkommnis,  
daß nicht besonders darauf eingegangen zu werden braucht. Sie ist auch  
hier oft verbunden mit sexuellen Vorgängen, Wünschen, Befürchtungen.  
Ein Kranker *Nelken's*, für den der Samenerguß „das Schrecklichste war  
von allem, was es überhaupt gibt“, fühlte nach jeder Pollution Durst und  
„Freßgier“<sup>2)</sup>. Lehrreich ist die von *Weber* festgestellte Tatsache, daß sich  
gerade beim nihilistischen Wahn besonders häufig Anfälle von Heiß-  
hunger und Nahrungsverweigerung finden<sup>3)</sup>. Im Fall *Ellen West* erfahren  
wir über manifeste Beziehungen zwischen der Freßgier und der Sexualität  
kaum etwas. Wir erfahren auch nicht, ob die Freßgier vor, während oder  
nach der Periode stärker oder schwächer war. Wir wissen nur, daß sie nach  
(oder mit?) dem Aufhören der Periode noch zunahm.

Eine gerade im Hinblick auf unsern Fall interessante Beobachtung hat  
*Stähelin*<sup>4)</sup> in der Festschrift für *A. Gigon* mitgeteilt:

Ein leicht athletisches Mädchen, verschlossen, schwierig, empfindlich, lebhaft,  
klug, zeigt 18jährig während 3 Monaten Mattigkeit, Kopfschmerzen und depressive  
Gedanken. Sie fühlt sich aber körperlich und seelisch bedeutend wohler nach den  
Mahlzeiten und auch dazwischen, sobald sie Brot, Früchte und Schokolade gegessen  
hat. Mit 20 Jahren Ausbleiben der Periode, depressiv, Suizidimpulse, „ist wahnsinnig  
viel und schnell“. Im übrigen antriebschwach verschlingt sie immer wieder, und zwar  
ohne Appetit oder gar Hunger, ganze Brotlaibe und sehr viel Süßigkeiten und macht  
nachher bisweilen Brechversuche. Sie motiviert dieses Symptom so: „Es ist eben wie  
eine Sucht. Die andern haben sonst wüste Triebe und verlieren dadurch den Ver-  
stand, und ich habe die Eßsucht, wie ein Alkoholiker die Trunksucht, und jetzt bin ich  
zerstört.“ Sie wolle sich mit dem Essen betäuben, absichtlich in Leere und Verantwor-  
tungslosigkeit versinken lassen. „Indem ich nur noch esse wie ein Idiot, sterbe ich  
geistig ab.“ Sperrungen, Grimassieren, verkrampft depressive Haltung.

Wir sehen, die Freßgier und ihre existenzielle Bedeutung ist hier dieselbe  
wie im Falle *Ellen West*. Auch *Ellen West* fühlt, daß die Freßgier den  
geistigen Tod bedeutet. Im Gegensatz zu dieser Kranken wehrt sie sich  
aber dagegen, um erst allmählich den Entschluß zum Selbstmord zu fassen,

<sup>1)</sup> Psychopathologie der Zwischen- und Mittelhirnerkrankungen. Dieses Archiv LIII, H. 2, S. 389.

<sup>2)</sup> Analytische Beobachtungen über Phantasien eines Schizophrenen. Jahrbuch f. ps. anal. u. psychol. Forschen IV, 508.

<sup>3)</sup> Über nihilistischen Wahn und Depersonalisation, Basel 1938.

<sup>4)</sup> Über präschizophrene Somatose. Schw. Med. Wochenschrift, 1943, No. 39, S. 1213 f.

als der einzigen Möglichkeit der Erlösung von dem Konflikt zwischen Gier und Geist und des Entrinnens aus der Gefahr der Verblödung. Demgegenüber akzeptiert die Kranke *Stähelin's* das geistige Absterben und ersetzt den Selbstmord durch die Gier: „Früher wollte ich mich zum Fenster hinausstürzen; jetzt mache ich keinen Selbstmord mehr.“ Daran schließt sich ohne weiteres der bereits erwähnte Satz: „Indem ich nur noch esse wie ein Idiot, sterbe ich geistig ab.“

Während wir die inneren Beziehungen zwischen Freßgier und Absterben bei Ellen West erst daseinsanalytisch beleuchten mußten, liegen sie in diesem Falle also offen zutage. Daß sie aber so offen zutage liegen und daß die Kranke so affektlos das geistige Absterben dem Selbstmord vorzieht, zeigt, daß der Prozeß hier sehr viel rascher verläuft als bei Ellen West.

Die medizinische Untersuchung hat in diesem Fall eine starke Brachykardie, sowie gewisse pathologische Blut- und Stoffwechselbefunde ergeben, so daß an eine komplexe endokrine Störung und besonders an eine Störung des Leberstoffwechsels gedacht wurde. Nach Verabreichung von kohlehydratreicher Leberschonkost, Karlsbadersalz, Ephetonin, Thyreoidin und weibl. Sexualhormonen wird Pat. aufgelockerter und arbeitsfähig, nach 3 Wochen setzen die Menses wieder ein; nach 5 Wochen ausgesprochen hypomanischer Zustand (mit normalem Essen). Nach 4 Monaten unauffälligen und ausgeglichenen Verhaltens Einsetzen einer sich steigernden Erregung mit Ausgang in eine schwere Katatonie. Mit Insulin und Cardiazol wesentliche Besserung. Schwankender Verlauf. *Stähelin* denkt an eine offenbar diencephale Störung des Ernährungstriebes, die erst sekundär psychisch motiviert werde. — Eine völlig gesunde Schwester der Pat. leidet ebenfalls an Eßsucht, besonders wenn sie keinen Auftrieb hat; sie fühlt sich dann voller und stärker, macht sich aber ebenfalls Gewissensbisse.

Wir werden auf diesen Fall und das Problem der präschizophrenen Somatose bei der Besprechung der Diagnose unseres Falles zurückkommen und wenden uns jetzt der psychopathologisch-klinischen Analyse unseres eigenen Falles zu.

### 3. Angstäquivalent? Hysterie?

Hinsichtlich der Freßgier oder des „Heißhunger“ mit *Löwenfeld* von einem Äquivalent eines Angstanfalls zu reden, liegt im Falle Ellen West m. E. kein Grund vor. Die beständige existenzielle Angst wird hier durch die Freßgier keineswegs „ersetzt“, vielmehr bleibt sie auch vor, während und nach dem Essen nicht nur als solche bestehen, sondern nimmt dabei noch zu. Man könnte höchstens von einer momentanen Betäubung der Angst während des gierigen Verschlingens der Nahrung sprechen. Auch davon kann keine Rede sein, daß die Angst, wie es im Falle eines Äquivalents sein müßte, durch die Unterdrückung der Freßgier hervorgerufen würde. Im übrigen müssen wir durchaus unterscheiden zwischen (vegetativ-neurotischem) Heißhunger (Bulimie) und Freßgier. Die Bulimie als solche

braucht sich nicht in der Form der tierischen Freßgier, des tierähnlichen Verschlingens der Nahrung zu äußern. Wo dies der Fall ist, treten wir aus dem Gebiet der sogenannten Neurosen heraus.

Würde es sich bei Ellen Wests Freßgier um wirkliche Angstäquivalente handeln, so müßte man in erster Linie an eine Angsthysterie denken. Abgesehen davon, daß es sich überhaupt nicht um einzelne Angstanfälle, sondern um eine konstante Angst handelt, fehlt für diese Diagnose das lebensgeschichtliche auslösende Moment. Die Angst schließt sich hier weder an ein bestimmtes „traumatisches“ Erlebnis an, noch entwickelt sie sich aus und über einem solchen, weswegen auch die Psychoanalyse hier nichts aufzuhellen und nicht therapeutisch zu wirken vermochte. Dergleichen ist von einer Konversionshysterie nichts zu bemerken. Wenn der zweite Analytiker die Depression als „stark tendenziös verstärkt“ bezeichnet (53, S. 272), so handelt es sich hier augenscheinlich um einen, dem therapeutischen Optimismus entsprungenen Irrtum. Auch wenn er von „sichtlich auf den Mann berechneten Zügen“ spricht und dieselben als hysterisch bezeichnet (ebd.), so muß doch der Ausgang des Falles zeigen, daß die Kranke dem Mann wirklich „nichts vorgemacht“ hat. Auch wenn ihre Symptome in Gegenwart des Mannes tatsächlich offenkundiger und stärker aufgetreten wären, was ich selbst nie beobachten konnte, so wäre auch das aus der Gesamtkonstellation des Falles leicht verständlich. Schließlich können wir auch nicht von einem hysterischen Charakter sprechen, gesetzt, daß man ihn überhaupt noch der Hysterie zurechnen wollte. Nirgends handelt es sich bei Ellen West um den sogenannten hysterischen Geltungsdrang, um „hysterisches“ Lügen, Schwindeln oder Aggravieren. Ihr brennender Ehrgeiz ist alles andere als ein hysterisches Geltungsstreben, sucht sie ihm doch mit allen Kräften Genüge zu leisten und leidet sie doch unter dem Zurückbleiben des Erreichten hinter dem Gewollten, aber ohne diese Diskrepanz zu bemängeln oder durch Scheinerfolge überbrücken zu wollen.

#### 4. Sucht und Süchtigkeit?

Eine weitere psychopathologische Frage ist die, ob und wie weit wir die Freßgier als Sucht bezeichnen dürfen, wozu gerade die Kranke *Stähelin's* nach ihren eigenen Worten Anlaß bieten könnte. Schon hier zeigt sich aber, was sich im Laufe unserer psychopathologischen Feststellungen immer wieder zeigen wird, daß die Symptomatologie im Falle Ellen West sich nur schwer auf eindeutig bestimmte psychopathologische Begriffe festlegen läßt.

Eine eigentliche Sucht nach Süßigkeiten, die er als Sacharomanie bezeichnet, hat *v. Stockert* beschrieben<sup>1)</sup>: Ein 21 jähriger Hochschüler empfand, so oft er von der Front in die Etappe kam, eine ihm ungewohnte Lust nach Süßigkeiten, weswegen er von einer Konditorei in die andere rannte, um Zuckerwaren zu verschlingen.

Aber auch nach dem Kriege suchte er, nachdem er wochenlang keine Konditorei betreten hatte, plötzlich eines Tages 4—5 Zuckerbäcker hintereinander auf, um dann mehrere Wochen lang kein Bedürfnis dazu zu verspüren. Der Anlaß zu einem solchen Exzeß war meist eine leichte morgendliche Verstimmung, wegen derer er sich nicht entschließen konnte, ins Kolleg zu gehen. Aus Ärger über die Versäumnis des Kollegs lief er zum Zuckerbäcker, um, nachdem einmal die Hemmung überwunden war, von einer Konditorei in die andere zu laufen, ohne viel Geschmack an dem Verzehrten zu finden, bis er kein Geld mehr bei sich hatte oder sich langsam den Forderungen des Tages wieder einordnete. *Stockert* bringt diesen Fall mit Recht in die Nähe der Reaktion des Alkoholikers auf Unlustgefühle. Wenn auch der Genuß von Zuckerwaren für den Pat. lustbetont gewesen sei, so sei das „Nichtaufhörenkönnen“ damit noch nicht erklärt.

Wenn dieser Fall zeigt, daß es eine echte Sucht nach Süßigkeiten gibt, die in ihrer Genese, Symptomatologie und Verlaufsform der Dipso manie gleicht, so unterscheidet sich das Bedürfnis nach Süßigkeiten im Falle Ellen West hievon doch in den Hauptpunkten: Es tritt nicht als etwas „Ungewohntes“ auf, sondern ist dauernd vorhanden; es bedarf keines besonderen Anlasses und findet auch keinen Abschluß; es kommt nicht zu einem einfachen „Nichtaufhörenkönnen“ trotz erfolgter Sättigung des Bedürfnisses, vielmehr wird das Bedürfnis als solches nie gestillt, sondern bleibt dauernd auf der Lauer.

Schon eher können wir Ellen Wests „Hunger“ und das Denkenmüssen an denselben vergleichen mit dem „Morphiumhunger“ des chronischen Morphinisten und dem Alkoholbedürfnis des chronischen Alkoholisten. Wie viele Morphinisten an die Spritze, Alkoholiker an die Flasche oder das Glas denken oder es sich mit fast „halluzinatorischer“ Deutlichkeit vorstellen müssen, so muß auch Ellen West dauernd an das Essen denken oder es sich fast halluzinatorisch vorstellen. Von einem eigentlichen Zwangsdenken kann hier wie dort aber keine Rede sein; eher müßte man von einem Zwangsbedürfnis reden, was ich aber mit *Bleuler*, *Binder* u. a. ablehne. In jenen chronischen Fällen von Intoxikation handelt es sich nicht um eine „Zwangsvorstellung“, sondern um ein z. T. somatisch, nämlich stoffwechselmäßig bedingtes Bedürfnis, das mehr oder weniger rasch und für mehr oder weniger lange Zeit durch seine Befriedigung vorübergehend gestillt werden kann. Wo es, wie bei Ellen West oder denjenigen Alkoholikern, die trotz sinnloser Betrunkenheit wie mechanisch immer weiter trinken, nicht zu einem Aufhören kommt, liegt ebenfalls kein Zwang vor, sondern eine viel tiefer liegende, nach meiner Erfahrung in der Regel schizophrene Veränderung. (Beim Morphinisten erzwingt das Narkotikum in der Regel schließlich das Aufhören.) Im Falle Ellen West kommt es deswegen zu keiner länger dauernden Stillung des Hungergefühls, weil der Hunger hier, wie bei sehr vielen Toxikomanen, nicht nur ein somatisch bedingtes Bedürfnis ist, sondern zugleich das Bedürfnis nach Ausfüllung der existen-

<sup>1)</sup> Zur Frage der Disposition zum Alkoholismus chronicus. *Z. Neur.* 106, 1926, S. 386 f.

ziellen Leere. Ein solches Aus- und Auffüllungsbedürfnis aber bezeichnen wir als Süchtigkeit. Wenn Ellen West also nicht an einer Sucht im klinischen Sinne leidet, so fällt ihre „Lebensform“ doch unter die psychopathologische Kategorie der Süchtigkeit. In dieser Hinsicht steht sie der Lebensform der Toxikomanen und vieler sexuell Perversen nahe. Dabei mußten wir mangels genügenden Materials die Frage ganz offen lassen, inwieweit ihre eigene homoerotische Komponente an ihrer „unausgefüllten“ und „unausfüllbaren“ Existenz mitbeteiligt ist. (Auch im Falle Nadia bleibt diese Frage trotz der gegenteiligen Behauptung *Janet's* offen.)

Wir befinden uns in unserer Auffassung der Süchtigkeit völlig in Übereinstimmung mit *v. Gebssattel*, der schon in einer früheren Arbeit<sup>1)</sup>, im Anschluß an Auffassungen von *Erwin Straus*, grundlegende Betrachtungen über Süchtigkeit angestellt hat, um sie in seiner letzten Arbeit<sup>2)</sup> noch weiter auszubauen. In der Toxikomanie sieht er nur einen extremen, klinisch besonders in die Augen springenden Fall der universellen Süchtigkeit, welcher der „entscheidungsgehemmte“ Mensch verfällt (S. 59); unter Entscheidungshemmung versteht er aber weder eine „vitale Hemmung“, noch eine Triebhemmung im Sinne *Freud's*, sondern eine Abwandlung der Zeitstruktur des In-der-Welt-seins im Sinne einer bestimmten „Störung des Werdens“ oder, wie wir sagen, des existenziellen Reifens. Für die Zeitstruktur der Süchtigkeit maßgebend ist ihm das Moment der Wiederholung: „Der Süchtige, der übergreifenden Kontinuität seiner inneren Lebensgeschichte verlustig, existiert darum nur punktuell, im Augenblick scheinhafter Erfüllung, diskontinuierlich also. Er lebt von Moment zu Moment, ist aber letztlich in jedem unbefriedigt. Kaum hat er die Gegenwartsleere durch Genuß, Sensation, Betäubung, Rausch, Gewinn, Erfolg usw. verdeckt, ergreift ihn schon die Unwirklichkeit seines Erlebens in Form von Unbefriedigtsein und Katzenjammer, was sofort eine Wiederholung seines Treibens erzwingt. Der Süchtige macht immer das gleiche, erlebt immer das gleiche und kommt im Medium der erlebnisimmanenten Zeit [nicht] von der Stelle.“ (S. 60.) Wer durch unsere eigenen Ausführungen sich noch nicht darüber klar geworden ist, daß die Daseinsform im Falle Ellen West alle Kennzeichen des „süchtigen“ In-der-Welt-seins zeigt, muß durch diese Schilderung davon überzeugt werden.

In diesem Zusammenhang sei noch darauf hingewiesen, daß sich *Hans Kunz v. Gebssattel's* Betrachtungsweise auch im Hinblick auf die Perversionen weitgehend angeschlossen hat<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Süchtiges Verhalten im Gebiet sexueller Verirrungen. Mon. schr. f. Psychiatr. u. Neur. 82, 1932.

<sup>2)</sup> Die Störungen des Werdens und des Zeiterlebens. Gegenwartsprobleme der psychiatrisch-neurologischen Forschung, herausgeg. von Roggenbau, Stuttgart, 1939.

<sup>3)</sup> Zur Theorie der Perversion. Mon. schr. f. Psych. u. Neur. 105, Vgl. bes. S. 82 ff.

## 5. Zwang, Phobie?

Wenn wir oben (54, S. 350) gesagt haben, daß sich bei Nadia ein Fragezwang, bei Ellen aber ein Denkwang ausgebildet habe, so haben wir hier das Wort Zwang im vulgären Sinne verwendet. Rein klinisch können wir hier nicht von Zwang sprechen. Während der eigentliche Fragezwang der Anankastiker das Fragen als solches, der eigentliche Denkwang das Denken als solches betrifft — so daß man sagen kann, beim einen Kranken bestehe der Zwang darin, daß überhaupt gefragt werden, beim andern darin, daß überhaupt gedacht werden muß, wobei das, wonach gefragt und das, was gedacht wird, dauernd wechselt, unsinnig oder völlig sinnlos ist<sup>1)</sup> —, muß in den Fällen Nadia und Ellen etwas Bestimmtes gefragt und auch etwas Bestimmtes gedacht werden, und zwar immer dasselbe. Der „Zwang“ erstreckt sich hier nicht auf eine bestimmte Form des Mitseins mit andern oder des Mitseins mit sich selbst, sondern ist lediglich Ausdruck des „überwertigen“ Interesses der Kranken für einen bestimmten, vom Kranken aus gesehen gar nicht unsinnigen, sondern höchst bedeutungsvollen, existenziellen, nämlich die ganze Existenz bedrohenden<sup>2)</sup>, ja in Frage stellenden Sachverhalt (Nadia: Sehe ich wirklich schlecht aus? Bin ich wirklich mager?<sup>3)</sup> Ellen: Wenn ich nur nicht mehr essen müßte, wenn ich nur nicht dick werde vom Essen; ich will nur so wenig essen, daß ich dabei dünn bleiben kann; wenn ich nur wieder einmal harmlos essen könnte, wenn ich nur schon wieder etwas zu essen bekäme, wenn ich nur wieder Pralinés essen könnte, um Gottes willen, nur keinen Pfannkuchen essen usw. usw.). Hier findet also keine Substituierung im Sinne *Freud's*, keine Ablenkung des Fragens und Denkens von einem eigentlichen „sinnvollen“ Frage- oder Denkinhalt auf uneigentliche, den ersteren ersetzende, „sinnlose“ und daher „nicht zu erledigende“, sondern „ins Unendliche gehende“ Inhalte statt, vielmehr „dreht sich“ alles um den einen „überwertigen“ Inhalt, der die Kranken „ganz erfüllt“ und von dem ihrer Seele Seeligkeit abhängt. Deswegen wäre es auch falsch, hier von einem „Störungspsychismus“ im Sinne *Binder's*<sup>4)</sup> zu sprechen. Nadia erlebt das, „worum sich alles bei ihr dreht“ überhaupt nicht als Störung, Ellen jedenfalls nicht als „Störungsmechanismus“, sondern als Bedrohung,

<sup>1)</sup> Vgl. die Grübel-Frage-Zweifel-Skrupelsucht, den Zähl-Rechen-Registrier-Präzisions-Kontrastzwang usw.

<sup>2)</sup> Auch die Anankasten empfinden den Zwang oft als ihre Existenz bedrohend, aber nicht wegen seines sachlichen „Inhalts“, d. h. eines bestimmten, in ihm ausgedrückten Sachverhalts, sondern wegen seiner Erlebnisform, dem Müssen als solchem, bei im übrigen „unsinnigem“ Inhalt.

<sup>3)</sup> Bei fortgeschrittenen Schizophrenien finden wir solche Fragen häufig in stereotyper Form. Eine meiner Kranken frug Jahrzehnte hindurch in den erregten Phasen und zwar mit leidendem Gesichtsausdruck und gequältem Tonfall: „Bin ich hübsch — bin ich häßlich?“, natürlich ohne eine Antwort zu erwarten.

<sup>4)</sup> Zur Psychologie der Zwangsvorgänge, Berlin 1936.

nämlich als Vergewaltigung, ja Vernichtung des Kerns ihres Wesens. Ebenso wenig kann in beiden Fällen die Rede sein von einem zwanghaften „Abwehrpsychismus“. Während Nadias Krankheit so weit fortgeschritten ist, daß sie sich ganz mit ihrem überwertigen Interesse identifiziert, wehrt sich Ellen immer wieder mit allen Kräften gegen ihre Freßgier sowohl wie gegen die Angst vor dem Dickwerden, aber ohne daß es zu echten zwangsartigen Abwehrscheinungen kommt. Weder Nadia noch Ellen sind Anankasten im klinischen Sinne.

Wohl aber kann man in beiden Fällen von einer obsession reden, beide Kranke sind besessen von ihrer Idee, ihrem „Ideal“. Diese obsession ist aber, wie erwähnt, keineswegs „ichfremd“, so sehr sie auch von Ellen „mit dem Verstand“ als töricht, widersinnig<sup>1)</sup> usw. betrachtet wird; vielmehr hat „das Ich“ einen großen Anteil an ihr, ja identifiziert es sich immer wieder mit ihr: was Ellen das eine Mal mit Abscheu von sich weist, darauf stürzt dieselbe Ellen sich das andere Mal mit wilder Gier. Freilich spricht sie von bösen Mächten, Dämonen, Gespenstern, die sie vergewaltigt hätten, dabei weiß sie aber wohl und spricht sie es auch aus, daß sie selbst sich vergewaltigt hat! Wir sehen, nirgends kommen wir hier mit fest umschriebenen psychopathologischen Kategorien aus.

Können wir nun die „Angst vor dem Dickwerden“ als Phobie bezeichnen?

Die Angst vor dem Dickwerden hat sich uns in der Daseinsanalyse erwiesen als Konkretisierung einer schweren existenziellen Angst, der Angst vor dem „abfallenden Leben“, vor dem Welken, Verdorren, Modern, Faulen, Verschalen, Vererden, dem lebendig Begrabensein, wobei die Welt wie das Selbst zur Gruft, zum bloßen Loch wird. Hierzu gehört die Furcht, Fett anzusetzen und materiell zu werden. Die „Erdenschwere“ ist es, die sie „hinabzieht“ und diesem Hinabgezogenwerden gilt ihre Angst. Es ist, um mit *v. Gebattel*<sup>2)</sup> zu reden, die Angst vor dem (existenziellen) Gestaltverlust, vor der Ungestalt, dem Antieidos, dem Gestaltfeindlichen, kurz dem „Entwerden“ oder, wie ich sagen möchte, dem Ver-wesen. Auch Ellen Wests angsterfüllter Kampf ist ein Kampf mit den „gestaltauflösenden Mächten des Daseins“, dem Dick- und Häßlichwerden, dem Alt- und Dumpfwerden, kurz dem Ver-wesen. Im Gegensatz zu den anankastischen Phobien spielt sich dieser Abwehrkampf aber wiederum nicht ab in einer abgeleiteten, phobischen Form (wie z. B. der Kampf gegen das Unreine in der Form des zwanghaften Ekels vor dem Hund. [Vgl. *v. Gebattel*'s Fall einer Hunde- und Schmutzphobie S. 21 ff.] oder in der Form

<sup>1)</sup> Widersinnig bedeutet nicht dasselbe wie unsinnig!

<sup>2)</sup> Vgl. seine ausgezeichnete Schrift über Die Welt der Zwangskranken. Mönchr. f. Psychiatr. u. Neur. 99, 1938, S. 37, 61, 66 f., 72.

von endlosen Reinigungsprozeduren. [Vgl. ebd. den Fall einer phobischen Geruchsillusion S. 41 ff.]), sondern in einer direkten, unmittelbaren und unabgeleiteten Form, nämlich in der Form einer sinnvollen Ablehnung und Flucht. Wenn Ellen den Schrank verschließt, in dem das Brot aufbewahrt ist, so ist das keine phobische, sondern eine rein rationale, „vernünftige“ Vorsichtsmaßregel; dasselbe gilt von ihren „übertriebenen“ Diätmaßnahmen. Die Abwehr erfolgt also nicht in phobischer, sondern in rationaler Form.

Kann man aber, so müssen wir noch einmal fragen, die Angst vor dem Dickwerden selbst als Phobie bezeichnen? Ja und nein! Ja, wenn wir in ihr die Konkretisierung oder Zuspitzung der primordialen Angst vor dem abfallenden Leben, vor den lebens- und gestaltfeindlichen Mächten erblicken, so daß wir sagen könnten, diese Angst konkretisiere sich in der Angst vor ihrer eigenen (körperlich-seelischen) Ungestalt (ihrer „Unförmlichkeit“, Häßlichkeit, Gierigkeit), nein, wenn wir der Tatsache Rechnung tragen, daß ihr dieser Sachverhalt, der Zusammenhang nämlich des konkreten Angstinhalts mit der primordialen Angst, klar bewußt ist (was bei der echten Phobie gerade nicht der Fall ist), weswegen die Analyse hier auch nichts auszurichten vermag. Von einer echten Phobie könnten wir wiederum nur dann sprechen, wenn die Angst vor dem Dickwerden eine larvierte Angst vor Befruchtung und Schwangerschaft „bedeutete“, was wir aber abgelehnt haben.

Da die Psychoanalytiker von Anfang an mit der Diagnose der Zwangneurose an den Fall Ellen West herangegangen waren, mußten sie von vornherein einen solchen „Substitutionsmechanismus“ annehmen und ihre Therapie darnach richten. Wenn Ellen West die Gleichung Dicksein = Schwangersein auch akzeptiert haben soll, so dürfen wir dieses Akzeptieren angesichts ihrer allgemeinen Skepsis gegenüber der Psychoanalyse, ihrer rein intellektuellen Verarbeitung derselben und des völlig negativen Resultats keineswegs sehr ernst nehmen. Infolgedessen hat unser Nein größeres Gewicht als unser Ja! Die Angst vor der eigenen Ungestalt ist keine eigentliche Phobie, sondern eine aus der Eigenart der Welt der Kranken, nämlich aus der Vorherrschaft der ätherischen Welt und deren Widerspruch gegen die Gruftwelt unmittelbar verständliche, intensive Angst vor der Bedrohung, ja dem Zusammenbruch ihres existenziellen Ideals.

Aber auch bei den eigentlichen Phobien dürfen wir die daseinsanalytische Untersuchung der Welt der Kranken natürlich nicht versäumen, wenn wir sie von Grund aus verstehen wollen. Das gilt sowohl von der hysterischen, einer Angsthysterie im Sinne *Freud's* entsprechenden Phobie, deren Genese ich selbst schon in meiner Absatzanalyse<sup>1)</sup> analysiert habe, als von der

<sup>1)</sup> Analyse einer hysterischen Phobie. Jahrb. f. psychoanal. u. psychologische Forschungen III. — In diesem Fall handelt es sich nicht um das Welt- und Selbst-Phänomen der Leere

anankastischen<sup>1)</sup> und der psychasthenischen<sup>2)</sup> Phobie, die *v. Geb-sattel* schon weitgehend daseinsanalytisch verstanden hat. Sicherlich gehört die Angst vor dem Dickwerden u. a. auch in die Pathologie der sympathetischen Beziehungen<sup>3)</sup>, aber nicht in das Gebiet der sekundären, hysterischen oder zwangsartigen Verarbeitung dieser Beziehungsstörungen; vielmehr gehört sie in das Gebiet derjenigen psychischen Erkrankungsformen, bei denen die Veränderung der sympathetischen Beziehungen entweder als solche offen zutage liegt oder dann wahnhaft oder halluzinatorische Formen annimmt. Dieses Gebiet aber ist das der schizophrenen Gruppe. Aus der Gemeinsamkeit der pathologischen Basis ist es zu verstehen, daß die hysterischen und zwangsneurotischen Erkrankungsformen so häufig neben den schizophrenen zu beachten sind und nicht selten in die letzteren übergehen.

### 6. Überwertige Idee? Wahnidee?

Wir erinnern uns, daß der ausländische Konsiliarius die Angst vor dem Dickwerden als überwertige Idee bezeichnet hätte (53, S. 277). Inwiefern lassen sich Ellen Wests Wunsch, dünn zu sein und die Ablehnung des Dickseins wirklich als „überwertige Idee“, und zwar im strengen Sinne *Wernicke's*, bezeichnen? Insofern ja, als diese „Idee“ tatsächlich ihr „ganzes Tun und Lassen bestimmte<sup>4)</sup> und als sie keineswegs von der Kranken als fremder Eindringling in ihr Bewußtsein beurteilt wird; insofern nein, als die Kranke in dieser Idee nicht den „Ausdruck ihres eigensten Wesens“ erblickt, nicht

oder des Loches, sondern um das der Kontinuitätstrennung oder des Risses. Die Angst erstreckt sich hier auf jedes Reißen und Trennen, Getrennt- und Zerrissenwerden, lebensgeschichtlich konkretisiert in der Angst vor dem Abreißen des Absatzes und dem Getrennt-(Geboren-) werden von der Mutter. Diese lebensgeschichtliche Motivierung und Substituierung wird aber erst verständlich — denn jedes Kind wird von der Mutter geboren und manches verliert einmal einen Absatz, ohne hysterisch zu werden —, wenn wir einsehen, daß sie nur auf dem Boden einer primären Störung der „sympathetischen Beziehungen“, positiv ausgedrückt, einer speziellen Eigenart des Weltbildes, möglich ist. — In das Bild der Welt als bloßer Kontinuität oder bloßen Zusammenhaltes und der aus ihm entspringenden Angst vor jeder Kontinuitätstrennung gehört auch das Symptom der bisweilen bis zum Grausen gesteigerten Angst vor dem losen (nur noch an einem Faden hängenden) Knopf und vor dem Ausspucken des Speichels. Ob es sich um den losen Absatz, den losen Knopf oder den losen Speichel handelt, was auf lebensgeschichtliche Motive zurückgeht, immer handelt es sich hier um ein und dasselbe eigenartige, im Grunde immer eingeengte oder entleerte In-der-Welt-sein und das ihm entsprechende „Weltbild“.

<sup>1)</sup> Vgl. *v. Geb-sattel*, Die Welt der Zwangskranken. A. a. O.

<sup>2)</sup> Vgl. Zur Pathologie der Phobien, I. Teil, Die psychasthenische Phobie. Der Nervenarzt. 8. Jahrg., 1935, H. 7 u. 8.

<sup>3)</sup> Vgl. *Erwin Straus*, Ein Beitrag zur Pathologie der Zwangserscheinungen. Monschr. f. Ps. u. N. 98, 1938. Hier findet sich die didaktisch sehr gut durchgeführte Unterscheidung zwischen manifesten und verborgenen Eigenschaften. — Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei noch bemerkt, daß der Ausdruck sympathetisch hier noch nicht in dem (engeren) Sinne (der sympathetischen Kommunikation“) verwendet wird, den *E. Straus* ihm in seinem Buch „Vom Sinn der Sinne“ gegeben hat.

<sup>4)</sup> *Wernicke*, Grundriß der Psychiatrie, 2. Aufl. 135.

für sie, sondern gegen sie kämpft; nicht im Kampfe für sie, sondern gegen sie kämpft Ellen einen Kampf um die eigene Persönlichkeit; die „Idee“ wird nicht (von der Kranken) als „normal und berechtigt“, als durch ihre Entstehungsweise vollkommen erklärt angesehen (S. 141), sondern im Gegenteil als krankhaft und unnormal und keineswegs als „durch ihre Entstehungsweise erklärt“. Das alles besagt nichts anderes, als daß die betreffende „Idee“ nicht als wahnhaft bezeichnet werden darf, daß Ellen West (noch?) nicht an einer Wahnidee leidet. *Wernicke* unterscheidet bekanntlich zwischen „überwiegendem“ oder „gesteigertem“ Interesse, z. B. dem Berufsinteresse, und der überwertigen Idee; spricht von einer solchen z. B. aber auch bei Gelegenheit eines „ausgesprochenen, impulsiven Selbstmordtriebes“ (S. 342). Was die überwertige Idee jedoch klar unterscheidet von dem „überwiegenden Interesse“, und was auch in unserem Falle (negativ) entscheidend ins Gewicht fällt, ist, daß *Wernicke* nur da von einer überwertigen Idee oder Vorstellung spricht, ja sie als solche definiert, (das betrifft auch den zuletzt erwähnten Fall von Selbstmordtrieb), wo die betreffenden „Ideen“ als „Erinnerungen an irgendein besonders affektvolles Erlebnis oder auch an eine ganze Reihe derartiger zusammengehöriger Erlebnisse“ auftritt (S. 142). Da solche, „ihrem Inhalt nach schwer assimilierbaren“ Erlebnisse aber auch „dem gesündesten Geistesleben nicht erspart bleiben“, muß noch eine besondere Bedingung verlangt werden, „damit der Überwertigkeit ein krankhafter Charakter aufgeprägt wird“. Diese Bedingung wird in der Unzugänglichkeit der Gegenvorstellungen, also in der Unkorrigierbarkeit der betreffenden Idee, gesehen und in dem „zugleich“ auftretenden klinischen Merkmal des Beziehungswahns (S. 145). Im Falle Ellen West entsteht die betreffende Idee keineswegs aus besonders affektvollen Erlebnissen, wie es z. B. bei Michael Kohlhaas, bei der Verweigerung einer Unfallrente, einem schweren, mit eigenem Verschulden verbundenen Schreckerlebnis der Fall ist, sondern auf anidäischer (*de Clérambault, v. Gebattel*) oder pathologisch-sympathetischer (*Erwin Straus*) Grundlage<sup>1</sup>. Ellen West ist auch keineswegs unzugänglich gegenüber Gegenvorstellungen, sie macht sich ja dauernd selbst solche Gegenvorstellungen, so daß man nicht von einer Unzugänglichkeit, sondern nur von einer Unwirksamkeit derselben sprechen kann. Infolgedessen kommt es bei ihr, im Gegensatz zu Nadia,

<sup>1</sup> Schon *Hans Kunz* hat in seiner schönen Arbeit über „Die Grenze der psychopathologischen Wahninterpretation“ (Z. Neur. 135, 1931) in bezug auf den schizophrenen Primärwahn gezeigt, daß und warum die psychopathologische Erklärung hier an eine Grenze gelangt, und daß wir diese Grenze nur überschreiten können, wenn wir sehen und untersuchen, warum wir es bei der Schizophrenie mit „einer fundamental anderen, eigenen Weise des Daseins“ (S. 715) zu tun haben. In diesem Zusammenhang sei aber auch auf desselben Autors Aufsatz über „Die anthropologische Betrachtungsweise in der Psychopathologie“ (Z. Neur. 172, 1941), hingewiesen.

auch nicht zu einem eigentlichen Beachtungswahn. Nur im Affekt äußert sie die Idee, ihre Umgebung habe eine sadistische Freude daran, sie zu quälen (53, S. 275) und nur gleichnisweise spricht sie von bösen Mächten, Geistern, Gespenstern, die sie quälen und vergewaltigen. Hier sei nur noch einmal festgestellt, daß Ellen Wests Psychose überhaupt weniger mitweltlich orientiert ist, wie es bei der überwertigen Idee *Wernicke's* durchwegs der Fall ist, sondern um- und eigenweltlich, und zwar vorwiegend leiblich-eigenweltlich. Das besagt aber nicht, daß es sich bei ihr um eine Somatopsychose im Sinne *Wernicke's* handelt, während Nadia eine deutliche Unzugänglichkeit gegen Gegenvorstellungen und deutliche somatopsychotische Züge zeigt.

### 7. Die Stimmungsschwankungen.

#### Schizophrenie oder manisch-depressives Irresein?

Wir haben gehört, daß *Kraepelin* das Zustandsbild, das Ellen West zur Zeit seiner Konsultation zeigte, als Melancholie bezeichnete, den Fall also als dem manisch-depressiven Irresein zugehörig betrachtete und die Prognose quoad Phase durchaus günstig stellte. Nun zeigen aber sowohl die depressiven als die manischen Verstimmungen im Falle Ellen West gewisse Besonderheiten. Es bleibt zwar trotz des beständigen Wechsels der Stimmungslage und der zunehmenden Schwere des Zustandsbildes alles vorwiegend innerhalb der Sphäre der Verstimmung; wir bemerken hingegen nichts von einer Hemmung einerseits, von Anzeichen von Ideenflucht andererseits. Was den „Bewegungs- und Beschäftigungsdrang“ betrifft, so handelt es sich hier weniger um einen „vitalen“ Drang, als um einen „ideagenen“ „Bewegungsfimmel“ (vgl. das Umkreisen der Freundin in Sizilien) oder um eine „wahre Beschäftigungssucht“ oder „Beschäftigungswut“ zur Ausfüllung ihrer Leere. Das massenhafte Einströmen von Gedichten in der Nacht vom 18. auf den 19. November (53, S. 268) ist das deutlichste rein manische Zeichen, jedoch besteht auch hier keine Ideenflucht. Dabei handelt es sich hier wie sonst eher um ein als „Herauslösen aus dem zeitlichen Geschehen erlebtes, ekstatisches Glückgefühl“ denn um einen rein vitalen euphorischen Affekt<sup>1)</sup>. In der depressiven Verstimmung wiederum vermissen wir das Symptom des depressiven Schuldgefühls, des Nicht-wieder-gutmachen-könnens, überhaupt der „endgültigen (inhaltlichen) Bestimmung durch das Vergangene“. (Was ein anderes Phänomen bedeutet als das, was wir als die Übermacht der Gewesenheit bezeichnen!) Die depressive Verstimmung Ellens zeigt viele Züge, die mehr an die psychopathische Verstimmung erinnern als an die endogene De-

<sup>1)</sup> Vgl. *Erwin Straus*, Das Zeiterlebnis in der endogenen Depression und in der psychopathologischen Verstimmung. *Monschr. f. Psychiatr. u. Neur.* 68, 1938, S. 640.

pression: Sie ist darin nicht von der Zukunft abgeschnitten, sondern von der Zukunft bedroht! Ihre depressive Verstimmung gehört also der Beziehung Ich — Schicksal an. Die Zeit gerät hier nicht ins Stocken, vielmehr wird die Gestalt, in der sich das Zukünftige darbietet, „abgelehnt, gemieden oder bekämpft“. Die Verstimmung geht hier nicht nur aus einer „pathologischen Variation psychophysischer Funktionen“ hervor, sondern ist auch eine „Reaktion auf eine Variation“, zwar nicht der Umwelt, aber der Eigenwelt (*E. Straus*, ebd. S. 655 f.). Schon lange vor *E. Straus* und als erster hat bekanntlich *E. Minkowski* die phänomenologische Analyse depressiver Verstimmungen unternommen und sehr weit gefördert<sup>1)</sup>. Aber auch ein Vergleich mit dem Fall seiner ersten Arbeit (1923), wie auch mit demjenigen seiner Arbeit von 1930<sup>2)</sup> zeigt, wie sehr sich unser Fall von dem seinigem unterscheidet. Das ist um so bemerkenswerter, als gerade der zweite Fall inhaltlich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem unsrigen zeigt, insofern *Minkowski's* Kranker von einem sentiment de matérialité accrue auf der einen, einem Gefühl d'être immatériel et aérien auf der andern Seite spricht. Insofern er aber darüber klagt, de n'être, malgré lui, que mangeaille et défécation, de n'être qu'une vie de tripes, une masse, une espèce de fonctions végétatives, et qui encore se fait mal (1930, S. 247 u. 231), zeigt es sich, daß wir es hier bereits mit einer Somatopsychose zu tun haben, etwa im Sinne der hypochondrischen Melancholie *Wernicke's*, wenn auch unser Fall zwar hart an der Grenze, aber doch noch nicht innerhalb des Bereichs der Somatopsychose liegt.

Zu all dem kommt die für die Gesamtdiagnose wichtigste Feststellung, daß wir es im Falle Ellen West keineswegs nur mit phasischen manisch-depressiven Verstimmungen zu tun haben, nach deren Abklingen der status quo ante wieder eintritt, und daß es sich auch keineswegs nur um immer tiefere depressive Verstimmungen handelt, sondern daß die Verdüsterung der Welt, die sich zunächst als temporäre depressive Verstimmung anzeigt, auch außerhalb der eigentlichen depressiven Phasen fortschreitet, zunächst die Form des Welkens und Absterbens, sodann die der Ummauerung und Verlochung annehmend, um schließlich als Hölle zu enden. Es handelt sich um eine fortschreitende, in den jeweiligen Depressionen nur deutlicher zutage tretende Schrumpfung der Gesamtstruktur des In-der-Welt-seins von ihrer vollen Gestalt zu einer Ungestalt. Die Freßgier und das Dicksein stehen schon am Ende dieser Schrumpfung, insofern die Eigenwelt, die seelische sowohl als die leibliche, nicht nur als Ungestalt erlebt wird, sondern sich in dieser Ungestalt aus-

<sup>1)</sup> Vgl. Etude psychologique et analyse phénoménologique d'un cas de mélancolie schizo-phrénique. Journal de Psychologie XX, 1923.

<sup>2)</sup> Etude sur la structure des états de dépression (Les dépressions ambivalentes). Dieses Archiv XXVI, 1930.

lebt, wenn auch noch dauernd widersprochen von der jetzt zur Ohnmacht verurteilten ätherischen Welt der Ideale. Das Dasein bewegt sich nun in einem *circulus vitiosus*, es ist die Schlange, die sich in ihren eigenen Schwanz beißt. Aber indem das Dasein sich trotzdem noch „auf sich selbst zu besinnen“ vermag, im frei gewählten Tod, vermag es diesen Kreis schließlich doch noch zu durchbrechen, vermag es der Schlange doch noch den Kopf zu zerschmettern. Das ist der Sieg dieses Daseins über die Macht der „Hölle“.

### 8. Die Diagnose.

Entwicklung einer Persönlichkeit oder schizophrener Prozeß?

Nachdem wir schon im vorigen Abschnitt (C), sowie in diesem Abschnitt (D) ausführlich dargelegt haben, warum es sich im Falle Ellen West weder um eine Neurose noch um eine Sucht, noch um eine überwertige Idee (Wahnidee) handeln kann, und nachdem wir gezeigt, daß wir trotz der ausgesprochen endogenen Stimmungsschwankungen uns nicht mit der Diagnose des manisch-depressiven Irreseins beruhigen dürfen, kommen nur noch zwei diagnostische Möglichkeiten in Betracht: Entwicklung einer psychopathischen Konstitution oder schizophrener Prozeß? Die erstere Möglichkeit hatte der ausländische Konsiliarius ins Auge gefaßt, die zweite schien sowohl *Bleuler* als mir gesichert.

Unter Entwicklung einer psychopathischen Konstitution kann nur das gemeint sein, was *Jaspers* (*Allgemeine Psychopathologie*<sup>3</sup>, S. 317) „Entwicklung einer Persönlichkeit“ nennt und worunter er das Gesamt des Wachsens der Anlage, ihrer Wechselwirkungen mit dem Milieu und der ihr entsprechenden Reaktion auf Erlebnisse versteht. Er denkt dabei an die paranóiden Entwicklungen der Querulanten und Eifersüchtigen, aber auch an Fälle wie denjenigen von *Reiß* (*Z. Neur.* 70), wo an einer hypomanischen, auf bloße Geltung und Form eingestellten Persönlichkeit gezeigt werde, wie eine Existenz — zuerst als erfolgreicher Geschäftsmann, sodann als bedürfnisloser, psychopathischer Wanderprediger — im Sinne einer „bloßen“ Änderung gleichsam der Fassade bei gleichbleibendem Charakter aus veränderten Milieubedingungen und frühzeitig abnehmender sexueller Potenz verstehbar sei. Es ist ohne weiteres klar, daß der Fall Ellen West nicht unter den Begriff dieser Entwicklung der Persönlichkeit fallen kann; weder handelt es sich bei ihr um ein Wachsen der Anlage, noch um eine verständliche Wechselwirkung von Anlage und Milieu (nur die Revolte gegen ihre Familie läßt sich als solche auffassen), noch um eine der charakterlichen Anlage entsprechende gleichbleibende Reaktion auf bestimmte Erlebnisse. Das wurde ja schon anlässlich der Kontroverse über das Vorliegen einer überwertigen Idee ausgeführt. Sehr mit Recht erklärt

aber *Jaspers* selbst, daß uns nicht ganz selten Individuen vorkämen, „die in ihrem ganzen Lebenslauf das Bild einer Persönlichkeitsentwicklung bieten, in einzelnen Zügen aber auf einen leichten Prozeß hindeuten, der dieser Entwicklung eine abnorme Note gibt“, was die Diskussion hier nicht zu einem Resultat kommen lasse.

Wenn wir selbst in unserm Falle doch zu einem Resultat gekommen zu sein glauben, so deswegen, weil er nicht nur auf einen leichten Prozeß hinweisende Züge zeigt, sondern ein nachweisbarer Prozeß ist. Während aber *Jaspers* nicht jeden psychischen Prozeß als schizophren anspricht, sehen wir gerade in unserm Fall keine andere Möglichkeit als diese: Ein unbekanntes Etwas, das sich nicht aus Anlage, Milieu und Erlebnis allein erklären läßt, muß diesen Prozeß einleiten und unterhalten. Daß er vor dem Tode gleichsam suspendiert ist, vermag angesichts des Auftretens solcher Suspensionen sogar bei weit fortgeschrittenen Schizophrenien nicht zu überraschen und zumal nicht gegen die Diagnose einer leichten, sehr schleichenden Schizophrenie zu sprechen<sup>1)</sup>. Ob Ellen West schon als Kind einen ersten leichten Schub durchgemacht, wie es auf Grund der früh nachweisbaren Züge von Trotz, Eigensinn, übersteigertem Ehrgeiz, Leere und Druck, sowie der verspäteten Pubertätsentwicklung durchaus möglich ist, muß dahingestellt bleiben. Ebenso muß natürlich dahingestellt bleiben, wie sich der Prozeß weiter entwickelt hätte, wenn Ellen West durch eine lange dauernde Internierung an der Ausführung ihrer Selbstmordabsicht verhindert worden wäre. An eine Besserung, geschweige denn Heilung hat keiner der drei bei dem Konsilium beteiligten Ärzte geglaubt. Andererseits wird wohl darüber Einigkeit herrschen, daß es sich kaum um eine zur Verblödung führende Schizophrenie handeln konnte. Jedoch erscheint es mir nicht ausgeschlossen, daß sich auch bei Ellen West wie bei Nadia eine „Somatopsychose“ mit hypochondrischen Wahnideen und eine „Allopsychose“ mit Beeinträchtigungsideen hätte entwickeln können.

Wenn wir oben sagten, daß es sich bei Ellen West um einen nachweisbaren schizophrenen Prozeß handle, so haben wir diesen Nachweis schon auf daseinsanalytischem Wege erbracht. Er gipfelt in der Feststellung, wenn auch nicht eines Bruches, so doch einer ausgesprochenen „Knickung“ ihrer Lebenslinie. Wir kommen sogleich darauf zurück. Dieser Nachweis läßt sich aber auch auf symptomatologisch-klinischem Wege erbringen. Es ist, worauf immer noch zu wenig geachtet wird, die Verschwommenheit

<sup>1)</sup> *Kläsi* scheint mit Recht anzunehmen, daß das Vorkommen solcher Suspensionen, wie ich sie nenne, noch nicht das Recht gibt, von einer Remission zu sprechen, wenn er, auf das Vorkommen von Ambivalenz und Krankheitseinsicht sich beschränkend, erklärt: „Ambivalenz und Krankheitseinsicht können wohl zu einer Remission gehören, aber ebensogut kündigen sie den Prozeß an und können ihn während des ganzen Verlaufs begleiten.“ *Praxis* 1943, No. 42, S. 720.

und Vielgestaltigkeit der Symptome, die bei solchen „neuroseähnlichen“ Fällen den schizophrenen Prozeß beweist. So konstatieren wir im Falle Ellen West zwar eine allgemeine Süchtigkeit, aber keine eigentliche Sucht im klinischen Sinne, konstatieren wir ein zwangsartiges Sichaufdrängen seelischer Inhalte, aber weder anankastisch-psychopathische Züge, noch erst recht zwangs-neurotische Mechanismen<sup>1</sup>); wir konstatieren phobische Elemente, aber keine eigentliche Phobie, überwertige „Interessen“, aber keine „überwertige Idee“, wahnnahe somato-psychische Erscheinungen, aber keinen Wahn, ausgesprochene endogene Verstimmungen, aber keinen rein manisch-depressiven Verlauf; wir konstatieren zwar Züge einer krankhaften „Entwicklung der Persönlichkeit“, aber daneben einen unaufhaltsam fortschreitenden Krankheitsprozeß. Es ist das Gesamt dieser symptomatologischen Feststellungen, das zur Diagnose der Schizophrenie führen muß, und zwar, wie wir am Schlusse noch näher ausführen werden, der polymorphen Form der Schizophrenia simplex.

Den auf daseinsanalytischem Wege erbrachten Nachweis der „Knickung der Lebenslinie“ von ihrem Beginn über ihren gesamten Verlauf bis zu ihrem Herabsinken auf das Niveau der tierischen Gier brauchen wir hier nicht mehr zu wiederholen, zumal wir das Ergebnis der Daseinsanalyse am Eingang dieses Abschnittes (D) noch einmal zusammengefaßt haben. Dazu kommt, daß wir dieses Ergebnis nicht nur im Falle Ellen West, sondern auch im Falle Nadia bereits auf seinen daseinsanalytischen Nenner gebracht haben. Im letzteren Fall sprachen wir von einer wachsenden Erstarrung oder „Gerinnung“ des freien Selbst zu einem immer unfreieren („unselbständigeren“), dinghaften Gegenstande (54, S. 360). In beiden Fällen wird dem Dasein die Selbstmächtigkeit weitgehend entzogen, wird das Dasein weitgehend verweltlicht und vergegenständlicht, in beiden verwandelt sich Freiheit immer mehr in Nötigung und Not, Existenz in zwangsläufiges Geschehen. Was das heißt, haben wir bis in alle Einzelheiten gezeigt.

Damit sind wir aber noch nicht am Ende. Eine solche daseinsmäßige Wandlung finden wir auch bei manchen „Neurosen“, besonders bei der Zwangsneurose, bei psychopathischen Entwicklungen, ja auch in der Entwicklung einzelner Leidenschaften. In letzterer Hinsicht hat *Gott-helf* diese Wandlung so klar und deutlich geschildert, wie *Kierkegaard* (54, S. 360) aus dem Gegensatz zwischen Unendlichkeit und Endlichkeit heraus, daß wir ihn selbst zu Worte kommen lassen müssen: „Es ist sehr merkwürdig in Beziehung auf das Streben des Menschen, daß man zumeist nicht weiß, wie es auswächst und welche Richtung es nimmt, ob am Ende das Ziel

<sup>1</sup>) Den Unterschied zwischen diesen beiden „psychogenen Zwangsercheinungen“ hat *Binder* klar herausgestellt in seiner Schrift „Zur Psychologie der Zwangsvorgänge“, 1926.

nicht zum Magnet wird und der Mensch ein willenloses Wesen. Es ist gar manch Streben anfangs ein sehr ehrenwertes, löbliches und wird in seinem Verlauf zum Mühlstein, der den Menschen in den Abgrund zieht.“ „... wenn über diesen Bestrebungen nicht ein allerhöchstes Streben ist, das über alles Endliche hinausgeht, dessen Ziel im Himmel liegt, artet alles irdische Streben aus und wird lasterhaft, wächst in eine Leidenschaft aus, der man immer Besseres zum Opfer bringt, bis man am Ende nichts Gutes mehr hat; es ist der Grind im Kleeacker, der über den ganzen Acker hin wuchert, bis aller Klee verzehrt ist.“<sup>1)</sup>

Auch hier ist der Mensch eingespannt zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit („Himmel“) und wird gezeigt, daß die „kleine Endlichkeit“ fixiert wird, sobald sie aus der Innerlichkeit der Unendlichkeit, in unserer eigenen Sprache: aus der Dualität der Liebe, heraustritt.

Was uns nach all dem noch bleibt, ist zu zeigen, durch welche Kriterien sich eine als schizophrene anzusprechende Fixierung der Endlichkeit unterscheidet von solchen nicht-schizophrenen „Fixierungen“. Dieses Kriterium ist „die Zeit“.

In der Kritik der reinen Vernunft lesen wir den Satz: „Man gewinnt dadurch schon sehr viel, wenn man eine Menge von Untersuchungen unter die Formel einer einzigen Aufgabe bringen kann.“ Die Formel unserer Aufgabe also heißt: untersuchen, wie es sich mit der Zeitigung verhält, wenn eine „Fixierung der Endlichkeit“ als schizophrene Fixierung angesprochen werden soll.

Auch hier haben wir nur bereits Verarbeitetes zu wiederholen. Maßgebend für die Fixierung des Daseins im Falle Ellen West wurde für uns die Zeitlichkeit der Gruftwelt: „Die Verdichtung, Konsolidierung, Verengerung des Schattens über die vegetative Faulung und unentrinnbare Einkreisung bis zur Mauer der Gruft“, so sagten wir damals (54, S. 108), „ist Ausdruck der zunehmenden Übermacht der Vergangenheit über dieses Dasein, der Übermacht des Schon-Seins in der Befindlichkeit der Hölle und des unentrinnbaren Zurück-auf-sie. Diese Höllenangst ist die Angst des Daseins vor dem Verschlungenwerden von seinem Grunde, von dem es um so tiefer verschlungen wird; je höher es ihm zu entspringen, zu entfliegen versucht. An Stelle der Selbstbemächtigung des Grundes und des Sich-durchsichtigwerdens auf ihn tritt das angstvolle Bemächtigtwerden von ihm als das Zurücksinken in das Nichts.“

Nun kennen wir aber auch eine „Übermacht der Vergangenheit“ in der endogenen Depression, wenn auch nicht einhergehend mit einer derartig

<sup>1)</sup> Erlebnisse eines Schuldenbauers. S. W. XIV, 264 f. Hervorhebung von mir. — Daß *Gotthelf* jene Wandlung in stark moralistisch gefärbten Ausdrücken schildert, ändert nichts an der Wahrheit des Sinnes seiner Schilderung.

systematischen, progressiven Umwandlung des materialen Gewandes der Welt wie im Falle Ellen West. Was in diesem Falle aber noch hinzukommt, ist das Auseinanderfallen der Zeitlichkeit in ihre Ekstasen und die weitgehende Verselbständigung derselben, mit dem Erfolg, daß „die Zeit“ im Grunde überhaupt nicht mehr „läuft“. Wo dies der Fall ist, sprechen wir in psychopathologischer Sprache von einer „Dissoziation der Persönlichkeit“. In der Depression kann deswegen nicht von einem Auseinanderfallen der einzelnen Ekstasen der Zeit gesprochen werden, weil hier „die Zeit“, wenn auch mehr oder weniger verlangsamt, doch immer noch „läuft“ („sich erstreckt“), weswegen die Kranken gerade die Spannung, den Kontrast zwischen der „Zeit“, in der sie „leben“, und der eigentlichen, „erstreckten Zeit“ so quälend empfinden müssen. Könnte der Depressive ganz in der Vergangenheit aufgehen, ohne mehr etwas von Zukunft und Gegenwart zu „wissen“, so wäre er nicht mehr depressiv! Das depressive „Erlebnis des Bestimmtseins durch das Vergangene“ und die dadurch bedingte „Einschränkung künftiger Freiheit“ (*Erwin Straus*) ist schon als Feststellung eines psychopathologischen Tatbestandes etwas ganz anderes, als das, was wir als das „Vorherrschen der Ekstase der Gewesenheit“ in unserem Fall daseinsanalytisch interpretiert haben! Das Vorherrschen der Vergangenheit oder richtiger der Gewesenheit, in eins mit dem Auseinanderfallen der Ekstasen der Zeit, so daß, wie sich der Kranke Hahnenfuß ausdrückt (vgl. 54, S. 115<sup>1)</sup>), „die ganze seelische Beschaffenheit (nicht als endlich-zeitlich, sondern) ebenso gut als ewig angenommen werden kann“, scheint mir grundlegend für das Verständnis dessen, was wir als schizophrenes Seelenleben ansprechen. Der Beweis für diese Auffassung wird sich aber erst an Hand der daseinsanalytischen Untersuchung fortgeschrittener Fälle erbringen lassen. Die wichtigste Konsequenz, die wir aus dieser Einsicht ziehen müssen, ist nun aber die, daß da, wo ein Mensch die Welt auf so andere Weise zeitigt als wir, „die Verständigung“, wie der Kranke Hahnenfuß wieder sagt, „nach jeder Richtung hin überhaupt ausgeschlossen“ oder zum mindesten sehr erschwert ist. Dabei handelt es sich nicht erst um das, was *E. Minkowski* als Störung des Synchronismus bezeichnet hat, also als Störung im weltzeitlichen Umgang und Verkehr (und was die Psychopathologie als „mangelnde Anpassung an die Realität“ bezeichnet), sondern schon um eine andersartige Weise der Zeitigung und Geschichtlichung des Daseins als solche, die ihrerseits die Störung des Synchronismus erst bedingt. Da wir aber da, wo diese Störung vorliegt, von Autismus sprechen, müssen jene andersartigen Weisen der Zeitigung auch dem Autismus zugrunde liegen. Das Auseinanderklaffen der Ekstasen, die Aufhebung der Möglichkeit der Zeitigung als stätig sich erstreckender, hat zur Folge, daß die Ver-

ständigkeit (und zwar im Sinne der Kommunikation überhaupt) „ausgeschlossen“ oder erschwert ist. Autismus zeigt sich zunächst, wie alle psychotischen „Symptome“, in einer bestimmten Art und Weise der Störungen der Kommunikation (vgl. unten). Da Autismus aber keineswegs eine bloße Verstimmtheit bedeutet, wie die Depression oder Manie, sondern eine viel tiefer liegende Abwandlung der Zeitigung des Daseins, ist hier auch die Kommunikation in viel höherem Maße erschwert. Und doch läßt sich auch hier, wie wir gesehen haben, das Dasein noch daseinsanalytisch untersuchen und verstehen, woran uns die *Jaspers'sche* Unterscheidung zwischen einfühlbarem und uneinfühlbarem Seelenleben, als eine rein „subjektive“, psychologische, nicht irre machen konnte. Die Daseinsanalyse hat keinerlei Anlaß, vor der Untersuchung des schizophrenen Seelenlebens Halt zu machen, wenn sie sich auch, wie es hier geschehen, zuerst an schleichenden Prozessen versuchen muß.

Auch der Autismus hat, wie jede Daseinsform, seine Ausdrucksformen und seine Ausdrucksgrammatik (*Scheler*). Schon bei Ellen West konstatierten wir eine etwas steife und leere Mimik, einen Blick, der bald leer, bald „gefühlsdurchtränkt“, also nicht im normalen Sinne „gefühlvoll“ war und eine etwas steife Haltung (53, S. 273). All das sind Ausdrucksformen der existenziellen Leere im Sinne des schizophrenen Prozesses. Dazu kommt das „Gefühl“, daß alles innere Leben aufgehört habe, alles unwirklich sei, alles sinnlos (53, S. 273). Aber auch hinsichtlich des „Kontakts“ mit der Kranken, der sympathetischen (*Erwin Straus*) und der existenziellen Kommunikation müssen wir von Autismus sprechen: Ellen West war nicht mehr imstande, im Miteinandersein der Liebe oder Freundschaft aufzugehen<sup>1)</sup> oder sich der existenziellen Fürsorge zu öffnen. Dementsprechend war auch der mitweltliche Umgang oder Verkehr mit der Kranken erschwert. Ihre Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Insichgekehrtheit, ihr Mißtrauen, daß man ihr nicht helfen wolle und sie nur leiden lasse, ja sie nur quälen wolle, setzten der Verständigung immer wieder unüberschreitbare Grenzen. Da Ellen West im tiefsten Grunde nur als Gewesende

<sup>1)</sup> Daß der schizophrene Autismus eine Form der Lieblosigkeit und Liebesunfähigkeit ist, liegt ja schon in seinem Namen und Begriff. So spricht z. B. *Binder* (Zum Problem des schizophrenen Autismus. *Z. Neur.* 125, S. 659) von einer „Abnahme der Fähigkeit zum Du-Erlebnis in seinen tausenderlei Formen“. Das Fehlen des Du-Erlebnisses und seine Folgen wurde nachgewiesen in einer schönen Arbeit aus der Beringer'schen Klinik (*Hans Kühn*. Über Störungen des Sympathiefühlens bei Schizophrenen. Ein Beitrag zur Psychologie des schizophrenen Autismus und der Defektsymptome. *Z. Neur.* 174, H. 3, S. 418 ff.). Das Fehlen jener Fähigkeit hat der Autismus aber mit dem „moralischen Defekt“ und dem Egoismus (vgl. *Binder* und *Kühn*) gemein. Es bleibt daher unsere Aufgabe, durch weitere daseinsanalytische Untersuchungen zu zeigen, worin diese Gemeinsamkeit besteht und worin sich diese verschiedenen Formen der Unmöglichkeit des Von-Herzen-kommens und Züherzen-Gehens (vgl. Grundformen 105—110) unterscheiden. Diese Aufgabe ist aber nicht zu lösen durch die Analyse des Fehlens des Du-Erlebnisses allein, sondern nur durch eine Analyse der Gesamtverfassung der jeweiligen Daseinsform.

existierte, mußten alle Versuche, sie in die Gegenwart zu versetzen (sie also in die jeweilige Situation hervorzurufen) und ihr die Zukunft zu erschließen, mißlingen.

Was die Heredität (53, S. 255) betrifft, so ist Ellen West offenbar vorwiegend nach der manisch-depressiven Seite hin belastet. Wir können aber gar nicht beurteilen, wie weit die schwerblütigen, ernsten Naturen unter ihren Vorfahren oder die abenteuerlichen und nervösen doch auf schizoide Typen hinweisen. Es liegt jedenfalls nahe, den äußerlich sehr beherrschten, etwas steif formellen, sehr verschlossenen Vater mit seiner ernsten und schweren Art, den als sehr strengen Autokraten geschilderten Vater des Vaters und den streng asketischen Vatersbruder (auf den wir gleich zurückkommen) als schizoide Charaktere aufzufassen. Auch die kleinen, körperlich zarten, nervösen Geschwister der Mutter und der weiche, „ästhetische“, jüngere Bruder der Patientin könnten in den schizoiden Typenkreis fallen. Es würde sich so um eine Mischung von manisch-depressivem und schizoidem Erbgut handeln. Auf Grund der neueren erbbiologischen Untersuchungen wissen wir ja, wie häufig sich gerade auf solchem Boden Schizophrenien entwickeln.

Besonders zu besprechen ist aber noch der asketische Vatersbruder, da sein Verhalten eine auffallende inhaltliche Übereinstimmung mit demjenigen seiner Nichte Ellen West zeigt: Auch er zeigt asketische Tendenzen in bezug auf die Nahrungsaufnahme und läßt ganze Mahlzeiten aus, weil das regelmäßige Essen dick mache. Wir sehen aus diesem kleinen Zug, wie recht *M. Bleuler*<sup>1)</sup> hat, wenn er es für unumgänglich nötig erklärt, auch die psychologischen Verhaltensweisen der Angehörigen unserer Kranken zu untersuchen (S. 407). So fand sein Schüler *Hans Jörg Sulzer*<sup>2)</sup> für jede der verschiedenen krankhaften Vorstellungswelten der drei von ihm untersuchten Familienglieder eine inhaltlich korrespondierende, wenn auch nicht ins Wahnhafte veränderte Vorstellungswelt bei einem der gesunden Familienmitglieder. „Die krankhaften Gedankeninhalte des schizophrenen Familienmitgliedes hängen also nicht von ihrer Schizophrenie, sondern offensichtlich von ihrer präpsychotischen Persönlichkeit ab“ (S. 492). Diese Feststellung ist schon deswegen für uns wichtig, weil sie eine Warnung bedeutet vor einem vorschnellen Rückschluß von dem Symptom der Freßgier und dem Abscheu vor ihr bei unserer Patientin auf ein dasselbe allein und direkt verursachendes krankhaftes Hirngeschehen.

Unsere Kranke selbst zeigt einen, wenn auch nicht sehr ausgesprochenen, so doch eindrucksmäßig sicheren pyknischen Körperbau. Von seiten

<sup>1)</sup> Schizophrenie und endokrines Krankheitsgeschehen. Archiv der Julius Klaus-Stiftung, Bd. 18, 1943.

<sup>2)</sup> Zur Frage der Beziehungen zwischen dyskrinem und schizophrenem Krankheitsgeschehen. Archiv der Julius Klaus-Stiftung, Bd. 18, 1943.

des Endokriniums sind als mutmaßliche Abweichungen zu erwähnen (vgl. 53, S. 273) der leicht akromegaloide Schädel, die von dem Internisten auf eine endokrine Störung zurückgeführte Verdickung der Ohrspeicheldrüsen, die von einem Gynäkologen festgestellten infantilen Genitalien und das jahrelange Ausbleiben der Periode. Was das gesteigerte Hungergefühl betrifft, so müssen wir uns natürlich hüten, hier ohne weiteres auf eine endokrine Genese zu schließen<sup>1</sup>). Unsere Untersuchungsbefunde reichen nicht aus, um die Frage zu entscheiden, ob Ellen West nur deswegen hungert, weil sie sich aus psychischen Gründen zu wenig Nahrung gönnt und zugleich auf Süßigkeiten versessen ist und überhaupt über einen kräftigen Appetit verfügt, oder ob es sich um ein physiologisch abnormes Hungergefühl handelt. Ebenso wenig können wir entscheiden, ob es sich bei Ellen West um eine endokrin bedingte Steigerung des Fettansatzes handelt, durch die die Angst vor dem Dickwerden, wenn auch keineswegs hervorgerufen, so doch einen Schein von Berechtigung erhalten würde. Sollte es sich hinsichtlich der Pathoplastik unseres Falles um endokrine Mitbedingungen handeln, was zum mindesten nicht auszuschließen ist, so kämen in erster Linie hypophysäre und ovarielle Einflüsse in Betracht, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß gerade diese Störungen bei Psychosen ihrerseits wieder „psychogen bedingt“ sein können. Auf keinen Fall scheint es uns jedoch angängig, an eine Form der hypophysären Magersucht zu denken, da die Abmagerung bei Ellen West jeweils auf die absichtliche Unterernährung zurückzuführen ist und da, wie es *Janet* ja auch mit Recht in seinem Fall *Nadia* betont hat, gerade keine Anorexie, sondern im Gegenteil ein gesteigerter Appetit vorliegt. Da wir auf Grund der Untersuchungen *M. Bleuler's* und seiner Schüler mit ihm (a. a. O. S. 410) der Meinung sind, „daß die Krankheitsgestaltung der Schizophrenie (in bezug auf Verlauf und in bezug auf die Symptomatologie) weitgehend von bestimmten endokrinen Verhältnissen abhängig ist“, sollte der Vollständigkeit halber auch diese Frage hier wenigstens zur Diskussion gestellt werden. Leider fehlen auch Angaben über den endokrinologischen Befund bei Ellen West's Verwandten völlig.

Zum Schluß erhebt sich die Frage, ob wir den Fall Ellen West nach dem Vorgang von *Stähelin* als „präschizophrene Somatose“ bezeichnen sollen oder als Schizophrenie. Ich entscheide mich unbedingt für die letztere Diagnose. Auch im Falle *Stähelin's* würde ich von Anfang an (also von den krankhaften Erscheinungen im 18. Jahr an) von einer Schizophrenie sprechen. *Stähelin* macht (a. a. O. S. 1215) mit Recht auf die neben der

<sup>1</sup>) Über die bekannten Beziehungen des „Vitalgefühls“ zu Zwischen- und Mittelhirn vgl. wieder *Stähelin*, Psychopathologie der Zwischen- und Mittelhirnerkrankungen. Dieses Archiv 53, H. 2.

„Eßsucht“ bestehenden „Veränderungen der Vitaltriebe“ (plötzliche, scheinbar unmotivierte Alkoholexzesse, Bremsung und Enthemmung der Sexualtriebe, Bewegungs- und Schlaftriebe, wie ich sie auch bei meinen eigenen Kranken häufig beobachten konnte) aufmerksam, betrachtet sie aber als ein Symptom, „das man in den Jahren vor Ausbruch der Schizophrenie nicht selten findet“. Hier kommt natürlich alles darauf an, was man unter „Ausbruch der Schizophrenie“ versteht. Versteht man darunter wie gewöhnlich, das Auftreten schwerer Sekundärsymptome, insbesondere im Sinne des „akuten Schubes“, so hat *Stähelin* mit seiner Bezeichnung natürlich recht. Versteht man unter Ausbruch der Schizophrenie aber die ersten Anzeichen für das Vorliegen eines, wenn auch noch so leichten, schizophrenen Prozesses, so hat es keinen Sinn mehr, von Präschizophrenie zu sprechen, ebensowenig, wie es einen Sinn hätte, beim ersten Auftreten von klinischen Anzeichen für das Vorliegen eines tuberkulösen Spitzenkatarrhs oder bei der röntgenologischen Feststellung eines auch nur stecknadelkopfgroßen Herdes in einer Lungenspitze oder vergrößerter Hilusdrüsen von einer Prä tuberkulose zu sprechen. Wenn wir vom Ausbruch einer Schizophrenie erst da sprechen, wo wir massive psychotische Sekundärsymptome auftreten sehen, so dürfte auch der Internist erst da von Tuberkulose sprechen, wo sich schwere destruktive Prozesse in der Lunge nachweisen lassen. Da wir aus rein klinischen und erst recht aus forensischen Gründen aber nach wie vor zwischen Präschizophrenie (die nicht zu verwechseln ist mit latenter Schizophrenie) und „ausgebrochener“ Schizophrenie unterscheiden müssen, müssen wir, wenn wir rein medizinisch verfahren wollen, einen einzigen Namen für den schizophrenen Gesamtprozeß von seinen leisesten Anfängen bis zum Ende zur Hand haben. Obwohl es sich, wie auch *Stähelin* erklärt, bei jenen Störungen der Vitaltriebe und erst recht bei der gesteigerten Freßlust (bekanntlich wird die Freßgier auch als hypothalamisches Symptom betrachtet) um dienzepale Störungen handelt, sind wir heute doch noch nicht berechtigt, die Schizophrenie als Dienzephalose zu bezeichnen. Ich würde daher vorschlagen, Präschizophrenie, latente und manifeste Schizophrenie unter dem Namen des Morbus Bleuler zusammenzufassen, wie man ja auch alle Erscheinungsformen der Tuberkulose als Morbus Koch bezeichnen könnte. Daß es sich hier nicht um sprachliche Liebhabereien, sondern um eine beim gegenwärtigen Stand der Schizophrenieforschung höchst wichtige, rein medizinische Forderung handelt, sollte ohne weiteres klar sein. — Selbstverständlich fiel die Schizoidie, als Charakteranlage, nicht unter den Begriff des Morbus Bleuler. Schizoidie ist keine Krankheit, ebensowenig wie Syntonie. Hingegen sollte beim Auftreten „neurotischer“ oder neurose-ähnlicher Erscheinungen bei einem schwer Schizoiden viel mehr als bisher an den Beginn eines Morbus Bleuler gedacht werden,

wie beim Auftreten solcher Erscheinungen bei einem ausgesprochenen Syntonon an den Beginn einer Depression gedacht werden muß. Ich weiß aus Erfahrung, daß viel zu häufig Neurosen diagnostiziert werden, wo bereits von einer Psychose gesprochen werden muß, und halte es im übrigen heute noch mit *E. Bleuler*<sup>1)</sup>, wenn er erklärt, er „halte die Begriffe der Neurosen für Artefakte, wenn sie nicht bloß als Symptomenkomplexe gelten sollen“.

Was zum Schluß die Therapie betrifft, so hätte man heutzutage sicherlich eine hormonale Therapie in die Wege geleitet, deren Richtung durch die erwähnten Störungen von seiten des Endokriniums ja vorgezeichnet sind. Aber auch beim heutigen Stand unseres Wissens und Könnens wären wir von der Möglichkeit einer Heilung noch weit entfernt. Ähnlich liegen die Dinge hinsichtlich der Schocktherapie, von der damals nicht einmal die ersten Vorläufer bekannt waren. In der so verantwortungsvollen Situation, in die der Arzt durch die Gesamtlage des Falles versetzt war, hätte die Schocktherapie sicherlich einen sehr willkommenen vorläufigen Ausweg bedeutet. Angesichts der speziellen Symptomatologie des Falles (Angst vor dem Dickwerden, starkes Hungergefühl) hätte man zunächst wohl nicht zur Insulinkur gegriffen, sondern zum Elektro- oder Kardiazolschock. Es ist möglich, daß dadurch eine vorübergehende Besserung erreicht worden wäre, jedoch muß bei kritischer Prüfung der modernen „Heilungsergebnisse“ doch angenommen werden, zumal im Hinblick auf einen so schleichenden Prozeß und eine so sehr auf das Entweder-Oder eingestellte Persönlichkeit, daß es sich dabei nur um einen Aufschub der Katastrophe hätte handeln können.

### Schlußwort.

Es mag manchem Fachkollegen auffällig, ja abwegig erscheinen, daß wir an die Spitze unseres Versuchs, das Schizophrenieproblem auch von der anthropologischen Seite her aufzuhellen, einen Fall stellen, der „keinen intellektuellen Defekt“, keine schizophrenen Sekundärsymptome wie Wahnideen und Halluzinationen, Sperrungen, Stereotypien zeigt und außerdem eine Menge anscheinend nichtschizophrener Züge aufweist und überdies eine vorwiegend manisch-depressive Heredität zeigt. Diesen Bedenken möchte ich mit der Feststellung begegnen, daß es uns gerade gelungen ist, durch das Gewirre und die Verschwommenheit der Symptomatologie hindurch die fortschreitende Einengung, Entmächtigung und Verweltlichung, psychopathologisch ausgedrückt, die Entleerung der Persönlichkeit im Sinne des schizophrenen Prozesses Schritt für Schritt zu verfolgen und

<sup>1)</sup> *Forel's* Stellungnahme zur Psychoanalyse. Jahrbuch Bleuler und Freud IV, S. 690.

nachzuweisen. Diese Aufgabe wurde uns erleichtert durch die gute Selbstbeobachtungs- und Selbstschilderungsgabe der intelligenten Kranken, das langsame Fortschreiten des Prozesses und das Vorliegen eines genügenden, sich über 17 Jahre hinstreckenden Beobachtungsmaterials. Bei rasch zur Verblödung führenden Fällen und unintelligenten Patienten lassen sich die Übergänge vom Gesunden zum Krankhaften, die für uns doch ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger sind, als für den Physiopathologen, nicht so deutlich oder gar nicht beobachten. Wo es sich um das Auftreten eines „massiven“ schizophrener Symptoms handelt, wie z. B. eines sogenannten Primärwahns<sup>1)</sup>, da wohnen wir ja schon nicht mehr der „Entstehung“ der Schizophrenie bei, sondern haben bereits das fertige „Resultat“ vor uns, was immer sich dann noch daran anschließen mag. Ich begegne mich in dieser Auffassung durchaus mit *Wyrsh*, dessen Verdienst es ist, auf die wissenschaftliche Bedeutung gerade der Schizophrenia simplex wieder hingewiesen zu haben<sup>2)</sup>. Unser Fall reiht sich durchaus seiner Anna K. (Fall 13) an, die so bewußt „das Erlebnis der inneren Haltlosigkeit und des Stillstandes in der Entwicklung“ hat und die so „fruchtlose und zermürbende Versuche“ macht, „das Dasein und sich selbst zu gestalten“ (S. 103). Was aber für *Wyrsh* einen „Sonderfall“ darstellt, findet sich in meinem Material relativ häufig.

Übrigens hat schon *Diem* in seiner grundlegenden Arbeit „Über die einfach demente Form der Dementia praecox“<sup>3)</sup> darauf hingewiesen, daß es, zumal im Hinblick auf die Prognose, „auf der Hand“ läge, „daß aber nur eine genaueste Beobachtung des initialen Stadiums zu einer Aufklärung führen kann, wie sie wohl nur bei erkrankenden Angehörigen der gebildeten Klassen, vor allem unter den Akademikern, möglich sein wird“ (S. 183). Er zweifelt zwar sehr, ob solche Fälle sich unter den gebildeten Ständen häufiger finden und führt als Beweis hierfür gerade die Arbeit *Kahlbaum's* „Über Heboidophrenie“<sup>4)</sup> an. Auf Grund meines eigenen Materials muß ich *Diem's* Zweifel jedoch widersprechen: Schon seit Beginn meiner psychiatrischen Tätigkeit an der hiesigen Anstalt war es mir unmöglich, mit den drei Hauptformen der Schizophrenie diagnostisch auszukommen; auch die Einführung der vierten Form, der Dementia praecox simplex, schien mir anfangs zur Einordnung und Einteilung meiner Fälle nicht zu genügen. Es schien mir unerläßlich, eine Anzahl durchaus nicht selten zur Beobachtung gelangender Fälle auf Grund der Eigenart ihrer Sympto-

<sup>1)</sup> Vgl. gerade hierzu auch *Schultz-Hencke*, Die Struktur der Psychose. Z. Neur. 175, S. 447.

<sup>2)</sup> *Jakob Wyrsh*, Über die Psychopathologie einfacher Schizophrenien. Monchr. f. Psych. u. Neur. Vol. 102, No. 2 (1940). — Weniger überzeugend wirkt auf mich hingegen sein Aufsatz vom folgenden Jahr (1941): Krankheitsprozeß oder psychopath. Zustand? Ebd. Vol. 103, No. 4/5.

<sup>3)</sup> Archiv f. Psychiatrie 37, 1903.

<sup>4)</sup> Allg. Zschr. f. Psych. 46.

matologie und ihres Verlaufs unter einer besonderen Rubrik unterzubringen, der Rubrik der polymorphen Form der Schizophrenie. Ich sah jedoch bald ein, daß diese Fälle rein klinisch doch der Schizophrenia simplex zuzurechnen seien, so sehr sie sich auch durch ihren anscheinend nichtschizophrenen Symptomenreichtum von den „unproduktiven“, einfach versandenden Fällen unterscheiden.

In der Rubrik „Polymorphe Form“ reihte ich alle diejenigen Schizophrenien ohne hervorstechende hebephrene, katatone und paranoide Symptome ein, die — abgesehen von ihrer langen Dauer, ihrem sehr schleichen Verlauf oder jahrelangen Stillstand, ihrer Einbuße an intellektueller Leistungsfähigkeit (bei erhaltener, formaler Intelligenz und erhaltener Sprache), abgesehen von dem öfteren Wechsel und schließlichen Entgleiten ihrer sozialen Aufgaben (Studium, Beruf, Familiengründung) oder dem Herabsinken von ihrem sozialen Niveau und abgesehen von ihrer therapeutischen Unangreifbarkeit durch die Psychoanalyse (und neuerdings durch die relative Unwirksamkeit der Schockbehandlung) — deutliche manisch-depressive Schwankungen, scheinbar psychopathisch-anankastische, zwangsneurotische, „hysterische“ oder „neurasthenische“ Symptome, Neigung zu Toxikomanie (Alkohol, Morphinum, Kokain), moralische Defekte und sexuelle Abwegigkeiten (besonders Homosexualität) zeigten. (Kriminelle Handlungen kamen kaum vor. Einen diesbezüglichen Fall habe ich Kollegen *Binder* überlassen<sup>1</sup>). Natürlich haben nicht alle Fälle alle diese „Komplikationen“ gezeigt, jedoch waren in der Regel mehrere derselben zu beobachten. Bei einer beträchtlichen Anzahl Fälle ließen sich katamnestic aber nach Jahren doch noch paranoide oder katatone Erscheinungen feststellen; jedoch kam es trotzdem kaum je zu einer eigentlichen schizophrenen Demenz. Bei strenger Fassung des Begriffs dieser polymorphen Form, bei Ausscheidung also aller derjenigen Fälle, wo von Anfang an und noch nach Jahren keine hervortretenden hebephrenen, katatonen oder paranoiden Symptome nachzuweisen waren, machen diese Fälle unter meinen Schizophrenen ca. 5% aus, bei weiterer Fassung, also unter Einschuß derjenigen Fälle, die früher oder später die einen oder andern jener Symptome gezeigt haben, ca. 10%. Im Gegensatz zu der Häufigkeit dieser polymorphen Form der Schizophrenia simplex bilden die unproduktiven, lediglich versandenden Fälle in meinem Krankengut eine seltene Ausnahme.

<sup>1</sup> *Hans Binder*, Zwang und Kriminalität. Dieses Archiv 54, S. 327 ff. (Fall Joseph B.).